

Denis Goldberg  
Der Auftrag

*Dieses Buch ist gewidmet:  
Meinen Comrades im Kampf für die Freiheit in Südafrika  
und in vielen anderen Ländern.  
Meinen Eltern Sam und Annie Goldberg.  
Meiner ersten verstorbenen Frau Esmé, der Genossin und Freundin.  
Unserer verstorbenen Tochter Hilly und unserem Sohn David.  
Meinen reizenden Enkeln Katie, Jane und Jack.  
Meiner zweiten verstorbenen Frau Edelgard Nkobi-Goldberg.  
Hillary (Kuny) Hamburger,  
die meine Verbindung zum Leben in den Gefängnisjahren war.*

Denis Goldberg

# Der Auftrag

Ein Leben für die Freiheit in Südafrika

Übersetzt und bearbeitet von Birgit Morgenrath

Assoziation A

**Fotonachweis:** Denis Goldberg Privatarchiv: 20, 21, 23, 27, 39, 58, 63, 78, 99, 115, 116, 117, 143, 190, 192, 195, 198, 217, 239, 240, 242, 246, 255, 259, 261, 266, 268, 270, 295; Hillary Hamburger: 130; Tim Jenkin: 82, 155, 156, 163, 165, 167; Thomas Krehwinkel: 108, 118, 163, 276, 283; Hugh Lewin: 124; Liliesleaf Trust: 87; Mayibuye Centre: 32, 48, 52, 68, 69, 71, 75, 79, 87, 88, 95, 99, 107, 123, 158, 206, 287; Birgit Morgenrath Privatarchiv: 30, 32, 53, 56, 74, 98, 111, 152, 180, 202, 205, 207, 209, 223, 231, 275; Eric Stattin: 45; Matthew Willman: 10, 130, 286

## Inhalt

<b>Vorwort</b>	<b>7</b>
<b>Einleitung: Ein Leben für die Freiheit in Südafrika</b> <i>(Birgit Morgenrath und Tina Jerman)</i>	<b>11</b>
<b>Respekt vor allen Menschen: Kindheit in Kapstadt 1933–1949</b>	<b>19</b>
<b>Einheit in der Aktion: Studium, Jobs, politische Aktivitäten</b>	<b>36</b>
<b>Andimba Toivo ja Toivo: Ein Freund aus »Südwestafrika«</b>	<b>52</b>
<b>Das Gefängnis war auszuhalten: Erste Erfahrung 1960</b>	<b>57</b>
<b>Abenteuer Berufsrevolutionär:</b>	
<b>Untergrundarbeit in Johannesburg</b>	<b>75</b>
<b>In den Fängen der Polizei: Die Razzia in Liliesleaf</b>	<b>82</b>
<b>Leben ist wunderbar: Der Rivonia-Prozess</b>	<b>96</b>
<b>Emotionale Wüste: Gefängnis 1964–1985</b>	<b>112</b>
<b>Erinnerungen an Bram Fischer: Vorbild, Freund und Comrade</b>	<b>138</b>
<b>Präzision war das Geheimnis: Die Flucht 1979</b>	<b>155</b>
<b>Galgen und Gesänge: 150 Hinrichtungen</b>	<b>171</b>
<b>Kontakt zur Welt: Prozess gegen die Zensur</b>	<b>175</b>
<b>Politischer Testballon: Ausgehandelte Freilassung</b>	<b>179</b>
<b>Leben Nummer sechs: Wiedergeburt am 28. Februar 1985</b>	<b>189</b>
<b>Wieder aktiv: London – Lusaka – Daressalam</b>	<b>200</b>
<b>Daheim in der Fremde: Befreiungsbewegung im Exil</b>	<b>214</b>
<b>Die Welt ist meine Auster: Reisen für den ANC 1985–1994</b>	<b>229</b>
<b>Herzensangelegenheiten:</b>	
<b>Liebe, Tod und Community H.E.A.R.T.</b>	<b>253</b>
<b>Back home: Neues Leben in Südafrika 2002–2009</b>	<b>267</b>
<b>Letzte Gedanken – fürs Erste</b>	<b>280</b>
<b>Epilog: Der Auftrag</b>	<b>287</b>
<b>Zur beiliegenden DVD</b>	<b>294</b>
<b>Comrade Goldberg – Ein Film von Peter Heller</b>	<b>295</b>
<b>Zeittafel zur südafrikanischen Geschichte</b>	<b>297</b>

Dieses Buch wurde durch die Ford Foundation und den Evangelischen Entwicklungsdienst EED finanziell gefördert.

© der deutschsprachigen Ausgabe | Berlin/Hamburg 2010  
 Assoziation A | Gneisenaustr. 2a | D-10961 Berlin | Tel.: 030 - 69 58 29 71  
 www.assoziatio-n-a.de | hamburg@assoziatio-n-a.de | berlin@assoziatio-n-a.de  
 ISBN 978-3-935936-90-3  
 Lektorat: Theo Bruns | Titelgestaltung und Satz: kv, unter Verwendung  
 eines Fotos von Christian Thiel mit freundlicher Genehmigung von InWEnt  
 Druck: Winddruck Siegen

## Vorwort

Nach 22 Jahren Haft als politischer Gefangener und 24 Jahren in Freiheit dachte ich, es sei an der Zeit, über mein Leben im südafrikanischen Befreiungskampf, im Gefängnis, im Exil, in Freiheit und schließlich wieder zu Hause in Südafrika zu schreiben. Ich habe lange gebraucht, zu meiner »Stimme« zu finden, obwohl ich beim mündlichen Erzählen, wenn ich einmal angefangen habe, kaum zu bremsen bin, wie Ihnen meine Freunde bestätigen werden. Ich habe auch gezögert, weil ich mich selbst nicht zu wichtig nehmen wollte. Aber schon lange wollte ich gerne über die Menschen, Orte, Ereignisse und Ideen berichten, die mich geprägt und in ihrem komplexen Zusammenspiel meine Lebensbahn bestimmt haben.

Mein Lebensweg begann mit einer glücklichen Kindheit, in der ich ein tiefes Bewusstsein über die Ungleichheiten in meiner Umgebung entwickelte. Ich begriff, was systematische und brutale Diskriminierung, was Krieg und Tod für Millionen von Menschen bedeutete, die seelisch schwer beschädigt wurden, bevor sie das Erwachsenenalter erreicht hatten. Ich war umgeben von den Freunden und politischen Weggefährten meiner Eltern, die vor Lust auf das Leben sprühten und zugleich voller Ernst für die Veränderung der Welt, in der sie lebten, kämpften. Glück hat etwas Leichtes und manchmal sogar Leichtfertiges, aber das größte Glück ist der Dienst am Menschen. Das Gewissen kann ein harter Lehrmeister sein!

Ich lebte 18 Jahre im britischen Exil, neun Jahre davon arbeitete ich in der ANC-Vertretung in London und ging auf viele Reisen, um für Solidarität für den Befreiungskampf zu werben, bis 1994 Nelson Mandela zum Präsidenten gewählt wurde und wir im ANC-Büro die Lichter löschten. In den folgenden neun Jahren gründete und leitete ich die Organisation Community H.E.A.R.T. in Britannien und Deutschland, die Projekte im Südlichen Afrika unterstützt. Danach war ich vier Jahre als Berater südafrikanischer Minister tätig. Nun habe ich mich seit mehr als zwei Jahren zur Ruhe gesetzt.

Bertolt Brecht sagt in seinem Gedicht *An die Nachgeborenen*, dass es eine Art Verrat sei, die Bäume im Frühling zu beobachten, weil die Hinwendung zur Schönheit eine Ablenkung vom Kampf bedeute. Und er sagt, dass auch der Zorn auf das Unrecht die Stimme heiser mache. Ich stimme ihm zu und habe stets versucht, das zu vermeiden. Wir haben beim ANC mit Künstlern zusammengearbeitet und Kunst und Kultur

sogar einen »Schauplatz des Kampfes« genannt. Jetzt habe ich Zeit für Schönheit, für Trauer und Wut, ja sogar für Hässlichkeit, wie auch für Humor und die tieferen Einsichten der Künstler. Ich bin nicht verbittert; Bitterkeit frisst einen von innen auf. Aber ich bin manchmal verärgert über Machtmissbrauch, die andauernde ungerechte Eigentumsverteilung und über einen Staat, der die sozialen Menschenrechte verletzt. Dennoch lasse ich mir die Freude über unseren Sieg und die Aussicht auf eine bessere Zukunft nicht nehmen.

Ich hoffe, Sie werden verstehen, warum ich mich so stark und ausdauernd im Befreiungskampf gegen die Apartheid eingesetzt habe und warum ich noch heute in Kulturinitiativen in Hout Bay nahe meiner Heimatstadt Kapstadt engagiert bin. Ich hoffe, dass Sie verstehen werden, warum der Titel des Buches *Der Auftrag* lautet. Zuerst hatte ich dem Buch den Titel *Leben! Leben ist wunderbar!* geben wollen, meinen Ausruf, als der Richter im Rivonia-Prozess uns nicht zum Tod am Galgen, sondern »nur« zu lebenslänglich verurteilte. Aber dann entschied ich mich für den Titel der Geschichte über meine Comrades Looksmart Ngudle und Chris Hani, die die Befreiung nicht mehr erleben konnten, weil sie ermordet wurden. Sie bildet den Epilog dieses Buches.

Bestimmte Momente in meinem Leben waren Wendepunkte. Einige waren sehr dramatisch, andere haben sich anscheinend einfach so zugetragen, sanft und fast genießerisch, wieder andere hatten schwerwiegende Folgen. Ich glaube, wir alle treffen manchmal Entscheidungen, ohne lange nachzudenken, sondern indem wir uns treiben lassen, bis etwas Entscheidendes geschieht. Es ist dann so, als hätte man auf einen bestimmten Moment gewartet, von dem man erst in der Rückschau erkennt, dass genau er passieren musste.

Manchmal war ich von Aktivität wie besessen, und dann kam diese Periode erzwungener Passivität. Aber vor allem kann ich sagen, dass mir das wunderbare Schicksal beschieden war, zu lieben und geliebt zu werden. Und das macht mich sehr glücklich.

Meine erste Frau Esmé schenkte mir ihre Liebe und wir arbeiteten als politische Aktivisten zusammen. Sie hat unsere Kinder aufgezogen, während ich im Gefängnis saß. Sie hat mich nach meiner Freilassung wieder aufgenommen und mir ein weiteres Mal ihre Liebe geschenkt. Sie hat meine politische Tätigkeit unterstützt, und als sie 2000 starb, hinterließ sie mir eine Erbschaft, von der ich gut weiter leben konnte. Esmé und ich lebten 46 Jahre lang zusammen, einschließlich der 22 Jahre Trennung. Als mir unser Staatspräsident 2009 den Luthuli-Orden für meinen Beitrag zum Befreiungskampf und meine Hingabe an das Volk von Südafri-

ka überreichte, hätte ich diesen Preis zu gerne mit ihr geteilt. Ich bat ihre Cousine Rochelle Keene, mich zu begleiten und Esmé zu vertreten. Ich wünschte, dass auch sie den Preis hätte entgegnehmen können.

Auch meine zweite Frau Edelgard hat mir viel Liebe geschenkt und bescherte mir überdies einen großen Kreis neuer Freunde und intellektueller Weggefährten und lehrte mich Deutsch. Ich habe geliebt und wurde geliebt, seit auch sie gestorben ist.

\* \* \*

Birgit Morgenrath, die ich aus den Anti-Apartheid-Tagen in Deutschland kenne, war meine maßgebliche Redakteurin. Sie war eine verständnisvolle, aber auch strenge Lehrmeisterin. Sie hat meinen englischen Text ins Deutsche übersetzt und mich gezwungen, der Geschichte eine Struktur zu verleihen. Ohne sie würde es dieses Buch nicht geben. Außerdem ist mir Tina Jerman, die meine zahlreichen Vortragsreisen in Deutschland organisiert hat, eine liebe Freundin geworden. Sie hat mich bei verschiedener Gelegenheit gedrängt, mein Leben aufzuschreiben, und hat die Zusammenarbeit mit Birgit Morgenrath in die Wege geleitet. Tina, danke schön!

Hugh Lewin, ein Comrade aus dem Gefängnis und großer Schriftsteller, hat sich bereit erklärt, die zeitgleich erscheinende englische Buchausgabe zu bearbeiten. Er kommt natürlich in der einen oder anderen meiner Geschichten vor. Reedwaan Vally, dem Geschäftsführer meines südafrikanischen Verlages STE-Publishers, bin ich für seinen Sachverstand sehr dankbar.

Theo Bruns von Assoziation A, mein deutscher Verleger, hat mich in wunderbarer Weise unterstützt und ich glaube, wir sind Freunde geworden, obwohl wir uns noch nicht begegnet sind.

Rolf Schwermer schlug vor, eine Website zu gestalten, und diese Idee mündete in eine interaktive DVD, die diesem Buch beiliegt. Rolf hat das Konzept auf brillante Weise umgesetzt, sodass sich nun Buchdruck und die Möglichkeiten der digitalen Technik ergänzen.

Ich danke der Ford Foundation für Zuschüsse zur Herausgabe dieses Buches, für die Übersetzung und Herstellung in zwei Sprachen sowie für die Schenkung der englischen Ausgabe an 5.000 südafrikanische Sekundarschulen. Die Direktorin des südafrikanischen Regionalbüros der Stiftung, Alice Brown, führte mich sehr verständnisvoll durch den Prozess der Antragstellung. Das südafrikanische Auslandsbüro der Rosa-Luxemburg-Stiftung hat einen großen Beitrag zur Erstellung der

DVD geleistet. Mein aufrichtiger Dank geht an Gerd Stephan und Arndt Hopfmann. Der Evangelische Entwicklungsdienst, EED, in Deutschland hat anteilig Druckkosten und Kosten zur Erstellung der DVD übernommen. Auch der deutsche Zweig von Community HEART e.V. hat zu den Kosten des Gesamtprojekts beigetragen. Weitere Zuschüsse kamen vom Goethe-Institut Johannesburg, der Bochumer Initiative Südliches Afrika und privaten Spendern.



## Einleitung

### Ein Leben für die Freiheit in Südafrika

»Ich bereue nichts, gar nichts, außer einem Fehler: Ich wurde gefangen genommen.« Raunendes Lachen geht durch den Raum. Rund hundert Schülerinnen und Schüler aller Hautfarben hängen an den Lippen des Mannes, der vorne locker auf einem Tisch sitzt und erzählt. »Wir waren Freiheitskämpfer und hatten erwartet, gehängt zu werden. Aber als der Richter anstatt der Todesstrafe durch den Strang eine lebenslange Freiheitsstrafe für uns verkündete, haben wir offen und freimütig gelacht.« An dieser grundsätzlich optimistischen, lebensbejahenden Haltung hat sich bis heute nichts verändert.

Denis Goldberg wurde am 11. April 1933 in Kapstadt geboren. Seine Familie wohnte im Osten Kapstadts, in einem »weißen« Arbeiterviertel, in kleinen Häusern an engen Straßen. Gleich neben dem Elternhaus wohnten die Großeltern väterlicherseits. Sie waren vor Pogromen gegen Juden in Litauen zunächst nach England geflohen und hatten im Londoner East End, einem jüdischen Arbeiterviertel, gelebt. Ende der 1920er Jahre wanderten die Goldbergs junior und senior nach Südafrika aus. Sie waren Juden, aber nur die Großeltern begingen die religiösen Feiertage. Die Eltern waren nicht religiös und der Sohn Denis wurde in diesem Geiste erzogen.

Viel wichtiger als Religion war im Hause Goldberg die Politik. Ständig gingen Besucher aller möglichen Hautfarben und aus allen möglichen linken Gruppierungen ein und aus, obwohl dies gegen die Rassentrennung verstieß. Denis Goldberg lernte von klein auf eine seiner wichtigsten Lektionen: Alle Menschen sind unterschiedslos und immer mit Respekt zu behandeln. Die Schulzeit verging mit eifrigem Lernen und fröhlichem Rugbyspiel. Dabei war dem Jungen, der im rassistischen Farbkatalog zu den Weißen gehörte, stets bewusst, dass er wie seine »farbigen« und schwarzen Freunde »anders« war. Er war »jüdisch« und seine Eltern traten öffentlich bei Demonstrationen gegen die Apartheid auf. Vaters LKW fuhr mit den Bannern vorneweg und Denis saß auf dem Kotflügel.

Nach dem Abitur im Dezember 1949 studierte Denis Goldberg an der Universität von Kapstadt Bauingenieurwesen. Das war sein Traum: Bauen für die Menschen. Obwohl die nationalistische Regierung in den 1950er Jahren die Rassentrennung in vielen Apartheidgesetzen fest schrieb, traf der Student wann immer er wollte Freunde aller Bevölkerungsgruppen in privater Umgebung. Auch gingen weiße Aktivisten un-

beheligt in schwarze Townships, bis diese Besuche stärker kontrolliert wurden. Mit etwa 20 Jahren wurde Denis Goldberg in einer sogenannten »nichtrassischen« Jugendorganisation aktiv: der Modern Youth Society (MYS). Esmé Bodenstein, seine zukünftige Frau, die er im August 1953 beim Trampfen kennengelernt hatte, führte ihn dort ein. Die Physiotherapeutin organisierte Schulungsabende zur politischen Aufklärung der jungen Leute. Die Flitterwochen nach der Heirat im April 1954 verbrachte das Paar auf einem Jugendcamp der MYS. Denis Goldberg machte im selben Jahr sein Vordiplom und arbeitete nun nebenbei für die junge Familie in verschiedenen Baufirmen, u.a. auf Baustellen in Namibia. Inzwischen war er zum politischen Überzeugungstäter gereift und schloss sich dem Congress of Democrats (COD) an, einer ideologisch ungebundenen Organisation für Weiße, die den ANC unterstützen wollten. Ehemalige Mitglieder der 1950 verbotenen Südafrikanischen Kommunistischen Partei machten den größten Teil der rund 700 CODler aus. Zusammen mit den Kongress-Organisationen der »Farbigen« und Inder war der COD Teil der Kongress-Allianz, die unter der Führung des ANC Proteste, Boykotte und Demonstrationen gegen die Apartheid organisierte.

1955 wurde ein schweres Jahr. Am 24. Januar wurde die Tochter Hilary geboren, während der Vater bei der Vorbereitung des Volkskongresses voll engagiert war. Diese außergewöhnliche Volksversammlung fand am 25. Juni in Kliptown, Soweto unter den Augen der Apartheidpolizei statt. 3.000 Delegierte aus ganz Südafrika beschlossen die Freiheitscharta, das Manifest, das die ANC-Politik bis heute leitet. Das war auch für den 22-jährigen Goldberg ein Erfolg, der aber als Konsequenz von seinem damaligen Arbeitgeber, den staatlichen Eisenbahnen, die Kündigung erhielt. Die politische Situation spitzte sich zu. Das Apartheidregime ließ im Dezember des Jahres die Anführer der Allianz-Organisationen, darunter Nelson Mandela, und 155 weitere Aktivisten verhaften. Die Freiheitscharta sei ein Aufruf zu Revolution, lautete der Vorwurf, und stelle Hochverrat dar. Denis Goldberg stieg in eine Kampagne zur Unterstützung der Angeklagten ein, kehrte gleichzeitig an die Universität zurück und erhielt Ende des Jahres sein Diplom als Bauingenieur. Zwei Jahre später trat er der im Untergrund operierenden Südafrikanischen Kommunistischen Partei bei und war von da an ständig unterwegs, von einem politischen Treffen zum nächsten. Esmé Goldberg musste die beiden kleinen Kinder allein aufziehen. David war am 24. November 1957 zur Welt gekommen.

Im März 1960 protestierten rund 20.000 Menschen friedlich gegen den »Pass«, das verhasste Papier, das nur schwarze Afrikaner bei sich

tragen mussten. Es galt als Symbol ständiger Kontrolle und rassistischer Unterdrückung. Die Polizei erschoss fast 70 der Demonstranten, die meisten von hinten. Das Massaker von Sharpeville und Langa ging in die Geschichte ein. Ihm folgten landesweite Unruhen und das Regime reagierte mit dem ersten landesweiten Ausnahmezustand. Der ANC und andere Organisationen wurden verboten. 18.000 Menschen wurden verhaftet, darunter auch Denis Goldberg und seine Mutter. Sie verbrachte zwei, Denis vier Monate im Gefängnis.

Aber die schreckten den jungen Mann nicht ab. Nach seiner Entlassung setzte er seine Aktivitäten unverzüglich fort. Im März 1961 wurden alle Angeklagten des Hochverratsprozesses freigesprochen, weil der Staat ihnen keine Gewalttätigkeit nachweisen konnte, und Nelson Mandela ging direkt in den Untergrund. Zusammen mit anderen ANC-Anführern gründete er Mitte des Jahres den »Speer der Nation«, den bewaffneten Flügel des ANC, kurz: MK. Nach 50 Jahren gewaltloser und friedlicher Proteste sollte das rassistische Regime mit Sabotageakten unter Druck gesetzt werden. Wenig später verunsicherten sporadische Wellen von Anschlägen auf Institutionen der Apartheid die herrschende weiße Minderheit. Denis Goldberg ließ sich als technischer Offizier für das Kapstädter Regionalkommando des MK rekrutieren.

Nun begann die Arbeit im Untergrund. Goldberg lernte Sprengkörper bauen und gab sein Wissen weiter. Ende 1962 leitete er ein militärisches Trainingscamp in Mamre, eine Autostunde von Kapstadt entfernt. Es war das erste seiner Art in Südafrika. Es war die Zeit eines optimistischen Aufbruchs in eine neue Phase des Widerstandes. Aber die Lage war ernst. Das Regime unter Hendrik Frensch Verwoerd, dem Erfinder der »Homelands« für schwarze Afrikaner, verabschiedete im Mai 1963 das 90-Tage-Gesetz, durch das mutmaßliche Staatsfeinde für 90 Tage ohne Rechtsbeistand verhaftet werden konnten. Als es in Kapstadt für den allseits bekannten »Mister Technico« zu brenzlich wurde, beorderte das MK-Oberkommando Denis Goldberg nach Johannesburg. Als Mitglied des MK-Logistik-Komitees kaufte und bestellte er unter verschiedenen Decknamen Materialien für Landminen und Handgranaten. Mitte Juni half er beim Bau der Sendestation für das illegale *Radio Freedom*. Schließlich organisierte Goldberg ein neues Versteck für das MK-Oberkommando: eine kleine, abgelegene Farm in der Nähe von Johannesburg. Aber es war schon zu spät. Am 11. Juli 1963 flog die Gruppe auf. Fast die gesamte Leitung des militärischen ANC-Flügels wurde auf der Liliesleaf-Farm in Rivonia gefasst.

Zunächst wurden alle nach dem 90-Tage-Gesetz in Einzelhaft ge-

nommen. Im Oktober 1963 wurden sie offiziell der Sabotage, kommunistischer Aktivitäten und versuchten Umsturzes angeklagt. Der berühmte Rivonia-Prozess in Pretoria endete nach acht Monaten im Juni 1964 mit lebenslänglichen Strafen für die acht Verurteilten. Nelson Mandela und seine schwarzen Mitangeklagten wurden auf der tausend Kilometer entfernten Gefängnisinsel Robben Island eingesperrt. Denis Goldberg kam als der einzige Weiße in eine Haftanstalt in der Hauptstadt Pretoria. Apartheid galt auch im Gefängnisystem. »Das Gefängnis war die einsamste Zeit meines Lebens, eine Zeit emotionaler Verwüstung«, sagt Denis Goldberg heute. Damals war er 31 Jahre jung und hatte seine Frau Esmé mit den beiden kleinen Kindern aus Sicherheitsgründen ins Exil nach London geschickt. Goldbergs Mutter ging ebenfalls nach London.

Für den politischen Gefangenen begann eine Haft auf unbestimmte Dauer. Erst nach vier Jahren durfte ihn seine Frau das erste Mal für ein paar Stunden besuchen, mit einer Glasscheibe von ihm getrennt. Nach vier Jahren durfte sie wiederkommen, aber weitere Besuche wurden verweigert. Erst noch einmal 14 Jahre später konnte Denis Goldberg seine Frau nach seiner Freilassung wiedersehen. Seine Mutter, die 1975 starb, sah er nur ein Mal in seiner Gefängniszeit.

Sein Vater war in Südafrika geblieben und besuchte ihn, wann immer er die Erlaubnis erhielt. Ab 1968 kam auch Hillary Kuny zu Besuch. Die Apartheidkritikerin hatte sich bereit erklärt, den »Lebenslänglichen« zu betreuen und sich um seinen Vater zu kümmern. Sie hielt beide Versprechen. Sam Goldberg starb 1979. Denis Goldberg sah sie regelmäßig bis zu seiner Freilassung 1985. Hillary Kuny, Ehefrau und Mutter von drei Kindern, hielt seine Verbindung zur Außenwelt und zu einem normalen Familienleben aufrecht, von dem sie ihm erzählte.

22 Jahre Gefängnisalltag auf engstem Raum, in einem Minikosmos weniger Menschen vor der immer gleichen Kulisse, waren für den disziplinierten Comrade eine immense Herausforderung. Erleichterung verschaffte die »Außenwelt im Kopf«. Gefangene durften an der südafrikanischen Fernuniversität studieren. Weil sich Studenten auf dem virtuellen Campus nicht real begegneten, war es Menschen aller Hautfarben gestattet, dort studieren. Obwohl schon diplomierter Bauingenieur, lernte Goldberg nahezu die gesamten 22 Jahre lang: öffentliche Verwaltung, Geschichte und Geografie, Bibliothekswesen und wenige Jahre vor der Freilassung noch ein paar Semester Jura.

Besondere Ereignisse unterbrachen die Monotonie hinter Gittern, etwa der Gerichtsprozess, mit dem Jock Strachan 1965 die unerträglichen Haftbedingungen der politischen Gefangenen an die Öffentlichkeit

brachte. Erschütternd war der langsame Tod des bewunderten Anwalts und Genossen Bram Fischer, mit dem Denis Goldberg neun Jahre zusammen verbrachte und den er fast bis in den Tod am 8. Mai 1975 begleitete. Bram Fischer starb an Krebs, weil er nicht richtig behandelt worden war. Die Empörung über diese Grausamkeit ließ Goldberg nie los und seine versteckten Aufzeichnungen über die Versäumnisse der Gefängnismaschinerie wurden Jahre später der Wahrheits- und Versöhnungskommission vorgelegt.

Neue Nachrichten von »draußen« brachten die jungen Comrades, die nach den Schüleraufständen in Soweto 1976 in die Gefängnisse kamen. Sie brachten neue Zuversicht in die Klausur der Langzeitgefangenen, die den Kämpfern in den Townships zum Vorbild geworden waren. Sie akzeptierten Goldbergs führende Rolle im Gefängnis. Über die Jahre hatte er Wärtern und Gefängnisleitung Achtung abgerungen, weil er mit stoischer Renitenz jede kleinste Regelverletzung angeprangert hatte. Nun wandten sie sich an den Sprecher der Gefangenen, wenn es etwas zu regeln gab.

Im Dezember 1979 gelang drei Mitgefangenen eine spektakuläre Flucht, die von Denis Goldberg unterstützt wurde, obwohl er selbst zurückblieb und sich seinen sehnlichsten Wunsch, nach 15 Jahren Haft in die Freiheit zu entkommen, nicht erfüllen konnte. Die Zurückgebliebenen mussten die Konsequenzen tragen. Das Gefängnis wurde zur Festung umgebaut und sie wurden für fast drei Jahre in den Trakt verlegt, wo die Todeskandidaten auf die Vollstreckung ihrer Urteile warteten. Die Zellen der weißen Comrades lagen genau gegenüber dem Gebäude mit den Galgen, dazwischen war nur der zehn Meter breite Gefängnis Hof. Jede Woche wurden zwei bis vier Menschen hingerichtet. Es war ein Alptraum, die Exekution meist schwarzer Gefangener und auch einiger Genossen anhören zu müssen. Die melancholischen Gesänge der Mitgefangenen sind Denis Goldberg noch heute im Ohr. Er musste überleben. Nur sein tiefer Humanismus, die Gemeinschaft der Comrades und die Überzeugung von der Legitimität des bewaffneten Kampfes gegen die Apartheid ließen ihn durchhalten.

1980 stieß Denis Goldberg selbst einen Prozess gegen die umfassende Zensur durch die Gefängnisbehörden an und wenige Monate später durften die politischen Gefangenen endlich Zeitungen lesen und Radio hören. In den 1980er Jahren geriet das Apartheidregime immer stärker unter Druck. Der Widerstand im Inneren weitete sich zu einer breiten Bürgerbewegung aus. International gewann der ANC größere Anerkennung und die südafrikanische Armee wurde in teuren Stellvertreterkrie-

gen in den Nachbarländern und Angola aufgerieben. Das Land stand vor dem wirtschaftlichen Bankrott. Die politischen Gefangenen in den südafrikanischen Gefängnissen inspirierten junge Menschen überall auf der Welt. 1985 bot das Regime unter Pieter Willem Botha allen politischen Gefangenen mit lebenslänglichen Freiheitsstrafen die Freilassung an – unter der Bedingung, den bewaffneten Kampf aufzugeben. Nelson Mandela und die anderen Rivonia-Gefangenen lehnten ab. Denis Goldberg nahm das Angebot an. Er war der Meinung, dem ANC nach 22 Jahren Haft draußen nützlicher sein zu können. Ein israelischer Unterhändler aus der Nachbarschaft des Kibbuz, in dem Goldbergs Tochter seit ein paar Jahren lebte, war schon einige Zeit vor Bothas Angebot tätig geworden. Die ANC-Spitze hatte diese Initiative abgesegnet und die südafrikanische Regierung ließ sich am Ende darauf ein.

Am 28. Februar 1985 kam Denis Goldberg frei. Er flog nach Israel, wo er seine Tochter und seine Frau endlich wiedersah. Das Ehepaar fand wieder zusammen, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten. Probleme hatte Denis Goldberg mit seiner Tochter Hilly, die all die verlorenen Jahre nachholen wollte; Verständnis fand er bei seinem Sohn David. Unschuldige Kinder, so seine Schlussfolgerung aus den familiären Dramen, zahlen den Preis für den Befreiungskampf ihrer Eltern.

Im gleichen Jahr begann Nelson Mandela seine geheimen Gespräche mit Vertretern der südafrikanischen Regierung. Goldberg arbeitete in der Londoner ANC-Vertretung und war als Sprecher seiner Bewegung vornehmlich in der westlichen Hemisphäre unterwegs. Bis zur Vereidigung Nelson Mandelas als Staatspräsident 1994 hielt Denis Goldberg unzählige Ansprachen vor Gewerkschaftern, Kirchenleuten, Studenten, Schülern und Anti-Apartheid-Aktivisten.

Denis Goldberg sammelte Geld für den ANC, erfand die ersten Werbeartikel wie etwa T-Shirts mit Aufdruck, die sich sehr gut verkauften, und lebte selbst von einem Taschengeld. In den Jahren des Londoner Exils unterhielt seine Frau mit ihrem Einkommen die Familie. Die Arbeit in der Befreiungsbewegung war nicht einfach. Goldberg, der prinzipienfeste ANC-Soldat, konnte so manche Verhaltensweisen in den mittleren und unteren Rängen der Hierarchie nicht verstehen und schon gar nicht akzeptieren. Der autoritäre Stil widersprach seiner Überzeugung, allen Menschen mit Respekt zu begegnen. Andererseits waren Geheimhaltung und Befehlsketten wegen der ständigen Infiltration durch Agenten des Regimes notwendig.

1989 begann das neue Zeitalter der Freiheit. Denis Goldberg konnte seine Rivonia-Genossen bei einem Treffen in Stockholm in die Arme

schließen. Und nur vier Monate später freute sich die ganze Welt über Nelson Mandelas Freilassung. Auch ihn konnte Denis Goldberg im März 1990 in Stockholm wiedersehen. Aber erst nach der hochexplosiven Übergangsphase, in der das Regime Südafrika mit Gewaltakten an den Rand des Bürgerkriegs trieb, konnten alle Südafrikaner im April 1994 zum ersten Mal demokratisch wählen, frei und geheim.

Die ANC-Büros im Ausland wurden geschlossen, die Botschaften mit neuem Personal besetzt. Denis Goldberg kehrte nicht wie so viele andere nach Südafrika zurück, weil seine Familie ihm nicht folgen und er sie nicht verlassen wollte. Er gründete im April 1995 eine Entwicklungshilfeorganisation, *Community Health Education and Reconstruction Training (H.E.A.R.T.)*. Er sammelte zum Beispiel 2,5 Millionen Bücher für südafrikanische Schulen in den benachteiligten Townships. Edelgard Nkobi, Schwiegertochter des ANC-Schatzmeisters und engagierte Journalistin aus Ostdeutschland, die viele Jahre im südlichen Afrika gelebt hatte, half bei der Gründung des deutschen Zweigs der NGO, der bei der EXILE-Kulturkoordination in Essen angesiedelt ist. Menschen in Deutschland spendeten Geld für Büchertransporte und für Projekte im Bildungs- und Gesundheitswesen in den schwarzen Wohnvierteln.

Auf einer seiner Lesereisen in Deutschland Anfang 2000 wurde Denis Goldberg dringend nach London gerufen. Seine Frau Esmé lag im Krankenhaus. Am 22. Februar starb sie nach einer schweren Operation an Herzversagen.

Anderthalb Jahre später, am 16. Dezember 2001, dem 40. Jahrestag der Gründung des »Speers der Nation«, traf Denis Goldberg bei einer Jubiläumsveranstaltung auf der legendären Farm Liliesleaf einen alten Comrade. Ronnie Kasrils, langjähriger Geheimdienstchef von MK, hoher Funktionär im ANC und zu diesem Zeitpunkt Minister für Wasserangelegenheiten und Forstwirtschaft bot Denis Goldberg den Posten eines persönlichen Beraters an.

Ein halbes Jahr später siedelte Goldberg zusammen mit seiner neuen Frau Edelgard Nkobi in seine Heimat über und begann seine Tätigkeit an der Seite des Ministers. Er warf sich mit Verve auf die interessante Arbeit, reiste durchs ganze Land und sprach endlich mit den Menschen, für die er so viel geopfert hatte. Die Befreiungsbewegung war schon acht Jahre an der Macht und dem Idealisten und Pragmatiker fiel auf, dass in vielen Ministerien und Verwaltungen stringente Führung und mutiger Entscheidungswille fehlten.

Der Wiederaufbau kam nur schleppend voran. Nach vier Jahren war Goldbergs Job als Berater beendet. Edelgard Goldberg-Nkobi war da be-

reits an Krebs erkrankt. Ihr Mann pflegte sie und ging weiter auf Lesereisen nach Europa.

2006 wurde Denis Goldberg eine späte Würdigung als Wissenschaftler zuteil. Er bekam nachträglich drei akademische Grade aus seiner Gefängniszeit zuerkannt. Außerdem hatte er bereits zwei Ehrendoktorwürden von Universitäten in Glasgow und Pretoria erhalten. Viele Bekannte und Comrades nennen ihn gerne »Prof«.

Ende 2006 starb Edelgard Nkobi-Goldberg und Denis Goldberg brauchte Zeit, um auch diesen Schicksalsschlag zu verkraften. In nur sechs Jahren hatte er seine erste Frau, seine Tochter Hilly, die ebenfalls an Krebs gestorben war, und seine zweite Ehefrau verloren.

Seitdem hat Denis Goldberg mehr Abstand gewonnen und betrachtet trotz seiner unverbrüchlichen Loyalität gegenüber dem ANC sein Land mit unabhängigem Blick. Hier und da mischt er sich ein, wenn er zum Beispiel bei zahlreichen Anlässen als Redner geladen wird. Er äußert seine Kritik und trifft damit auf offene Ohren. Praktisch ist er wieder bei den einfachen Menschen angelangt und arbeitet – wenn er nicht auf Vortragsreisen in Deutschland oder Großbritannien unterwegs ist – ehrenamtlich in einem Kulturverein in Hout Bay, seinem heutigen Wohnsitz.

\* \* \*

Denis Goldberg hat uns stets mit seiner Überzeugungskraft, Wahrheitsliebe, Offenheit und Warmherzigkeit beeindruckt. Bei dieser gemeinsamen Reise durch seine Vergangenheit haben wir manche traurige Stunden mit ihm erlebt, aber wir durften auch viele fröhlich-humorvolle in Erinnerung an sein in vielerlei Hinsicht außerordentliches Leben mit ihm verbringen. Es war uns eine Ehre, ihm beim Verfassen seiner Autobiografie unterstützen zu können.

*Birgit Morgenrath und Tina Jerman*

## Respekt vor allen Menschen Kindheit in Kapstadt 1933–1949

»Mutti, nimmst du mal das Buch? Ich muss ein Gedicht auswendig lernen.«

»Welches?«, fragte sie.

»Hiawatha.«

»Dann sag es mal auf«, meinte sie. Ihre Hände steckten tief im seifigen Spülwasser.

»Aber Mutti, du musst doch in das Buch schauen und sehen, ob ich es richtig aufsage.«

»Fang einfach mal an.«

»Direkt in den Wald hinein schritt Hiawatha, ähm ...«

Sie unterbrach mich und zitierte das ganze lange Gedicht aus dem Kopf und begann meine Strophe mit den richtigen Zeilen:

*Alsobald hinaus zum Forste*

*Ganz allein ging Hiawatha*

*Stolz mit Bogen und mit Pfeilen.*

*Und die Vögel rundum sangen:*

*»Erschieß uns nicht! Oh, Hiawatha!«*

*Sang die Rotbrust Opechee*

*Blauer Vogel auch, Owaissa:*

*»Erschieß uns nicht! Oh, Hiawatha!«*

»Du kannst alles auswendig und ich kann mir nichts merken«, jammerte ich. Sie erklärte mir, dass sie als junge Frau häufig mit ihren Freundinnen Hand in Hand spazieren gegangen sei und sie sich dabei gegenseitig Gedichte vorgetragen hätten. Sie hatten sich immer gerne gegenseitig schön gebundene Bücher zum Geschenk gemacht. *Hiawatha* von Henry Longfellow war eins ihrer Lieblingsgedichte. Es handelte von mutigen und schönen Eingeborenen, die im Einklang mit der Natur lebten. Ein anderes ihrer Lieblingsgedichte war aus dem *Rubaiyat* von Omar Khayyam. Manchmal wurden diese Gedichte in voller Länge im Radio vorgetragen, und sie rezitierte sie fast synchron zum Vorleser, mit ein paar »Ähs« dazwischen, aber im richtigen Tempo und Rhythmus.

Schon damals war meine Mutter politisch engagiert und besuchte die Sozialistische Sonntagsschule in Hackney. Sie und ihre Freundinnen verstanden sich damals – es war in den 1920er Jahren nach dem Ersten



Meine Mutter als junge Frau

Weltkrieg – als befreite Frauen, die für die erotisch angehauchte persische Gedichtsammlung *Rubaiyat* schwärmten. Angeblich war es gewagt, so ein Gedicht zu lesen, und daraus zu zitieren war erst recht wagemutig. Sie waren stolz auf ihre Weiblichkeit. Sie lehnten es ab, ihre Brust wie damals üblich einzuschnüren, und trugen locker sitzende Leibchen.

Ich finde, meine Mutter ist auf den Fotos eine gut aussehende Frau, obwohl ich sie damals nicht als hübsch wahrgenommen habe. Als ich älter wurde, fiel mir auf, dass sie körperliche Beschwerden hatte und unter Schmerzen litt, besonders im Kreuz. Sie sagte, sie habe sich das in einer schlecht beleuchteten Halle der Textilfabrik geholt, in der sie über eine Nähmaschine mit schwergängigem Fußantrieb gebeugt arbeitete. Sie bekam davon ein Magengeschwür und musste sehr auf ihre Ernährung achten.

Die meisten ihrer Kleider nähte sie selbst und das sehr geschickt. So wollte sie Geld für Lebensmittel sparen, denn es gab nie genug für alle, obwohl ich mich nicht erinnere, jemals wirklich unter Hunger gelitten zu haben. Es gab Brot mit Marmelade oder Brot mit Bratfett zu essen. Letzteres war sehr schmackhaft, weil es noch den Bratensaft und ein paar Zwiebeln enthielt.

Streng war sie, meine Mutter, und prinzipientreu. So verfocht sie die These: »Mach' die Dinge richtig und erfülle deine Pflichten.« Zum Beispiel im Haus. Zwei weitere Maximen, an die ich mich erinnere, waren im selben Tenor gehalten: »Wenn ein Job wert ist, getan zu werden, dann mach' deine Arbeit ganz.« Und: »Wenn du mit einer Aufgabe begonnen hast, dann führ' sie auch zu Ende.« Natürlich habe ich diese Leitsätze bisweilen links liegen lassen. Wenn ich zum Beispiel Lust hatte, draußen zu kicken oder einen Nachmittag mit Freunden in der Sonne rumzuhängen, während meine Mutter drängte, ich solle meine Arbeiten im Haus erledigen wie etwa Geschirrspülen oder Zimmerputzen.

Noch heute fällt es mir schwer, eine schludrige Haltung zu tolerieren, sei es bei Jugendlichen oder bei Regierungsangestellten, die auf ihren Rechten bestehen, aber ihre Pflichten vernachlässigen. Aber ich muss auch noch einen anderen Spruch zitieren, der meine Kindheit durchzog: »Arbeiter haben Anspruch auf einen fairen Tageslohn für einen fairen

Arbeitstag.« Meine Mutter wurde 1899 geboren, und ich glaube, dass sie während meiner Kindheit ziemlich unglücklich war, wahrscheinlich auch wegen ihrer schlechten Gesundheit. Immer gab es Geldprobleme. Und obwohl meine Eltern als politisch aktive Kommunisten gemeinsame Interessen hatten, war der Funke in ihrer Liebe und Ehe erloschen. Manchmal schiefen sie miteinander, aber im Laufe der Jahre wurde der Mund meiner Mutter immer schmaler, eine dünne, zusammengekniffene Linie. Mein Vater war immer auf Achse und machte anderen Frauen schöne Augen. Aber meine Mutter war – wie viele Frauen damals und heute – von ihrem Mann wirtschaftlich abhängig und hielt an der Ehe fest.

Nach dem Sonntagsfrühstück, das meistens aus Eiern, Schinkenspeck und Tomaten mit knusprig gebratenem Brot bestand, verließ mein Vater regelmäßig das Haus. Manchmal kehrte er plötzlich mit dem Vorschlag zurück, wir sollten doch alle ein Picknick machen. Meine Mutter erwiderte dann zu Recht, das hätte er früher sagen sollen, das Huhn schmore schon im Ofen, die Wäsche der Woche sei eingeweicht und sie könne jetzt nicht einfach das Haus verlassen. Er konterte, immer sperre sie sich und könne einfach nicht spontan sein. Nach und nach verstand ich, dass das ein Trick von ihm war. Eigentlich wollte er allein ausgehen, aber er machte sie und ihre Unwilligkeit dafür verantwortlich, dass sie nicht zusammen sein konnten. Sehr viel später am Tag kehrte er zurück, zufrieden und entspannt, und ich ahnte – und kenne das Gefühl aus eigener Erfahrung –, dass er den Frauen nicht nur schöne Augen machte. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich eine Halbschwester habe, die Tochter einer Genossin, mit der er eine Affäre hatte.

Meine Eltern wurden in London als Kinder litauischer Juden geboren (mein Vater 1898 und meine Mutter 1899), die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach England ausgewandert waren. Viele jüdische Familien verließen damals die baltischen Staaten und Osteuropa auf der Flucht vor antijüdischen Pogromen. Zudem wirkte die Industrialisierung Großbritanniens, aber auch anderer Länder Westeuropas, und der USA wie ein Magnet auf Arbeit suchende Emigranten, nicht nur auf Juden.

Viele litauische Juden ließen sich in Südafrika nieder, unter ihnen die



Die Familie Goldberg junior:  
Allan, Annie, Denis und Sam

Gründer der Südafrikanischen Kommunistischen Partei SACP. Gemeinsam mit Bergleuten aus England brachten sie ihr Klassenbewusstsein und Organisationstalent mit, als sie für die Arbeit in den neuen Goldminen im Witwatersrand, im heutigen Johannesburg, angeworben wurden.

Vater kam aus einer großen Familie mit vielen Brüdern und einer Schwester. Seine Eltern, Opa Morris und Oma Annie, wanderten Ende der 1920er Jahre über London nach Südafrika aus. Mein Großvater besaß in Kapstadt einen Schrottplatz mit recycelten Baumaterialien. Ich glaube, in London war er Lumpensammler im East End gewesen. Er hatte all das Zeug mit einer Handkarre eingesammelt und zu einer Fabrik gebracht, wo man es irgendwie aufbereitete. Angeblich hat er in London auch Fenster repariert. Er sei mit einer Schubkarre herumgezogen und habe dabei »mendjshawinder« (Repariere Ihre Fenster!) gerufen.

Mein Vater fuhr während des Ersten Weltkriegs als Matrose der Handelsmarine zur See. Er wollte weder als Soldat für die imperialistischen Briten kämpfen noch als Kriegsdienstverweigerer ins Gefängnis gehen. Einmal habe ich ihn gefragt, ob er es nicht als Widerspruch erfahren habe, dass die Schiffe Kriegsmaterial für die Armeen transportierten, in denen er doch nicht dienen wollte. Das sei ihm klar gewesen, sagte er, aber er hätte sich entscheiden müssen, und das sei nun einmal seine Entscheidung gewesen. Im November 1917 erlebte er den Beginn der Russischen Revolution in New York. Die Schlagzeilen verkündeten den Sieg der Bolschewiki gleich dreifach: »Revolution – Revolution – Revolution«. Es sei der bewegendste Moment seines Lebens gewesen, erzählte er mir. Ich konnte ihn verstehen. Als Handelsmatrose sah er die Welt. Australien gefiel ihm sehr gut, und er war von der gut organisierten und militanten Arbeiterbewegung des Landes beeindruckt. So kam es, dass meine Eltern in den 1920er Jahren nach Sydney zogen. Er liebte das Land, während sich meine Mutter eher schlecht als recht damit abfand. Als sie mit meinem Bruder schwanger war, bestand sie darauf, ihn »zu Hause« in England zur Welt zu bringen. Also kehrten meine Eltern nach London zurück, wo mein Bruder Allan im Dezember 1927 geboren wurde.

Später setzte mein Vater durch, nach Kapstadt umzusiedeln. Ich glaube, er war von der Aufgabe, Vater und Ehemann zu sein, überfordert und fühlte sich eingeengt. Viel lieber wäre er frei gewesen und auf Reisen gegangen. Es fiel ihm offensichtlich schwer, seinen erstgeborenen Sohn zu lieben. Im April 1933 kam dann ich zur Welt, und soviel ich weiß, verliebte sich mein Vater in den glücklichen Jungen mit dem offenen Gesichtsausdruck. Ich habe immer in der Gewissheit gelebt: Morgen wird die Sonne scheinen, auch wenn es heute bedeckt, kalt und trübe ist. Das

machte es meinem Bruder nur noch schwerer. Sein ganzes Leben lang versuchte er, die Liebe des Vaters zu gewinnen. Dieser aber nutzte sein Verlangen nur aus und verletzte ihn immer wieder aufs Neue. Übrigens hat mir Onkel Barney, ein Bruder meines Vaters, erzählt, dass Großvater Morris meinen Vater regelmäßig geschlagen habe, weil er aufgrund seiner rachitischen Beine nicht schnell genug vorankam. Ich hingegen kann mich nicht erinnern, dass mein Vater uns jemals geschlagen hätte, nicht einmal mit der bloßen Hand auf den Hintern, was seinerzeit zum Standard der Bestrafung von Kindern gehörte. Aber im Rückblick denke ich schon, dass mein Vater meinen Bruder Allan damals emotional misshandelt hat. Dadurch entwickelte sich aus der üblichen Rivalität zwischen Geschwistern eine Feindseligkeit Allans gegen den kleinen Bruder. Mit 49, ich war 43 Jahre alt, gestand er mir, dass er mich gehasst habe. Schon als Dreijähriger hätte ich ihn geärgert, und wenn er sich gewehrt habe, sei ich unter die Fittiche meines Vaters geflohen. Allan fühlte sich umso mehr zurückgestoßen.

Mir ist ein Bild von meinem Bruder im Gedächtnis haften geblieben: Wie der stämmige Junge, etwa neun Jahre alt, meinen Stoff-Tiger mit einem Fußtritt auf das Dach unseres Hauses schleuderte. Viele Tränen flossen, bis mein »Tigger«, das Kuschtier, das meinen Schlaf beschützte, wieder in meinen Armen lag! Allan hat mir also durchaus zugesetzt, aber als wir größer wurden, hat er mir auch oft geholfen, und ich bewunderte ihn. Er war sehr tüchtig und hat mir vieles beigebracht. Er half mir beim Bau eines einfachen Radioempfängers und eines kleinen Elektromotors und ich lernte von ihm handwerkliches Können.

Es ist traurig, dass Eltern ihre Kinder, auch wenn es unbewusst geschieht, oft so behandeln. Meine Eltern waren doch gebildet und mein Vater hätte bestimmt von sich behauptet, ein aufgeklärter Mann zu sein, der seine Kinder niemals misshandeln würde. Auch als modernes Paar, das an die Wissenschaftlichkeit von allem und jedem glaubte, waren meine Eltern manchmal nicht in der Lage, ihr ungerechtes Verhalten wahrzunehmen. Ich aber segelte durch meine Kindheit in dem Gefühl, geschützt und geliebt zu werden. Auch von meinem Bruder.



Mein Vetter Selwyn und ich waren unzertrennliche Freunde

Einmal zum Beispiel half er mir bei einem Unfall: »Milkie«, der Milchmann, brachte die Milch in einer großen Kanne auf einem Pferdewagen. Für uns Kinder war es ein besonderes Vergnügen, den Messbecher zu tragen, in den Milkie die Milch für meine Mutter füllte. Anschreiben war nicht erlaubt, Bargeld war gefragt. Ohne Geld keine Milch! Eines Tages raufte ich mit meinem Cousin Selwyn, weil wir Milkie beide als Erste begrüßen wollten. Plötzlich flog die Tür zu und quetschte meine Daumenspitze ab. Sie hing nur noch an einem kleinen Fetzen Haut. Es flossen Blut und Tränen. Für den armen Milkie war es ein Schock. Aber mein Bruder trug mich auf seinem Rücken zu Doktor Resnikov, der die Daumenspitze einfach wieder an ihren Platz zurückschob und bandagierte. Sie wuchs wieder an, aber bis heute sieht mein Daumen etwas merkwürdig aus – eine Erinnerung an den schmerzvollen Moment, als mein Bruder mich rettete.

Dr. Resnikov war ein deutscher Jude, der vor den Nazis geflohen war. Er war ein sehr guter Arzt mit einer exzellenten Ausbildung, aber zum Nachweis seiner Befähigung musste er sein letztes Studienjahr wiederholen. Dunkel erinnere ich mich an die Diskussionen meiner Eltern und ihrer Freunde über Nazi-Deutschland, Rassismus und Diskriminierung. Auch in Südafrika gab es militante Gruppierungen von Nazi-Sympathisanten und Antisemiten. Ich habe das selbst zu spüren bekommen. Der Polizeioffizier Jordaan zum Beispiel, ein Afrikaner (so nannten sich die Afrikaans sprechenden Buren), wohnte uns gegenüber. Sein Sohn, der ein paar Jahre älter als ich war, stolzierte mit Uniformmütze und Pistole im Lederhalfter herum. Er imitierte den Hitlergruß, rief »Heil Hitler« und reckte den Arm steif nach oben. Wenn er mich entdeckte, drohte er: »Ich krieg' dich, Judenbengel!« Dieses Gedankengut war damals in Südafrika weit verbreitet. Auf dem Schulweg musste ich jeden Morgen an Oswalds Metzgerei vorbeigehen. Manchmal kam der Metzger aus seinem Geschäft gerannt, drohte mir mit einem scharfen Messer und seinem Fleischerbeil und schrie mir zu, dass er die Juden hasse und mich schon kriegen werde. Mutter und Vater waren über die Gesinnung der Nazi-Anhänger, die in Südafrika als Schwarz- und Grauhemden auftraten, sehr besorgt. Sie rieten mir, auf der anderen Straßenseite zu gehen und den beschränkten Irren zu ignorieren.

An meinem sechsten Geburtstag, dem 11. April 1939, wurde ich an der Observatory Grundschule für Jungen, einer typischen städtischen Schule für weiße Kinder, die auf einem Sockel aus Sandstein erbaut war, eingeschult. Es war das wunderbarste Geburtstagsgeschenk, das ich bis dahin bekommen hatte. Obwohl ich der »Pikkie«, der Kleine, in unse-

rer Familie war, wollte ich ein großer Junge sein und mit meinem Bruder Allan zur Schule gehen. Mama und Papa sahen mich ernst an und sagten, ich solle mich nicht darum kümmern, wenn andere Kinder oder Lehrer mich »Kaffernboetie« (Kaffernbruder), Commie oder Judenjunge nennen würden. Natürlich wusste ich, dass wir uns von anderen Leuten unterschieden, weil niemand außer uns schwarze oder »farbige« Freunde hatte, die sie besuchten oder gar mit ihnen zu Abend aßen. Aber ich konnte die Besorgnis meiner Eltern nicht verstehen. Warum konnten wir nicht einfach zur Schule gehen? Ich wollte an meinem ersten Schultag nicht zu spät kommen. Mutter und Vater begleiteten mich. Sie machten diesen ersten Schultag zu etwas Besonderem und sagten, ich solle immer mein Bestes geben, müsse aber nicht der Klassenprimus sein. Ich sollte mich nur wirklich anstrengen.

Meine erste Lehrerin hieß Fräulein Cook und ich fand sie wunderschön. Sie war jung und schlank, und sie roch nach einem lieblichen Parfüm. Alles, was sie sagte oder tat, erschien mir richtig. Ich dachte, niemand würde meine Liebe zu ihr bemerken, aber Jahre später gestand mir meine Mutter, dass sie damals ziemlich eifersüchtig auf sie gewesen sei. Jeden Tag, wenn ich von der Schule nach Hause kam, hätte ich nur von Fräulein Cook geschwärmt. Fräulein Cook hier und Fräulein Cook dort. Diese Vorliebe für das weibliche Geschlecht muss ich wohl von meinem Vater geerbt haben!

Eines Morgens nach der Pause war Fräulein Cook ganz außer sich. Sie vermisste ihre goldene Armbanduhr, ein Geschenk ihrer Eltern zum bestandenen Lehrerinnenexamen. Sie sagte, sie habe die Uhr in ihren Tischkasten gelegt. Jetzt sei sie verschwunden. Wie aus einem Munde riefen 30 sechsjährige Schüler: »Nolan hat sie gestohlen.« Woher wir das wüssten, fragte sie. »Weil wir es gesehen haben«, antworteten wir im Chor. Aber sie nahm uns ins Kreuzverhör und bestand darauf, dass wir uns einer solchen Beschuldigung ganz sicher sein müssten. Sie wusste, dass wir Nolan gar nicht gesehen haben konnten, denn während der Pause waren alle auf dem Schulhof gewesen.

Nolan hatte eine Hasenscharte, und 1939 gab es kaum Möglichkeiten, das zu operieren. Sein Gaumen blieb etwas gespalten und die Narbe war zu sehen. Er sprach komisch, zumindest empfanden wir das als Kinder so. Der Junge kam wohl auch aus einem sehr armen Elternhaus, seine Kleidung war schmutzig und er hatte keine Schuhe. Weil er so anders war als wir, war er einsam. Wir fanden ihn andersartig und wiesen ihn zurück. Nun hielten wir ihn sogar für den Schuldigen. Ach, Nolan! Entschuldige, was wir dir angetan haben!

Fräulein Cook verlangte, dass wir gründlich nachdenken sollten, und befragte uns einzeln. Sie saß dabei in ihrem Sessel, und als ich an der Reihe war, musste ich neben ihr stehen und antworten. Ich erinnere mich immer noch an das peinliche Gefühl, ihr so nahe zu sein. Aber schön war es doch. Als ich sagte, wir hätten Nolan beobachtet, wie er ihre Uhr in die Mülltonne geworfen habe, meinte sie, es sei kein Beweis, wenn ich Nolan dort nur gesehen hätte. Wir alle wussten, dass er jeden Tag dorthin ging, um nach weggeworfenen Frühstücksbrot zu suchen, weil er Hunger hatte.

Der Hausmeister hatte die Mülltonnen schon längst inspiziert und dort keine Uhr gefunden. Und so ging die Befragung weiter, Runde um Runde, bis wir begriffen, dass Nolan es nicht gewesen sein konnte und dass wir ihn beschuldigt hatten, weil er »anders« war.

Fräulein Cook gab mir so eine Lektion über Intoleranz, die ich niemals vergessen habe. Später, im Gefängnis, erinnerte ich mich noch oft an Fräulein Cook. Ich hätte mich gern bei ihr dafür bedankt, dass sie in mir gefestigt hat, was meine Eltern mir vorgelebt haben. Liebes Fräulein Cook, ich verrate Ihnen nun ein Geheimnis: Sie haben mich für 22 Jahre ins Gefängnis gebracht!

An den Schultagen freute ich mich, zu lernen und den ganzen Tag mit meinen Freunden zusammen zu sein. Da wir nicht religiös waren, kam ich zum Erstaunen von Lehrern und Mitschülern auch an jüdischen Feiertagen in die Schule. Manche Lehrer wollten mich dann nach Hause schicken, aber ich erzählte ihnen, meine Mutter bestehe darauf, dass ich zur Schule gehe. Einmal – da war ich schon zwölf Jahre alt – bat ich sie, an einem solchen Feiertag mit meinen Vettern zum Strand oder ins Kino gehen zu dürfen. Aber sie erwiderte, wenn ich die Schule aus religiösen Gründen nicht besuchen wolle, solle ich zum Gebet in die Synagoge gehen. Es sei Heuchelei und ein fauler Trick, sich an einem religiösen Feiertag zu vergnügen. Diese Erklärung war logisch einwandfrei, und weil ich die Schule liebte, akzeptierte ich sie.

Mein Vater ist nur sechs Jahre lang zur Schule gegangen, aber er las viel und wusste über alle möglichen Dinge Bescheid. Wenn ich mit den Hausaufgaben kämpfte, stellte er mir Fragen und führte mich so zur richtigen Antwort, selbst wenn er sich mit dem Thema nicht gut auskannte. Meine Mutter hatte die Gabe, komplizierte Sachverhalte einfach zu erklären. Sie beantwortete meine unablässigen, kindlichen Fragen nach dem Warum. Meistens war sie sehr geduldig und erzählte mir mehr, als ich sofort begreifen konnte. Darüber konnte ich dann weiter nachdenken und daraus meine eigenen Schlüsse ziehen. Es war großartig, Eltern zu

haben, die so viel wussten und Spaß daran hatten, mir alles, was ich wissen wollte, beizubringen.

Ich war in der Schule auch gerne mit meinen Freunden zusammen. Nach dem Unterricht kletterten wir auf den Berg oberhalb der Schule, spielten Cricket und Fußball auf der Straße oder suchten ein freies Feld, wo wir wie die südafrikanische Nationalmannschaft, die *Springboks*, Rugby spielten.

Auch der Schulsport machte mir großen Spaß. Ab neun Jahren spielten wir Rugby. Fußball hatte meine Schule wahrscheinlich aus rassistischen Gründen gerade abgeschafft, auch wenn das nie offen zugegeben wurde. Fußball war der Sport der Schwarzen, Rugby der Weißen. Rugby spielten die Kinder in den schicken Schulen der »rein weißen« Vororte. Fußball spielten die Kinder in den Schulen der »farbigen« Viertel von Woodstock und Salt River.

In Südafrika bestand immer ein sehr starker Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Klasse und Hautfarbe, vor allem in Kapstadt, wo mehr »Farbige« lebten als im übrigen Land.<sup>1</sup> Apartheid wird meistens als ein Konflikt zwischen Weißen und Schwarzen dargestellt. Aber sie war viel komplizierter und noch heute kämpfen wir mit diesem schlimmen Erbe der verschiedenen Ebenen von Diskriminierung. In der Provinz Westkap findet sich immer noch eine »ererbte« Haltung bei vielen »Farbigen«, die gehofft hatten, als weiß wahrgenommen und nicht den unterprivilegierten Afrikanern zugeschlagen zu werden. »Farbige« waren so lange gegen die Apartheid politisch aktiv, bis das Regime ihnen die angebliche Gefahr einhämmerte, die Afrikaner würden sie überrollen. Es ist eine lang zurückreichende Geschichte, wie zuerst die soziale Trennung und dann die Apartheid diese Hierarchie der verschiedenen Formen von Unterdrückung der »nichtweißen« Bevölkerung geschaffen haben. »Farbige« hatten – nach den Weißen natürlich – die meisten Privilegien, In-



Denis, 7 Jahre alt

<sup>1</sup> In der Alltagssprache des nichtrassistischen Südafrika wird immer noch von Schwarzen (Afrikanern), Weißen (Buren/Afrikaaner und Britisch-/Europäisch-Stämmige), Indern und »Farbigen« gesprochen, weil das Erbe der Apartheid noch lange nicht überwunden ist und darum die Bezeichnungen für verschiedene Hautfarben in den elf Sprachen Südafrikas noch lebendig sind.

der schon weniger und afrikanische Menschen waren völlig rechtlos, in dieser absteigenden Linie. Die Rassisten haben mit ihrer Politik ganz bewusst diese Trennung der Bevölkerungsgruppen aufrechterhalten und vertieft. So wurden später auch die verschiedenen afrikanischen Gruppierungen, Xhosa, Zulu, Sesotho usw., in unterschiedlichen Vierteln in den Townships bzw. in unterschiedlichen Baracken der Wohnheime für Bergarbeiter angesiedelt und untergebracht. Das war eine ausgeklügelte Politik der Regierung und der großen Wirtschaftsunternehmen.

In der Kap-Region regelte sich die Unterscheidung zwischen »Weiß« und »Farbig« stark durch Sitten und Gebräuche, die alle Beteiligten streng befolgten. Bis zur Verabschiedung des *Group Areas Act* und anderer Gesetze in den 1950er Jahren wurden Schwarze, *Natives*, gesetzlich gezwungen, in abgetrennten Wohngebieten zu leben, die während der Apartheidzeit offiziell »Townships« genannt wurden.

Die systematische Trennung nach Hautfarben konnte man schon auf einer Straße in Observatory, dem nach einer königlichen Sternwarte aus dem 19. Jahrhundert benannten Stadtteil von Kapstadt, genau erkennen. Am oberen Ende der einen Kilometer langen Rochester Road lebten eindeutig weiße Familien. Etwas weiter abwärts wohnten, so nannte man sie damals, »Drei-Achtel-Farbige«, gefolgt von *halvies* und »Fünf-Achtel-Farbigen« und am Ende kamen die Menschen, die ganz klar »Farbige« waren. Das war für alle scheinbar plausibel und auch die sozial Benachteiligten hielten sich ziemlich genau an diese Abstufung. Ein paar Straßen weiter und näher an der City wohnten dann nur noch wenige Weiße und fast nur noch eindeutig »Farbige«.

Welcher »Rasse« ein neugeborenes Kind zugehörte, wurde durch die eingetragene »Rasse« des Vaters bestimmt. Aber es war möglich, einen Antrag auf »Neuzuteilung« zu stellen oder die Einordnung einer Person vor Gericht anzufechten. Diese perfide Möglichkeit der Reklassifizierung stürzte Zehntausende »Farbige« in Verzweiflung, wenn sie immer wieder versuchten, »weiß« zu werden. Ganze Familien wurden dauerhaft zerrissen, weil die Angehörigen mit der »neuen« Hautfarbe in anderen Stadtteilen leben mussten und Kontakt untereinander vermeiden sollten, da sonst erneut eine Deklassierung drohte. Dennoch war der Aufstieg in die weiße Klasse erstrebenswert und verbesserte den sozialen Status und die Chancen auf ein höheres Einkommen.

Ein »farbiger« Klassenkamerad wohnte bei uns in der Nähe. Manchmal kam sein Vater abends bei uns vorbei und tuschelte mit meinem Vater. Der war inzwischen Bildungssekretär der Kommunistischen Partei in einem benachbarten Viertel, hielt gelegentlich politische Reden und

kam bei seinen Zuhörern gut an. Das hatte er bestimmt als gewerkschaftlicher Vertrauensmann auf den Schiffen im Ersten Weltkrieg gelernt. Ich wollte wissen, warum dieser Mann zu uns kam. Vater meinte, er brauche jemanden zum Reden. »Aber warum?«, wollte ich wissen. Ich hatte nicht verstanden, dass er gerade in dem Verfahren steckte, von »Farbig« zu »Weiß« zu wechseln. Er wollte sich gern mit meinem Vater austauschen, befürchtete aber Nachteile für seinen Aufstieg, wenn er mit dem regimekritischen Kommunisten und Antirassisten gesehen würde. Darum kam er im Schutz der Dunkelheit.

Ein anderer Mitschüler stammte aus einer großen Familie. Seine Brüder hatten verschiedene Hautfarben, von weiß bis dunkel in allen Schattierungen. Wir kannten ihre Mutter, »Tante« Daisy, die an kalten Winterabenden Kakao für ihre Kinder und deren Freunde kochte. Sie benutzte zum Aufhellen ihrer Haut große Mengen Puder. Uns war das egal. Aber ich glaube, Tante Daisys Mann war diskret verschwunden. Er war sehr dunkel und wollte seiner Familie Unannehmlichkeiten ersparen. Sie war gerade in die weiße Klasse aufgestiegen. Die Ängste in solchen Familien müssen entsetzlich gewesen sein, und es fällt mir noch heute schwer, darüber zu schreiben. Diese Erfahrungen hinterließen bei mir das starke Gefühl, meine Freunde unbedingt schützen zu müssen.

Später auf der High School habe ich mich mit autoritären Lehrern angelegt. Ein Mathematiklehrer dachte zum Beispiel, er könne das Verständnis für Algebra in einen etwas schwerfälligen Schüler hineinprügeln. Er schlug ihn mit der flachen Seite eines großen Tafelzirkels auf die Waden. An einem anderen Tag geriet er über die Dummheit eines anderen Schülers so in Wut, dass er sich völlig vergaß. Ich schrie ihn an, er solle aufhören. Das wirkte, aber dann drohte er mir Schläge an. Später beruhigte er sich. Ich lernte schon früh, dass man Tyrannei nicht tolerieren darf und gegen Ungerechtigkeit vorgehen muss. Meine Eltern unterstützten mich in dieser Haltung.

Auch mein Lesehunger trug dazu bei, dass ich mich früh für Politik interessierte. Ich las als Kind alles, was ich in die Finger kriegen konnte. In der Schule gab es keine Bibliothek, aber in jedem Klassenzimmer stand ein Schrank mit einem Buch für jedes Kind; jede Woche nahmen wir eins mit nach Hause. Das war mir zu wenig und ich lieb mir Bücher in der öffentlichen Bücherei. Außerdem ging mein Vater mit mir schon von klein auf in Foyle's Buchladen im Herzen Kapstadts, wann immer er ein paar Schilling übrig hatte. Ich durfte mir selbst ein Buch aussuchen. So begann meine lebenslange Leidenschaft fürs Lesen. Schon als kleines Kind habe ich auf Vaters Schoß gesessen, mit ihm die Abendzeitung *The*



Schwarze Afrikaner verbrannten  
aus Protest ihre Passbücher

*Cape Argus* angeschaut und dabei schnell lesen gelernt. Ich wusste über die sogenannte Kristallnacht in Deutschland Bescheid, als Faschisten die Geschäfte und Häuser von Juden zerstörten. Ich wusste, welche Armeen im Zweiten Weltkrieg gerade ihre Marschbefehle erhielten und dass die Deutschen Belgien, die Niederlande und Frankreich überfallen hatten. Auch Dünkirchen war mir ein Begriff. Bald hingen bei uns zu Hause große Landkarten an den Wänden. Jeden Abend hörten wir BBC und markierten mit bunten Stecknadeln den Frontverlauf.

Ich las auch Artikel über Proteste von Afrikanern gegen die Passgesetze, mit denen die schwarze Bevölkerung kontrolliert wurde. Nur erwachsene schwarze Afrikaner mussten den Pass bei sich führen, sonst niemand. Sie mussten ihn auf Aufforderung eines Polizisten jederzeit vorzeigen, und es war eine Straftat, sich ohne dieses Papier

in der Stadt, in der man lebte, aufzuhalten. Ohne Arbeit durfte auch keiner in der Stadt leben. Die Arbeitgeber, meist Weiße, mussten den Arbeitsplatz mit ihrer Unterschrift bestätigen. So wurden die Weißen zu Agenten des Staates bei der Kontrolle der Schwarzen. Hunderttausende wanderten jährlich wegen kleinster Vergehen gegen die Passgesetze hinter Gitter.

Meine Eltern waren hochpolitisch und das war auch zu Hause deutlich zu spüren. Sie waren »anders«. Leute aller Hautfarben kamen in unser Haus. Manche wollten an politischen Treffen teilnehmen, andere wollten uns einfach besuchen und aßen mit uns zu Abend. Irgendwie war immer ein kleines Extra im Topf und dann hieß es: »Die Familie hält sich zurück« oder »FHZ«. Gäste wurden zuerst bedient und sollten mit Respekt behandelt werden. Wenn ich zu gierig auf die letzte kleine Kartoffel starrte, wurde sie einem Besucher angeboten und ich bekam Brot mit Bratentunke oder Fett. Mein Vater fuhr mit seinem LKW an der Spitze der Arbeiter-Paraden und Demonstrationen von Menschen aller Hautfarben. Die Banner und Fahnen flatterten im Wind und ich saß am Ersten Mai vorne auf dem Kotflügel des LKW. Mein Leben war wirklich anders als das meiner Schulkameraden und manche machten sich über mich und meine Eltern, unsere Freunde und Besucher lustig. Aber ich war körperlich stark und konnte mich wehren.

Samstags gingen wir zusammen ins berühmte Newlands Rugby Stadion. Nach dem Spiel liefen wir auf dem Pfad entlang der Bahnlinie nach Hause und vollführten mit einem imaginären Ball allerlei Kunststücke. An der Rondebosch-Quelle, eigentlich einer Wasserstelle für Pferde, legten wir an einem Obstladen eine Pause ein und kauften jeder einen großen Granny-Smith-Apfel. Dann liefen wir weiter, mampften die Äpfel und der Saft lief uns das Kinn hinunter.

Vielleicht lag es am Einfluss meiner Eltern, dass ich beim Rugby Schlussmann wurde, der letzte Verteidiger eines Teams. Später, als es auf Körpergröße ankam, warfen sich die Stürmer der Gegner auf mich und ich musste ihre Schläge, ihr Gewicht und ihre Kraft aushalten. Ich empfand das als große körperliche Freude am Spiel. Im Winter bei Schneereggen war das Trikot völlig durchnässt und voller Schlamm. Ich fand es aufregend, wenn sich mein Körper erhitzte und ich dampfte wie ein Pferd. Was für eine Wonne, jung und stark und zu allem bereit zu sein.

Wir hielten uns genau an die Spielregeln. Foulspiel wurde geahndet und wir hatten eine Art Ehrenkodex. Wir mussten einen Verstoß auch dann melden, wenn der Schiedsrichter ihn nicht gesehen hatte. Ein harter, sauberer Angriff war okay. Der Gedanke, den Gegner absichtlich bis zur Spielunfähigkeit zu verletzen, schlich sich erst durch die Trainer an der Universität in unsere Köpfe. Geschicktes Spiel nach den Regeln beinhaltete den Einsatz aller sportlichen Mittel, zum Beispiel die Geschwindigkeit zu wechseln, einen Pass anzutauschen und einen Gegenspieler auf die falsche Fährte zu schicken. Das waren erlaubte Tricks. Aber unauffällig ein Bein zu stellen war nicht okay. Wir wollten gewinnen, aber nicht durch Foulspiel.

Ich spielte in der Mannschaft einer weißen Schule. Aber außerhalb dieser weißen Insel begegneten wir Kinder immer wieder dem alltäglichen Rassismus. An manche Schlüsselszenen erinnere ich mich bis heute noch genau. Eines Tages – ich war neun Jahre alt – sahen wir auf dem Heimweg von der Schule in Höhe des Gemüseladens einen Mann zum Bahnhof rennen. Der sei ja schneller als Tinkie Heyne, unser Sportlehrer, meinte einer. »Nein, das kann nicht sein. Tinkie ist der Champion. Keiner ist schneller als er«, rief ein anderer. Als wir darüber so richtig im Streit lagen, übertönte uns ein Dritter: »Der Mann ist ein Farbiger, er kann gar nicht gegen Tinkie laufen!« Der Mann war tatsächlich ein »Farbiger« und durfte nicht gegen einen Weißen antreten. Das war uns schon mit neun Jahren klar. Wie können weiße Südafrikaner heute behaupten: »Das haben wir nicht gewusst! Alles war geheim!«

Im vierten Schuljahr lernten wir Geschichte aus einem Buch mit dem

Titel *Unser Land*. Darin stand, Südafrika sei eine Demokratie und alle Erwachsenen könnten das Parlament wählen. Aber ich wusste, dass nur Weiße und »Farbige« wählen durften, Schwarze aber nicht. So sollte Apartheid die Dominanz der Weißen sichern. Alle anderen wurden von politischen Rechten ausgeschlossen, von Wahlen und der Gesetzgebung. Ich fragte meine Eltern und sie sagten, das Buch verfälsche die Geschichte, weil es nur Weiße als Menschen bezeichne. Die meisten Eltern wollten solche Fragen ihrer Kinder gar nicht hören. Und die meisten Kinder haben die Frage ohnehin gar nicht erst gestellt. Aber in meinem Elternhaus wurde dauernd über solche Dinge diskutiert.

Ungefähr zur gleichen Zeit sah ich einen Mann auf einem Bordstein an der Straße sitzen, der sein Mittagsbrot zubereitete. Er schnitt ein Baguette der Länge nach auf und schüttete eine Dose Sardinen darauf. Dann presste er das Brot fest zusammen, damit das Olivenöl nicht auslief, und genoss es wie ein Festmahl. Ich konnte ihn verstehen, denn er aß meine Lieblingssardinen, Marke *King Oskar* aus Norwegen. King Oskar war ein goldener König mit einem großen Schnauzbart. So war er jedenfalls auf der Dose abgebildet. Während ich ihm zuschaute, fragte



Wanderarbeiter für die Goldminen hausten in Baracken

ich mich, warum ich nicht auch so essen durfte? Warum musste ich am Tisch sitzen, die Unterarme gerade halten und den Mund schließen, während ich kaute? Da tauchte plötzlich ein weißer Mann auf, schimpfte und scheuchte den anderen hoch: »Du dreckiger Schwarzer, du machst mit deinem Essen die Straße schmutzig!« Er stand auf und schrie laut: »Nenn mich nicht Schwarzer! Ich bin ein respektabler eingeborener Mensch!« Wie viel Mut muss ihn das gekostet haben! Diese Würde! Ich sehe noch immer, wie er sich wieder hinsetzte, nachdem sein Peiniger hastig davongeeilt war. Heute wird der Begriff »Native« als rassistisch und diskriminierend abgelehnt und die Menschen sind stolz darauf, »Schwarze« genannt zu werden.

Das Jahr 1943 brachte die Wende im Zweiten Weltkrieg, den wir zu Hause auf den Landkarten an den Wänden verfolgten. Der Umschwung begann mit dem Sieg der Roten Armee über die deutsche Wehrmacht bei Stalingrad. Jahre später sah ich im Stalingrad-Kriegsmuseum von Wolgograd eine ähnliche Karte, auf der die Einkreisung der Sechsten Armee von General Paulus abgesteckt war. Bei uns zu Hause hing jetzt auch die Karte zum Nordafrikafeldzug, vom ägyptischen El Alamein bis nach Tunesien, wo Feldmarschall Rommels Afrika-Korps nach der Landung der US-Armee besiegt wurde. Selbst für die Schlachtfelder im Pazifik fanden wir noch Platz, obwohl unser Esszimmer sehr klein war. Ich erinnere mich an kritische Diskussionen über die rechten indischen Nationalisten. Diese hatten die Japaner in dem Glauben unterstützt, Indien auf diese Weise vom britischen Kolonialismus befreien zu können. Nun mussten sie erkennen, dass sie sich einem noch schlimmeren Imperialismus, nämlich dem japanischen Militarismus und dem deutschen Nationalsozialismus ausgeliefert hatten.

In Südafrika blieben wir vom Krieg relativ unberührt. Aber ich half, wo ich konnte, auch weil ich, wie alle Kinder, meinen Eltern gehorchte. Ich adressierte zum Beispiel Briefumschläge, in denen ein Aufruf zur Unterstützung des Medizinischen Hilfsfonds für Russland versandt werden sollte, und fühlte mich sehr erwachsen dabei. Mein Onkel Barney war bei diesem Fonds sehr engagiert, und der Präsident der Organisation, der anglikanische Hilfsbischof Lavis, strich mir über den Kopf und bedankte sich bei mir für die harte Arbeit. Bei diesen Hilfsaktionen lernte ich viele verschiedene Leute kennen: Arbeiter und Geschäftsleute, Kirchenmänner und Professoren. Merkwürdigerweise war ausgerechnet der konservative Premierminister und oberste Befehlshaber, Jan Smuts, der Schirmherr dieses Fonds. Er war kein Sympathisant der Kommunisten, aber Südafrika kämpfte im Krieg auf Seiten der Alliierten. Während der

Jahre des Krieges gegen die Nazis war es ehrenhaft, links zu sein und an der Seite der alliierten »ruhmreichen Sowjetunion« zu stehen. Das änderte sich schnell, als nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs der Kalte Krieg begann.

Mein Vater war Bildungssekretär der SACP in Woodstock und hielt hier und da öffentliche Reden zu politisch aktuellen Themen. Er konnte sein Publikum bei der Stange halten und politische Zusammenhänge in einer einfachen Sprache erklären. Das hatte er wohl schon als Matrose und Vertrauensmann auf See gelernt, wenn er seinen Kumpels dort komplizierte Probleme erklärte. Jahre später erzählten mir ältere Comrades, dass sie bei meinem Vater Politik gelernt hätten. Ich war hochofregiert, als mir der Generalsekretär der Kommunistischen Partei, Moses Kotane, dafür dankte, dass ich bei einer Wahlkampagne beim Adressenschreiben geholfen hatte!

Zu Hause half ich meinem Vater, dem Ernährer der Familie. »Fünf, drei, Doppel-Sechs, sieben – Quick Service Transport«, antwortete ich auf Anrufe, wenn er mit einem seiner Lastwagen bis spät in die Nacht unterwegs war. Mein Vater besaß in seiner kleinen Spedition einen alten 1930er Diamond T und einen neuen mit Stahlkabine. Der schönste Laster war ein *International* mit vorn ausgestellten, sehr eleganten Kotflügeln, auf denen ich sitzen konnte. Der LKW sah aus, als könne er fliegen. Mein Vater belieferte die Baustellen des Militärs, die viele Ausbildungslager und Befestigungsanlagen an den Küsten bauen ließen. Abends kam mein Vater nach Hause und oft hatte er sich über andere Vertragsfahrer des Militärs geärgert, die mehr Kilometer berechneten, als sie tatsächlich gefahren waren. Dafür bekamen diese LKW-Fahrer zusätzliche Benzinkarten, die sie auf dem Schwarzmarkt zu horrenden Preisen verkauften. Vater kritisierte auch, dass manche Trucker abgefahrene Reifen aufzogen und dann vom Standort-Kommandanten »wegen wichtiger Kriegsdienstleistungen« einen Bezugsschein für neue Reifen bekamen. Damit fuhren sie nur wenige Tage und verkauften sie dann mit großem Gewinn weiter. Und dann ärgerte sich mein Vater auch noch über die Bauunternehmer, die sich von höheren Kosten höhere Profite versprachen.

Diese Betrüger setzten sich auf die Lohnlisten jeder Baustelle, ließen sich Arbeiterlöhne zahlen und kassierten obendrein den Unternehmerprofit! »Wie können sie unseren Einsatz für den Krieg so verunglimpfen?«, ereiferte sich mein Vater. »Verstehen sie denn nicht, dass wir die Nazis und die Japaner besiegen müssen, wenn wir überleben wollen!« Mein Vater war einfach nicht zum Gauner geboren. Er hatte seine Firmen ohne besondere Ausbildung aufgebaut. In den 1930er Jahren hatte

ihm eine Tankstelle an der Hauptstraße von Woodstock gehört. Ich habe immer die Hebebühne bestaunt, wenn die glänzende Stahlsäule des »hydraulischen Jacks«, wie wir ihn nannten, aus dem Boden hochfuhr und ein schweres Fahrzeug in die Höhe hob. Ich wollte die Mechanik verstehen und lief um die Säule herum, wenn die Fettspritze in Gang gesetzt wurde. Der ganze Boden war voller Maschinenfett, ich rutschte aus und fiel hin. Danach musste ich mich mit Benzin säubern, anders war der ganze Schmier nicht zu entfernen. Aber ich lernte etwas über Autos und konnte meine Wagen später selbst warten.

Mitte der 1930er Jahre waren mein Vater, seine Brüder Joe und Barney und mein Großvater Busunternehmer; jeder besaß ein Fahrzeug. Die Goldbergs konkurrierten mit vielen anderen Busbesitzern und mit der Straßenbahn, die auf ihren Gleisen immer Vorfahrt hatte. Der Verkehr war chaotisch und gefährlich. Vor allem die Busfahrer rasten auf den Straßen, um als Erste die wartenden Passagiere einzuladen. Schließlich kamen Behörden und Straßenbahngesellschaft überein, die Busse in die Gesellschaft einzugliedern. Damit entstand ein Monopol im öffentlichen Personennahverkehr. Die Firma sollte den Busbesitzern die Fahrzeuge abkaufen und sie angemessen entschädigen. Aber in den Bus meines Vaters fuhr eine Straßenbahn hinein – mit dem Ergebnis eines Totalschadens und null Entschädigung. Mein Vater war überzeugt, dass die Straßenbahnfahrer auf Anweisung von oben die Busse absichtlich zu Schrott fuhren. Vater war auch erstaunt, dass der Beamte, der die neuen Lizenzen vergab, innerhalb eines Jahres sehr reich wurde. Angeblich hatte er Geld bei Pferderennen gewonnen. Dann nickte mein Vater nachdenklich mit dem Kopf und fügte hinzu, man erzähle sich, die Befürworter der neuen Busgesellschaft seien auch die Besitzer der Rennpferde.

Nach Jahren harter Arbeit ging es uns schließlich finanziell besser. Fünfhundert Pfund lagen auf der Bank! Wir zogen in ein etwas besseres Stadtviertel und bekamen einen Kühlschrank. Zuvor hatten wir unseren Eisschrank jede Woche mit einem neuen, großen Eisblock kühlen müssen. Sauer gewordene Milch hatten wir nicht wegschütten dürfen und hatten Delikatessen wie selbstgemachten Quark und Dickmilch quasi aus Not gegessen.

Andererseits stand es um das Fuhrunternehmen ziemlich schlecht. Die alten Laster waren klapprig. Der zwölf Jahre alte Truck mit den herrlichen Kotflügeln wurde nur noch von Draht zusammengehalten. Mein Vater hatte Rückenschmerzen. Die ständigen Erschütterungen und Vibrationen im Lastwagen und die schwergängigen Lenkräder hatten seinen Rücken kaputt gemacht. Nun schleppte er sich jeden Morgen zur Arbeit,

oft mit einem großen Belladonna-Pflaster auf dem Rücken gegen die Schmerzen. Aber er glaubte, er müsse das aushalten. Die Schinderei habe sich gelohnt. Wir hatten den Krieg gewonnen!

Mein Leben drehte sich nicht nur um Politik. Wir hatten Zeit für Spaß und Freude an dem milden Klima Kapstadts und den vielen Gelegenheiten, zu schwimmen, Berge zu besteigen und Sport zu treiben. Wir spielten Karten. Und obwohl mein Vater nie ein guter Schachspieler war, hat er uns das Spiel beigebracht. Er meinte, diese Art intellektueller Übung sei wichtig für unsere Entwicklung.

In meinem letzten Schuljahr 1949 tat sich die Möglichkeit auf, an der Universität Bauingenieurwesen zu studieren. Schon mit 13 Jahren hatte ich unbedingt Straßen und Brücken, Staudämme und Pipelines für die Menschen bauen wollen. Ich hatte Bücher über die Weltwunder gelesen und wollte noch größere, moderne Wunder vollbringen. Aber dann las ich Bücher wie *Microbes by the Million*, einen Bestseller von Paul de Kruif, und entdeckte, dass der Panama-Kanal ohne die Bekämpfung von Tropenkrankheiten durch Ärzte nie hätte gebaut werden können oder dass beim Eisenbahnbau viele Arbeiter durch Unfälle und Verletzungen starben. Ärzte konnten also auch Heldentaten vollbringen. Also wollte ich nun Arzt werden. Dann dachte ich genauer nach: Schon ein vierjähriges Ingenieur-Studium würde mein Vater nur schwer finanzieren können, ein sechsjähriges Medizinstudium plus Praktikum würden auf jeden Fall zu teuer für ihn sein. Ich kehrte zu meinem ersten Favoriten-Fach zurück. Aber auch das blieb wegen der Kosten unsicher. Also machte ich eine Aufnahmeprüfung bei der Bahn. Ich hoffte, neben der Arbeit ein Abendstudium beginnen zu können und ein Stipendium der Bahn für die Uni zu bekommen. 1949 war längst nicht jedes weiße Kind reich und konnte sofort nach der Schule studieren.

## Einheit in der Aktion

### Studium, Jobs, politische Aktivitäten

Als ich die Schule beendete, war ich ein junger, munterer Mann von 16 Jahren. Während der langen Sommerferien zwischen Schule und Universität arbeitete ich auf der Obstplantage eines Farmers in Ceres, ungefähr 135 Kilometer nordöstlich von Kapstadt. Die harte körperliche Arbeit in der prallen Sonne machte mich fit und stark. Ich sah die Arbeitsbedingungen der Plantagenarbeiter – und die Profite der weißen Plantagenbesitzer.

Dick, ein Freund meiner Familie, hatte als Buchhalter bei einem großen Unternehmen gearbeitet. Während des Zweiten Weltkriegs stieg er in der südafrikanischen Armee bis in den Rang eines Hauptmanns auf. Er diente in Nordafrika und in Italien und erhielt bei seiner Entlassung eine Abfindung von ungefähr 150 Pfund. Mit dieser Abfindung und einer Kapitalanlage seines Schwagers kaufte er eine verfallene Obstplantage. Der internationale Markt für Früchte war während der Kriegsjahre zusammengebrochen und Dick wollte die Plantage wieder zu einem profitablen Unternehmen aufbauen. Neue Methoden der Schädlingsbekämpfung sollten dabei helfen. So wurde zum Beispiel der gefräßige Apfelwickler mit modernen Insektiziden bekämpft. Dagegen benutzten die älteren Obstbauern noch traditionelle Arsenmittel und brauchten länger, um die Produktion wieder anzukurbeln. Dick und sein Partner zahlten ihren Arbeitern in diesen von hoher Arbeitslosigkeit geprägten Jahren Löhne knapp über dem üblichen Lohnniveau. So konnten sie sich die besten Arbeiter aussuchen und machten sich andere Plantagenbesitzer zu Feinden. Der alte Gegensatz zwischen Buren und Briten, Afrikaans- und Englischsprachlern, tauchte wieder auf.

Statt die Früchte ohne Rücksicht auf Größe und Reifegrad alle an einem Tag zu ernten, ließ Dick nur die reifen in der richtigen Größe pflücken. Damit verdiente er mehr, weil größere Früchte einen besseren Preis erzielten. Das verlängerte auch die Zeit für das Wachstum jeder Sorte und später konnten mehr Früchte pro Baum geerntet werden. Mit einer kleinen Kapitalanlage fuhr er gleich im ersten Jahr einen beachtlichen Gewinn von 13.000 Pfund ein. Dick besaß Organisationstalent und war ein erfolgreicher Unternehmer. Als Neuling im Plantagengeschäft eignete er sich in kürzester Zeit wichtige Kenntnisse aus Büchern und aus Gesprächen mit Experten an. Die Erlöse waren im Vergleich zu den Arbeiterlöhnen exorbitant hoch. In Großbritannien zahlten wohlhabende Bürger für eine einzelne Birne ein Pfund, während ein Arbeiter nur wenige Schilling pro Tag erhielt.

Die Obstpackerinnen waren erstaunlich fingerfertig. Ich bewunderte sie: Mit flinken Handbewegungen wickelten sie jede einzelne Birne in buntes Seidenpapier ein und legten sie dann vorsichtig im Stroh einer Holzkiste ab. So verpackt konnten sie unbeschadet den Transport zum Bahnhof, die Verladung in den Zug, die Zwischenlagerung in den Kühlhäusern des Kapstädter Hafens, die vierzehntägige Reise in Schiffen nach Großbritannien und den Weitertransport nach London oder andere Orte überstehen.

Einmal habe ich mich auch als Packer versucht, aber ich schaffte es

nie, das Seidenpapier glatt und knitterfrei um die Frucht herumzuwickeln. Hätte ich damit meinen Lebensunterhalt verdienen müssen, wäre ich verhungert. Meine Aufgabe war es, die Holzkisten bereitzustellen und neue Kisten aus vorgeschnittenen Brettern auf einem einfachen Bock zusammenzunageln. Für jede Auslieferung füllte ich unzählige Formulare aus und lernte viel über wissenschaftlichen Obstanbau und Arbeitsorganisation. Morgens musste ich in aller Frühe auf den Beinen sein, um die Dieseltanks der Wasserpumpen aufzufüllen. Manchmal war ich von der Arbeit so müde, dass auch der lauteste Wecker mich nicht aus dem Schlaf holen konnte. Farmer können furchtbar wütend werden, wenn jemand seine Pflicht nicht erfüllt!

Mein Vetter Gerry half ebenfalls auf der Farm aus und weil wir Freunde der weißen Farmer waren, durften wir gelegentlich mit dem Lieferwagen zum Schwimmen fahren oder Leute besuchen. Diese Ferien waren toll und interessant für uns. Und außerdem machte es großen Spaß, mit der Farmertochter zu knutschen.

Ich lernte aber auch, dass alles, was ich über die Ausbeutung von Arbeitern und die Rolle der Rassentrennung in Büchern gelesen und in meiner Familie gehört hatte, voll und ganz der Wirklichkeit entsprach.

Als ich im März 1950 mein Studium an der Universität Kapstadt begann, war ich gerade mal 17 Jahre alt. Meine Mitstudenten waren selbstbewusste junge Männer und Frauen. Ich war stark verunsichert. Beim Rugbyspiel im D-Team drosch ich heftig auf den Ball ein, um meine Frustrationen loszuwerden. Als ich älter und besser wurde, schaffte ich es bis ins A-Team. Dennoch war ich immer der Kleinste, aber meine größeren Mitspieler schützten mich, so gut es eben ging. Bis heute habe ich noch Narben und Schulterschmerzen von einem brutalen, mutwilligen Tritt. Aber was soll's? Im Eifer des Gefechts dachte keiner von uns an die Folgen.

Ein Ingenieurstudium sollte nicht länger als vier Jahre dauern, was aber kaum zu schaffen war. Bauingenieurwesen galt in den 1950er Jahren als schwerer Studiengang. Von den anfänglich etwa 200 Studienanfängern in meinem Semester schafften nur knapp 30 alle Prüfungen in den vorgesehenen vier Jahren. Ich war zwar einer von ihnen, aber dann unterlief mir in der Abschlussarbeit ein Fehler bei einem Bauplan. Mein Gebäude war einsturzgefährdet und ich fiel mit ihm durch. Ich holte den Abschluss später nach, aber mein Traum vom Ingenieurdiplom vor dem 21. Geburtstag war geplatzt. Das war schade, denn ich hatte mein Studium sehr emsig betrieben. Mein Vater finanzierte mein Studium und war stolz, dass sein Sohn an der Universität studierte. So konnte er mich

seinen Freunden und Bekannten als »mein Sohn, der Ingenieur« vorstellen, wobei er gleichzeitig errötete. Tatsächlich war meine Generation die erste in unserer großen Familie, die sich eine Hochschulausbildung leisten konnte. Manche meiner Vettern wurden Mediziner oder Betriebswirtschaftler. Mir war stets klar, wie privilegiert ich als Weißer im rassistischen Südafrika war. Mein Vater hatte ein Bankkonto, während die Mehrheit der Menschen weder Besitz noch Einkommen hatte. An solchen Kunden hatten die Banken kein Interesse. Das Studium an einer Universität musste man sich leisten können. Außerdem herrschten im Schulsystem große Ungleichheiten. Nur die Hälfte der schwarzen Kinder konnte zur Schule gehen, weil es einfach nicht genug Plätze für alle gab. Die staatlichen Ausgaben für Schwarze waren zehn Mal kleiner als die für weiße Kinder.

Obwohl ich das alles wusste, war der Leistungsdruck im Studium so groß, dass ich nur wenig Zeit für politische Aktivitäten hatte. Manchmal nahm ich an Zusammenkünften der Studierendenvertretung teil, wenn sie gegen die zunehmende Rassentrennung an der Universität protestierte. Ausgerechnet die Ingenieurstudenten haben diese Veranstaltungen gestört. Es war beschämend! In den Debatten wiederholten sie ihre plumpe Sicht der Dinge: »Entweder die Weißen herrschen über die Schwarzen oder die Schwarzen herrschen über die Weißen« – dann sollten doch besser wir Weißen die Herrschenden sein. Sie unterstützten die Regierung, den Hauptauftraggeber und Finanzier von Bauvorhaben. Auf die Frage, warum die Hautfarbe von gesellschaftlicher Bedeutung sei, hatten sie keine Antwort. Diese angehenden Ingenieure wollten die Unmenschlichkeit der Apartheid und unsere Verantwortung dafür nicht begreifen. Ich hatte in den Seminaren einen schweren Stand, weil ich immer in der Minderheit war. Die Kommilitonen hatten ihre Vorurteile schon mit der Muttermilch eingesogen, und diese Borniertheit saß so tief, dass sie nicht mehr davon loskamen. Nur weil ich Rugby spielte, haben sie mich akzeptiert.

Im August 1953, am Ende meines letzten Studienjahres, traf ich zufällig Esmé, meine spätere Ehefrau. Sie war keine Studentin, trampte aber in der Nähe der Universität. Es gab keine Busverbindung in die Stadt. Wir stiegen in dasselbe Auto



Esmé Bodenstein 1953

ein. Ich fand sie sehr attraktiv und meine Hormone spielten verrückt. Später besuchte sie, völlig unabhängig von unserer Begegnung, meine Mutter. Esmé war die Tochter Minnie Bodensteins, einer politischen Aktivistin aus Johannesburg. Sie war ein ziemlich bekanntes Mitglied der Kommunistischen Partei und sammelte Spenden für die SACP und linke Zeitungen wie *Umzebenzi* (Der Arbeiter) und den *Guardian*. Ich erkannte Esmé sofort wieder. Sie war gerade erst nach Kapstadt gezogen und besuchte meine Mutter, um sich ein paar Decken zu borgen. Sie erzählte, dass sie Physiotherapeutin sei, und merkte, dass ich meine verletzte rechte Schulter kaum bewegen konnte. Esmé massierte meine Schulter und es half tatsächlich. Zum Dank gab ich ihr einen Kuss. Eigentlich wollte ich sie sofort heiraten, aber sie war noch verlobt und diese Beziehung steckte gerade in einer Krise. Sie wurde darüber ziemlich krank. Ich pflegte sie, unterstützte sie moralisch, und sie verliebte sich in ihren Krankenpfleger. So führte eins zum anderen und schließlich teilten wir im September 1953 einen Monat lang die Bettdecken. Dennoch sollte sie weggehen und ihren Verlobten heiraten. In diesem Jahr hätte ich mein Studium abschließen sollen, schaffte es aber nicht. Bis zum Ende ihres Lebens warf meine Mutter meiner damaligen Freundin vor, sie habe mich zu sehr abgelenkt.

Esmé arbeitete im Komitee der *Modern Youth Society* (MYS). Eine Initiative linker Studierender der Universität Kapstadt hatte die Organisation gegründet, weil sich die jungen Leute aus dem Mittelstand mit Jugendlichen aus der Arbeiterklasse zusammenschließen wollten. Die Universität erlaubte auf ihrem Gelände keine politischen Organisationen von Nicht-Studenten. Ich begleitete meine Freundin zu den Versammlungen und wurde bald auch selbst aktiv. Die MYS war in jenen Jahren eine ungewöhnliche, sogenannte »nichtrassische« Organisation, der Menschen aller Hautfarben beitreten konnten.

Außer der Kommunistischen Partei hatten alle anderen politisch oppositionellen Organisationen jahrzehntelang nur Mitglieder einer Hautfarbe: Schwarze, Inder, »Farbige«. Ein erster Schritt zur Überwindung dieser Trennung war die Bildung der Kongress-Allianz, die die verschiedenen Gruppen unter einem Dach vereinte und sich deshalb »multirassisch« nannte. Unter der Führung der Organisation der am meisten unterdrückten Schwarzen, des *African National Congress* (ANC) von 1912, traten der Allianz der *Indian Congress* von 1924, der *Coloured People's Congress* von 1953 sowie der *Congress of Democrats* (COD) bei. Letzterer war 1952 als Kongressorganisation für Weiße und Mitglieder der verbotenen Kommunistischen Partei gegründet worden. Außerdem gehörte

der Allianz der immer schon für Arbeiter aller Hautfarben offene Gewerkschaftsdachverband *South African Congress of Trade Unions* (SAC-TU) von 1955 an.

Damals diskutierten die politisch Aktiven in hitzigen Debatten die »nationale Frage«. Was machte eine Nation oder eine nationale Gruppe aus? Wir stritten über die Definition: Ob zu einer Nation ein in sich geschlossenes Territorium gehöre sowie Einwohner, die sich selbst als Angehörige einer Nation verstünden, weil sie die gleiche Sprache und Kultur teilten sowie das politische System akzeptierten. Die Weißen in Südafrika kamen zwar aus vielen verschiedenen Ländern, verstanden sich aber als Einheit mit gleichen Interessen, Sprache, Kultur usw. Die Afrikaner waren, trotz ursprünglicher Abstammung aus verschiedenen Gemeinschaften, wegen der gemeinsam erlittenen Unterdrückung und durch politische Organisation zu einer Gruppe zusammengewachsen. Aber Afrikaner waren auch Gegner des politischen Systems und nur als Arbeiter in das Wirtschaftssystem eingeschlossen. Sie besaßen weder Kapital, noch lebten sie im Wohlstand. Darum machten sie keine Nation, sondern nur eine nationale Gruppe aus. Die Inder, die als Arbeiter nach Südafrika geholt worden waren, blieben eine in sich abgeschlossene Minderheit und nationale Gruppe, und die »Farbigen« waren immer gefangen gewesen zwischen Schwarz und Weiß. Ihre Politik drehte sich wie ein Fähnchen im Wind. Das Apartheidsystem behandelte sie wie eine Bevölkerungsgruppe, was sie manchmal mitmachten und manchmal nicht, je nach Streitpunkt. Die ANC-Freiheitscharta und unsere heutige Verfassung unterstreichen, dass Südafrika allen gehört, die in diesem Land leben. Das Problem ist bis heute, wie die historische Benachteiligung der meisten Gruppen überwunden werden kann, wenn allen alle Rechte zustehen, auch den ehemaligen Unterdrückern. Mit anderen Worten: Wie können wir die auch im Freiheitskampf betonten Unterschiede der verschiedenen Gruppen überwinden?

Die MYS unterstützte die Allianzbewegung so gut sie konnte. Mit zahlreichen Aktivitäten versuchten wir, neue Mitglieder zu werben. Wir trafen uns fast jeden Freitagabend und mieteten auch bald einen kleinen Saal in einem Gebäude in Kapstadt an, den wir so gerade bezahlen konnten. Wir führten politische Debatten und zeigten Filme, die uns das tschechoslowakische Konsulat lieh. Sie handelten oft vom Widerstand gegen die Nazi-Besatzung in Europa während des Zweiten Weltkriegs. Es gab auch Filme über Afrika zu sehen und wir suchten Filme über Widerstandsbewegungen in anderen Ländern. Damals wurde uns klar, dass unser Widerstand kreativer werden und über Plakate und Transparente

hinausgehen musste. Wenn die Unterdrückung zu stark wird, musst du kämpfen.

Mehrmals wöchentlich verkauften wir die Ausgaben von *New Age*, dem ehemaligen *Guardian*, und von immer neuen Zeitungen mit Namen wie *People's World*, *Clarion* und *Advance*. Nach jedem Verbot durch die Apartheidbehörden erschienen sie unter neuem Namen wieder. Wir gingen von Tür zu Tür, um Weiße für die Kongress-Politik zu gewinnen. Aber kaum sahen sie uns, schlugen sie uns schon die Tür vor der Nase zu. Nach der Gründung des *Coloured People's Congress* verkauften wir Zeitungen in Athlone, einem Wohngebiet für »Farbige« in den sandigen Cape Flats. Wir klopfen auch hier an die Türen, aber viele Leute bekannten sich zu den Ideen des Generals Smuts. Der 1950 verstorbene Burengeneral war von 1939 bis 1948 Premierminister, hatte im Zweiten Weltkrieg die Alliierten unterstützt und galt seither als liberaler, weltgewandter Staatsmann, obwohl er an der Rassentrennung festhielt. Aber immerhin besaßen die »Farbigen« unter seiner Regierung noch ein eingeschränktes Wahlrecht. Deshalb verehrten sie ihn und sein Foto hing in vielen Häusern neben dem der britischen Königin an der Wand. Die »Farbigen« waren der festen Überzeugung, dass sie unter der Regierung afrikanischer Nationalisten wie dem ANC ihr Stimmrecht verlieren würden. Generell standen sie der Kongress-Allianz eher feindselig gegenüber.

Auf den Partys der MYS feierten südafrikanische Frauen und Männer aller Hautfarben miteinander und brachten durch Eintrittsgeld und Getränkeverkauf erkleckliche Summen für den Spendentopf zusammen. Diese Feste waren kleine, aber aufmüpfige Aktionen. Mit der Zeit wurden wir in unserem Handeln immer effektiver, gerieten dadurch aber ins Visier der Sicherheitsorgane. Wir mussten vorsichtig sein und benutzten kein Telefon mehr, weil diese abgehört wurden. Unsere Aktivitäten waren zwar nicht illegal, aber die Geheimpolizei drangsalierte uns und wir wussten, dass sie Dossiers über uns anlegte. Sie forderte die Arbeitgeber von Aktivisten auf, diese zu entlassen. Für die afrikanischen Genossen war das besonders schwerwiegend, weil sie mit dem Arbeitsplatz auch das Wohnrecht in einem Gebiet verloren. Darum versuchten die besonders exponierten Leute, sich mehr im Hintergrund zu halten. Die Sicherheitskräfte sollten es wenigstens nicht zu leicht haben, an Informationen zu kommen. Wir stellten Listen mit ihren Autonummernschildern zusammen und konnten sie so besser identifizieren.

Nach dem gescheiterten Studienabschluss Ende 1951 arbeitete ich in dem Ingenieurbüro, in dem ich während der Semesterferien gejobbt hatte. Zu Anfang verdiente ich nur einen kläglichen Lohn, aber ich lernte, früh

aufzustehen und viele Stunden in einem Konstruktionsbüro zu arbeiten. Ein paar ältere Mitarbeiter kümmerten sich um mich und weithen mich in die Geheimnisse der Stahlbauweise ein. Als ich die Geschäftsführung im April 1954 um einen freien Freitagnachmittag für meine Hochzeit bat, gewährten sie mir die ganze Woche bezahlten Urlaub. So konnten Esmé und ich heiraten und gleichzeitig rund um die Uhr unser erstes MYS-Ostercamp für 300 Jugendliche aller »Rassen« organisieren.

Unser Ziel war es, junge Leute entgegen den geltenden Gesetzen und Vorschriften, die eine Solidarität verhinderten, zu gemeinsamen Aktivitäten zu ermuntern. Wir wollten Weiße von ihrer Unterstützung der Apartheid abbringen, den Rassismus im Prozess der Befreiung langsam abbauen und gemeinsam lernen, wie man sich und andere organisiert, Menschen mobilisiert und zum Widerstand gegen die Unterdrückung motiviert. Ich fürchte, wir besser gestellte Weiße hielten uns für eine besondere »Aktionsgruppe«, die andere aufrief, für die eigenen Interessen einzutreten, während diese bei Protesten die volle Wucht der Repression ertragen mussten. Zu unserer Verteidigung kann ich sagen, dass wir auch selber versuchten, die zunehmende Militanz des ANC in die Praxis umzusetzen. Die Bewegung nahm immer mehr Abstand von der passiven Politik der Petitionen gegen die sich verschärfende Segregationspolitik des Apartheidregimes.

Wir hatten also begonnen, das Volk im Widerstand zu vereinen. Wir boten außerdem Alphabetisierungskurse zusammen mit politischer Schulung für Arbeiter an. Wir wollten Menschen ausbilden, ihr Bewusstsein erweitern und Solidarität schaffen. Zusammen mit all den anderen Gefährten fühlte ich mich als aktiver Teil der Befreiungsbewegung. Wir nahmen an Demonstrationen teil und der Aufstand gegen die Apartheid füllte unser Leben aus. Ich war ein Praktiker, ich vervielfältigte Flugblätter, stellte Plakate her und brachte die Slogans unserer Organisation an die Öffentlichkeit. Erst später schrieb ich auch ein paar Streitschriften. Ich erinnere mich besonders an eine, die ich mit Esmé zusammen verfasste und in der wir die Rassegesetze der Nazis mit denen Südafrikas verglichen.

So verbrachten Esmé und ich unsere Flitterwochen mit der Organisation einer politischen Veranstaltung. Die Begeisterung riss uns mit sich und gleichzeitig waren wir erschöpft. Wir waren nun verheiratet, und Esmé wurde bald schwanger. Unsere Tochter Hilary, die wir immer Hilly nannten, wurde am 24. Januar 1955 geboren. Dies veränderte unser gemeinsames Leben, weil ich weiter zu den politischen Meetings ging und Esmé mit der Kleinen nun oft allein zu Hause saß. Am 24. November

1957 kam unser Sohn David zur Welt. Wie andere Familien auch erfreuten wir uns an der Schönheit Kapstadts. Zusammen mit Freunden aller Hautfarben wanderten wir in den Bergen oder gingen an die Strände, wo wir schwammen und bei Picknicks zusammensaßen. Unsere Kinder spielten gemeinsam, aßen ihre mit Butter bestrichenen Maiskolben und der Saft lief ihnen über die kleinen Gesichter. Es war wunderbar. Aber ehrlich gesagt, lag die Last der Kindererziehung zum größten Teil auf Esmés Schultern. Ich war immer beschäftigt. Hin und wieder fand ich Zeit, um den Kindern vorzulesen, und versuchte, sie fürs Lesen zu begeistern und ihnen meine Liebe zu Büchern zu vermitteln. Selbst in der von Geldverdienen und Politik geprägten Alltagshektik dekorierte ich die Kinderzimmer, feierte mit ihnen Geburtstagspartys oder wir besuchten Freunde. Manchmal blieb ich auch mit den Kindern zu Hause, wenn Esmé mit anderen Frauen und Müttern an einer politischen Aktion teilnahm. Ich schaffte es, mich ein paar Stunden mit den Kids zu beschäftigen, aber dann wanderten meine Gedanken wieder zu den Erwachsenenthemen. Die Geduld der Mütter, die ihr Denken und ihre Gespräche ganz auf die kleinen Kinder ausrichten können, hat mich immer erstaunt. Es regte sich auf, dass es mir schwer fiel, nachts aufzustehen, wenn die Kinder weinten oder die Windeln gewechselt werden mussten. Sie beschwerte sich über meine mangelnde Unterstützung, aber ich wurde einfach nicht wach.

Neben der MYS war ich auch in der Kapstädter Ortsgruppe des *Congress of Democrats* aktiv, der 1953 als Kongress-Organisation für Weiße gegründet worden war. In Kapstadt gründeten die antirassistischen Organisationen bald ein gemeinsames Exekutivkomitee (*Joint Executive Committee*, JEC). Der ANC nahm darin eine klare Leitungsfunktion wahr und das führte bei uns im Westkap zu Problemen. Einige Aktivisten meinten, in unserer Provinz sollten »Farbige« die Leitung übernehmen, da sie die Mehrheit der Bevölkerung stellten. Andere, zu denen ich gehörte, argumentierten, dass der ANC die führende Organisation sein müsse, weil die afrikanischen Menschen am meisten ausgebeutet und unterdrückt würden. Meiner Meinung nach kann eine führende Rolle ohnedies nicht »vergeben« werden. Man muss sie aktiv übernehmen, denn Führung ist kein Geschenk. Führung entwickelt sich in der Praxis und mit einer Politik, die die Unterstützung der Menschen gewinnt. Das JEC koordinierte unsere gemeinsamen Kampagnen.

Die nationalen Versammlungen des COD fanden über die Osterfeiertage in Johannesburg statt und die An- und Rückfahrt mit dem Zug dauerte jeweils 35 Stunden. Es war aufregend, Genossen zu treffen und

zu erleben, wie viele wir schon waren. Wir trafen Comrades vom ANC und dem Indischen Kongress und es wurde über jedes nur erdenkliche Thema diskutiert und gestritten. Manche Mitglieder sahen im COD eine sozialistische Organisation und nicht nur einen Bündnispartner des ANC, der vorrangig alle Menschen nichtweißer und afrikanischer Herkunft, unabhängig von ihrer gesellschaftlichen Klasse, von der Unterdrückung befreien wollte. Es war sehr schwierig, all diese Strömungen und Menschen einzubinden und zudem noch den Kontakt zu Mitgliedern zu halten, die »gebannt« waren, d.h. einem Reise-, Publikations- und Versammlungsverbot unterlagen und die sofort inhaftiert wurden, wenn sie bei Aktionen erwischt wurden. Das erforderte Geheimhaltung, obwohl eine demokratische Organisation eigentlich offen operieren sollte. Darum war es auch schwer, neue Mitglieder zu gewinnen. Sie hatten nicht selten den Eindruck, dass ein geheimer Vorstand »hinter« dem gewählten Vorstand Entscheidungen fällte. Sie lagen damit gar nicht so falsch. Aber hätten wir uns den willkürlichen Bannmaßnahmen und Einschränkungen unterwerfen sollen?

Manchmal agierte die Regierung sogar außerhalb ihrer eigenen Gesetze. Mitunter entschieden die Gerichte, Bannbefehle gegen einzelne Leute wegen juristischer Verfahrensfehler aufzuheben. Die Sicherheitspolizei schikanierte die Opponenten zwar weiter, aber sie konnte sich nicht so einfach über die noch relativ unabhängige Justiz hinwegsetzen, da der Apartheidstaat versuchte, nach außen das Image eines Rechtsstaats aufrechtzuerhalten. Fortschrittliche Anwälte hatten so einen gewissen Spielraum, den sie gegen die Geheimpolizei zu nutzen versuchten. So gelang es, Chief Albert Luthuli, den gebannten Vorsitzenden des ANC, zu einem vom COD organisierten Treffen in Kapstadt einzuladen. Man hatte ihn seines Postens als traditioneller Chief der Zulus enthoben, weil er aktiv gegen die Apartheid kämpfte. Natürlich akzeptierten wir solche Maßnahmen nicht. Für seine Leute und für uns blieb er der anerkannte Chief. 1960 erhielt er als erster Afrikaner den Friedensnobelpreis.

Als er zur ersten Versammlung in der Stadthalle von Rondebosch, eines weißen Vororts von Kapstadt, kam, waren die Halle und ihre Neben-



Albert Luthuli,  
1952–1967 Präsident des ANC

räume mit mehr als 400 Besuchern brechend voll. Chief Luthuli war ein beeindruckender Redner. Ich konnte ihn persönlich begrüßen und ihn zu erleben war einfach großartig. Ich bewunderte seine Ausstrahlung, die auf seine warme Stimme, sein Einfühlungsvermögen und seine innere Ruhe zurückzuführen war.

Ich befand mich im hinteren Bereich der Halle, als ich mitbekam, dass ein Mann mit einem Messer durch ein Fenster eingestiegen war. Ich schickte eine Botschaft an den Versammlungsleiter und im Nu nahm unser Freiwilligen-Korps, alle in Khaki als Aktivisten erkennbar, rund um das Podium Aufstellung. Das ging so schnell, leise und diszipliniert, dass die weißen Zuhörer völlig überrascht und erschreckt waren. Der Vorsitzende beruhigte das Publikum und Chief Luthuli sprach weiter. Er war schon einmal auf einer Veranstaltung an der Universität von Pretoria angegriffen worden. Studierende hatten Stühle aufs Podium geworfen und die Studenten, die ihn eingeladen hatten, hatten ihn mit ihren bloßen Körpern schützen müssen.

Bei einer anderen Versammlung in einer Riesenhalle in Kapstadt hatte Chief Luthuli gerade vor 2.000 Zuhörern mit seiner Rede begonnen, als beißende, tränengasähnliche Dämpfe auf die Bühne drangen. Es war eine absichtliche Störung. Wir fanden hinter der Bühne eine entsprechende Vorrichtung zur Verbreitung des Gases. Die Halle wurde geräumt und wir setzten die Versammlung im Freien fort. So lernten wir, dass wir jeden Treffpunkt vorher untersuchen mussten und dass die Sicherheitspolizei keineswegs daran interessiert war, unser Versammlungsrecht zu schützen.

Ein paar Jahre später, 1955, fand ich Arbeit als Konstruktionstechniker bei der staatlichen Eisenbahn. An einem Samstag hielt ich eine Rede auf einem Treffen. Wie immer waren Sicherheitspolizisten anwesend. Am Montag darauf wurde ich gefeuert. Aber ich hatte Glück, der Vorgesetzte gab mir 30 Tage Kündigungsfrist anstatt mich fristlos zu entlassen. Eine politische Einmischung hätte er nicht zugegeben. Es geschah alles hinter den Kulissen. Ein Angestellter aus der Personalabteilung erzählte mir, dass meine Akte verschwunden sei, und das sei ein Anzeichen dafür, dass es um etwas Politisches und Geheimes gehe. Außerdem dürfe ich ihn nie wieder sehen. Ich hielt mich daran. Die Menschen hatten Angst um ihre Arbeitsplätze. Später fand ich eine befristete Arbeit, mit der ich meine Familie finanziell über Wasser halten konnte.

Sehr wahrscheinlich wurde ich gefeuert, weil ich den Volkskongress mit organisiert hatte. Die Kongress-Allianz und andere Gruppen hatten die Apartheidregierung aufgefordert, eine Volksversammlung ein-

zuberufen, auf der repräsentativ gewählte Delegierte eine neue Verfassung entwerfen sollten. Die bestehende rassistische Verfassung war von weißen Südafrikanern aus den britischen Kolonien und den eroberten Burenrepubliken in der Verfassungsgebenden Versammlung von 1909 beschlossen worden. Das britische Parlament hatte sie gebilligt und sie war die rechtliche Grundlage der Apartheid.

Im ganzen Land waren nun Organisationskomitees entstanden und ich war in Kapstadt mit dabei. Wir taten alles, um die Idee des Volkskongresses zu verbreiten. Mein Aktionsgebiet war eine Schwarzen-Siedlung in Simons Town, einer kleinen Stadt am Kap der Guten Hoffnung. Die illegale Siedlung *Loyolo location* lag in einem alten Steinbruch. Auf den Terrassen der verschiedenen Abbauebenen hatten die Obdachlosen ihre kleinen Bretterbuden gebaut. Loyolo war ein schrecklicher Ort. Wenn es regnete, strömte das Wasser einfach durch die Hütten hindurch. Es gab keine Wasseranschlüsse und keine Toiletten und trotzdem lebten die Menschen lieber hier als unter den ärmlichen Verhältnissen auf dem Lande.

Die Apartheidregierung wollte diese wilden, informellen Siedlungen schließen und zwang die Einwohner, in die großen Townships weit außerhalb der Stadtzentren zu ziehen. Dort konnten Polizei und Beamte der Passbehörde die Bevölkerung leichter kontrollieren. Die Townships waren entsprechend angelegt: mit breiten Durchgangsstraßen für Militärfahrzeuge und in den Himmel ragenden Straßenlaternen, die nachts das gesamte Viertel in ein gespenstisches orangefarbenes Licht tauchten.

Auch wenn die Lebensbedingungen in Loyolo primitiv waren, wollten die Bewohner die Siedlung nicht verlassen, weil der Weg von den Townships zur Arbeit sehr viel länger und der Transport in den Minibussen teuer war. Außerdem hätten sie sich eine neue Hütte bauen und wieder ganz von vorne anfangen müssen. Die Bewohner leisteten Widerstand gegen die Vorschriften, wo sie wohnen und leben sollten. Ich fuhr jedes Wochenende nach Loyolo und half, die Bewohner zu organisieren. Auch sie sollten einen Delegierten für den Volkskongress wählen und Geld für seine Reise sammeln. Gewählt wurde eine junge Frau, aber in allerletzter Minute erhob ihr Vater Einspruch. Er ließ mich holen und erklärte mir, dass sie nicht würdig sei, die Gemeinschaft zu vertreten. Sie hätte ein Kind geboren, sagte er. Es war nicht ungewöhnlich, dass ledige Frauen ein Kind hatten, und wir alle wussten davon. In meiner jugendlichen Begeisterung verstand ich die Einwände des Vaters anfangs nicht. Er war ein Traditionalist und sie war eine junge Frau aus der Stadt; er störte sich daran, dass sie das Kind nicht nach Hause in die Obhut der



Delegierte auf dem Volkskongress  
in Kliptown, Soweto 1955

Familie gegeben hatte. Er hatte nur von dem Kind gehört und dass es von einer Amme groß gezogen wurde. Langsam begriff ich, dass der Vater der Delegierten sich um diesen Enkel betrogen fühlte. Dass das Kind unehelich und der Erzeuger unbekannt war, störte ihn nicht. Ich konnte ihn nicht umstimmen. Die Wahl der Bewohner wurde ignoriert und die junge Frau fuhr nicht zum Volkskongress.

Ironischerweise wurde sie dadurch vor einem Wochenende im Gefängnis gerettet. Die Polizei hielt unseren Bus mit allen Delegierten aus Westkap an, behielt sie unter einem Vorwand hinter Gittern und so konnten sie nicht am Kongress teilnehmen.

Am 25. Juni 1955 versammelten sich 3.000 Delegierte aus ganz Südafrika in Kliptown, Soweto. Am zweiten Tag schickte der Apartheidstaat seine Polizeikräfte, um die Zusammenkunft zu beenden, konnte aber nicht verhindern, dass zuvor die Freiheitscharta feierlich beschlossen wurde. Sie wurde unser »politischer Kompass«, der unsere Befreiungsbewegung 40 Jahre lang führen sollte, bis die Apartheid besiegt war. Auch die Verfassung für das neue Südafrika von 1994 ist noch stark von ihr beeinflusst.

Kurz nach dem Volkskongress ließ die Apartheidregierung 156 Leute, darunter fast die gesamten Anführer der Allianz-Organisationen, Anfang Dezember 1955 in einer groß angelegten Razzia verhaften. Die Freiheitscharta sei ein Aufruf zu Revolution und stelle Hochverrat dar, lautete der Vorwurf.

Zum Sonderankläger im berühmten *Treason Trial* wurde Oswald Pirow ernannt. Der Sohn eines deutschen Immigranten war nicht nur ein rechter Burenationalist, sondern auch ein Pro-Nazi-Aktivist während des Dritten Reichs gewesen. In dem Verfahren, das sich über vier Jahre hinzog, wurden am Ende alle Angeklagten freigesprochen. Nelson Mandela rückte zu dieser Zeit in den Vordergrund. Er war der Hauptzeuge der Verteidigung und stellte die Strategien des ANC mit großer Klarheit und Überzeugungskraft dar.

Der Prozess verschlang eine Unmenge Geld für die Rechtsanwälte der Verteidigung sowie für den Unterhalt der Angeklagten und ihrer Familien. Natürlich war Spendensammeln für uns eine hochpolitische Aktion. Wir wollten massenhaft Unterstützung für die Kongressbewegung mobi-

lisieren. Die Kampagne wurde ein großartiger Erfolg. Hunderttausende Leute kamen zu den Versammlungen und Demonstrationen und manifestierten offen ihre Opposition gegen die Apartheidregierung. Für das Regime war die Freiheitscharta eine Bedrohung: Sie erklärte, Südafrika gehöre allen seinen Bewohnern, Schwarz und Weiß zusammen, und forderte in ihren zehn Klauseln auf allen Gebieten des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens gleiche Rechte für alle ein.

Als ich beim Spendensammeln an die Türen ehemaliger Kommilitonen der angeblich liberalen Uni Kapstadt klopfte, wurde ich sehr enttäuscht. Diese jetzt berufstätigen jungen Weißen gaben keinen einzigen Cent für die finanzielle Unterstützung der Angeklagten. Die Rechtsanwälte unter ihnen erklärten, die Verdächtigen seien schuldig, weil sie laut Regierung Kommunisten seien. Ja, einige waren Kommunisten, aber andere nicht. Die Anschuldigungen durch die Regierung der burischen Nationalisten standen auf schwachen Füßen, trotzdem gab es kaum Unterstützung aus dem oppositionellen liberalen Lager. Die gängigen Rechtsprinzipien – im Zweifel für den Angeklagten, Recht auf professionelle Verteidigung – waren diesen Leuten egal, auch wenn sie sich Liberale mit großem »L« nannten. Sie verabscheuten besonders die Weißen, die sich im Freiheitskampf der schwarzen Südafrikaner engagierten. Die wollten sie am liebsten am Galgen hängen sehen.

Ende 1955 ging ich zurück an die Universität und legte meine Abschlussarbeit mit einem neuen Bauplan vor. Im Dezember erhielt ich den Abschluss eines *Bachelor of Science* im Bauingenieurwesen. 1957 trat ich auf Anfrage der Genossen in die Südafrikanische Kommunistische Partei, SACP, ein und vier Jahre später schloss ich mich dem bewaffneten Arm des ANC, der Befreiungsarmee *Umkhonto we Sizwe* (Speer der Nation), kurz MK, an.

#### *Die Freiheitscharta 1955*

Wir, das Volk von Südafrika, erklären unserem ganzen Land und der Welt zur Kenntnis:

#### *Südafrika gehört allen, die hier leben*

Schwarzen und Weißen. Keine Regierung kann gerechterweise einen Machtanspruch erheben, es sei denn, dass er auf dem Willen des ganzen Volkes gegründet ist. Unser Volk ist seines Geburtsrechts auf Land, Freiheit und Frieden durch ein Regierungssystem beraubt worden, das auf Ungerechtigkeit und Ungleichheit gegründet ist. Unser Land wird niemals gedeihen und frei sein, solange nicht alle Menschen unseres Volkes als Brüder leben und die gleichen Rechte und Chancen haben. Nur ein

demokratischer Staat, gegründet auf dem Willen des Volkes, kann allen, ohne Unterscheidung nach Hautfarbe, Rasse, Geschlecht oder Glauben, ihr vollständiges Geburtsrecht sichern.

Deshalb beschließen wir, das Volk von Südafrika, Schwarze und Weiße gemeinsam und gleichermaßen Landsleute und Brüder, diese Freiheitscharta. Wir geloben, gemeinsam zu kämpfen und dabei weder Kraft noch Mut zu scheuen, bis diese demokratischen Veränderungen umgesetzt worden sind.

*Das Volk soll regieren!*

Jeder Mann und jede Frau soll das Recht haben, zu wählen und als Kandidat für alle gesetzgebenden Einrichtungen wählbar zu sein. Alle sollen das Recht haben, das Land mit zu verwalten. Alle Menschen sollen die gleichen Rechte haben ungeachtet ihrer Rasse, Hautfarbe oder ihres Geschlechtes. [...]

*Alle nationalen Gruppierungen sollen die gleichen Rechte haben!*

Alle nationalen Gruppen und ›Rassen‹ sollen in den staatlichen Einrichtungen, an Gerichten und Schulen, gleichgestellt sein. Alle Südafrikaner sollen das Recht haben, ihre jeweilige Sprache, Kultur und ihre Bräuche zu nutzen und zu pflegen. [...]

*Das Volk soll am Reichtum des Landes teilhaben!*

Der nationale Wohlstand unseres Landes, das Erbe der Südafrikaner, soll dem Volk zurückgegeben werden; der Reichtum an Mineralien, die Banken und industriellen Monopole sollen in das Eigentum des ganzen Volkes übergehen. Alle weiteren Handels- und Industriebereiche sollen so geregelt werden, dass sie das Wohlergehen des Volkes fördern. Alle Bewohner des Landes sollen das gleiche Recht haben, überall Handel zu treiben, zu produzieren und jeglichem Gewerbe, Handwerk und Beruf nachzugehen.

*Das Land soll unter diejenigen verteilt werden, die es bearbeiten!*

Beschränkungen des Grundbesitzes auf Grundlage der Rassegesetze sollen beendet werden. Das Land soll neu aufgeteilt werden unter denen, die es bearbeiten, um Hungersnot und Landhunger zu bannen. [...]

*Alle sollen vor dem Gesetz gleich sein!*

Niemand soll ohne ein gerechtes Verfahren inhaftiert, deportiert oder eingeschränkt werden. Niemand soll auf Befehl eines Regierungsbeamten verurteilt werden können. Die Gerichte sollen alle Bewohner des Landes repräsentieren. [...] Die Mitarbeit in Polizei und Armee soll allen gleichermaßen offenstehen. Polizei und Armee sollen dem Volk helfen und es beschützen. Alle Gesetze, die ›Rasse‹ oder Glauben diskriminieren, sollen aufgehoben werden.

*Alle genießen die gleichen Menschenrechte!*

Das Gesetz soll allen das Recht auf freie Rede, Vereinigungs-, Versammlungs- und Pressefreiheit garantieren sowie das Recht auf Religionsausübung und die Erziehung der eigenen Kinder. [...] Es soll keine Einschränkung der Reisefreiheit geben, weder vom Land in die Stadt noch von Provinz zu Provinz, noch ins Ausland. Alle Passgesetze und Sondergenehmigungen [...] sollen aufgehoben werden.

*Es soll Arbeit und Sicherheit geben!*

Alle, die arbeiten, sollen das Recht haben, Gewerkschaften zu gründen, ihre Funktionäre zu wählen und Tarifverträge mit ihren Arbeitgebern zu schließen. [...] Männer und Frauen aller Rassen sollen gleiche Bezahlung für gleiche Arbeit erhalten. Es sollen eine 40-Stunden-Woche, nationale Mindestlöhne, Krankengeld, bezahlter Jahresurlaub für alle Arbeiter sowie Mutterschaftsurlaub mit Lohnausgleich eingeführt werden. [...]

*Die Tore zur Bildung und Kultur sollen geöffnet werden!*

Die Regierung soll zur Bereicherung unseres kulturellen Lebens nationale Talente entdecken und fördern. Der kulturelle Reichtum der Menschheit soll allen zugänglich sein durch den freien Austausch von Büchern und Ideen über die Landesgrenzen hinweg. Ziel der Bildung soll es sein, die Jugend zu lehren, ihr Volk und ihre Kultur zu lieben, sowie die menschliche Brüderlichkeit, Freiheit und Frieden zu achten.

Schulbildung soll für alle Kinder gleichermaßen kostenlos, verbindlich und allgemein sein. Hochschulbildung und Fachausbildung sollen allen durch staatliche Förderung und Stipendien, die nach Leistungskriterien vergeben werden, offen stehen. [...]

*Es soll Häuser, Sicherheit und Wohlstand geben!*

Alle haben das Recht, dort zu leben, wo sie wollen, in anständigen Häusern zu wohnen und ihre Kinder in Wohlstand und Sicherheit aufzuziehen. [...] Ein Programm der Gesundheitsvorsorge soll vom Staat betrieben werden. Kostenlose medizinische Versorgung, auch in Krankenhäusern, soll allen zur Verfügung stehen, besonders Schwangeren und Kindern. [...] Slums sollen abgerissen und neue Vororte aufgebaut werden, in denen alle Bewohner mit Verkehrsmitteln, Straßen, elektrischem Licht, Spielplätzen, Kinderkrippen und sozialen Zentren versorgt sind. Der Staat soll sich um Alte, Waisen, Behinderte und Kranke kümmern. Alle haben das Recht auf Ruhe, Muße und Erholung. Eingezäunte Gebiete und Ghettos sollen beseitigt und familienfeindliche Gesetze aufgehoben werden.

*Es herrschen Friede und Freundschaft!*

Südafrika soll ein in vollem Maße unabhängiger Staat sein, der die Rechte und die Souveränität aller Nationen respektiert. Südafrika soll sich dafür

einsetzen, den Weltfrieden zu erhalten und alle internationalen Konflikte durch Schlichtung und Verhandlungen und nicht durch Krieg beizulegen. Friede und Freundschaft aller Menschen in unserem Land sollen gewährleistet werden, indem man die Gleichheit von Rechten, Chancen und Stellungen beachtet.

Die Menschen der Protektorate Basutoland [heute Lesotho] und Swasiland sollen frei und unabhängig über ihre eigene Zukunft entscheiden können. Das Recht aller Volksgruppen und Völker Afrikas auf Unabhängigkeit und Selbstbestimmung soll anerkannt werden und die Grundlage enger Zusammenarbeit sein.

Lasst alle Menschen, die ihr Volk und ihr Land lieben, nun mit uns sagen: Für diese Freiheiten werden wir kämpfen, Seite an Seite, unser Leben lang, bis wir unsere Freiheit gewonnen haben.

## Andimba Toivo ja Toivo Ein Freund aus »Südwestafrika«

In diesen Jahren lernte ich auch Andimba Toivo ja Toivo, den späteren Mitbegründer der Befreiungsbewegung Südwestafrikas SWAPO, kennen. Ich begegnete ihm 1953 im Rahmen der *Modern Youth Society*. Damals trug er noch seinen Kolonialnamen Hermann ja Toivo. Esmé und ich wollten allen unseren Freunden ein offenes Haus bieten und den institutionalisierten Rassismus überwinden, der unser Leben beherrschte. Andimba pflegte uns in der Garfield Road in Claremont, Kapstadt zu besuchen. Unser Heim lag an der Grenze zwischen den weißen und den »farbigen« Wohngebieten, wie sie durch den *Group Areas Act* festgelegt worden waren. Wir freuten uns, wenn Freunde vorbeikamen, um in dieser politisch aufgeheizten Atmosphäre miteinander zu diskutieren. Einen großen Anteil daran hatte auch Andimba, der uns als Freund und Comrade besonders nahestand. Sein Freund, Jariretundu Kozonguizi, war inoffizieller Student bei Prof. Jack Simons an der Universität von Kapstadt. Jack Simons lehrte traditionelles afrikanisches Recht und war in der Kommunistischen Partei und im



Andimba Toivo ja Toivo

ANC aktiv. 1941 hatte er Ray Alexander geheiratet, deren jüdische Familie aus Litauen stammte. Sie war eine bekannte Gewerkschafterin. Die Simons wurden vom Regime drangsaliert, verließen 1965 das Land und arbeiteten im Exil in Großbritannien und Lusaka weiter für den ANC bzw. die Internationale Arbeitsorganisation ILO.

Andimba brachte häufig zwei Freunde mit zu uns, Jariretundu und Emil Appollus. Da in Esmés und meiner Familie nie Alkohol getrunken wurde, gab es gekühlte Milch in großen Pilsgläsern zu trinken, an denen außen die gefrorenen Wassertropfen glitzerten. Andimba, Emil Appollus und ich diskutierten heftig über das Wesen der Freiheit. War Freiheit einfach nur das Recht auf eine Anstellung bei einem Konzern wie Consolidated Diamond Mines, De Beers Corporation oder Anglo-American? Emil behauptete energisch, er würde sich frei fühlen, wenn er in so einer Firma in einer Führungsposition arbeiten könnte. Für mich als Sozialisten klang das nicht nach Freiheit, sondern so, als wolle er nur an der Unterdrückung und Ausbeutung teilhaben.

Andimba war ein großer, zurückhaltender Mann und Arbeiter, der damals als Aushilfe im Dominion Furniture Store in der Lower Main Road in Observatory jobbte. Er lieferte Möbel aus. Esmé erzählte mir, sie sei ihm einmal zufällig an unserer Tankstelle begegnet und sie hätten sich wie immer umarmt. Für weiße Südafrikaner war das in den 1950er Jahren ein Schock – eine weiße Frau und ein schwarzer Mann, die sich umarmen! Die schwarzen Tankstellenarbeiter hatten es ebenfalls gesehen und von diesem Tag an wurde unser Auto besonders sorgfältig gewaschen und gewartet.

Für uns in der *Modern Youth Society* oder für die Kongress-Allianz war Namibia in den 1950er und 1960er Jahren kein großes Thema. Unser Anliegen war Südafrika, und Namibia kam nur als Kolonie Südafrikas in unserer Analyse vor. Für uns stand zur Debatte, wie wir die Macht in Südafrika erringen würden. Dann wären auch die



Comrade Jack Simons



Comrade Ray Alexander

Probleme Namibias gelöst. Das war zu kurz gedacht. Die Simons erkannten die Zusammenhänge besser: Es reichte nicht, gegen die südafrikanische Besatzung zu kämpfen. Wir mussten auch thematisieren, dass der Apartheidstaat die Interessen von Konzernen wie De Beers und Anglo-American vertrat, die große Anteile an namibischen Firmen wie Consolidated Diamond Mines besaßen. Erst später begriffen wir, dass der Gegensatz zwischen dem weißem Staat und den politischen Ansprüchen der Afrikaner alle Lebensbereiche umfasste. Deshalb wurde der Kampf in Namibia mit der Zeit ein wichtiger Teil des gemeinsamen Kampfes gegen die Apartheid. Zumal Südafrika in seiner Kolonie verschiedene Aspekte der Apartheid-Gesetzgebung testete.

Als wir Andimba kennenlernten, war er auf der Suche nach einer politischen und ideologischen Heimat. Er wurde als Angehöriger der größten im Norden Südwestafrikas ansässigen Bevölkerungsgruppe der Ovambo sowie als Namibier von Südafrika unterdrückt. Andimba war Gründungsmitglied der *Ovambo People's Organization* in Kapstadt, einer Vorläuferorganisation der Befreiungsbewegung SWAPO (*South West African People's Organization*) von Namibia.

Eines Tages bat mich Andimba um Hilfe. Er wollte eine auf Tonband aufgenommene Nachricht an das UN-Sonderkomitee für Südwestafrika schicken. Das Komitee hatte dazu aufgerufen, Stellungnahmen zur Lage in Namibia abzugeben. Daraufhin hatte die südafrikanische Regierung ihren Statthalter in Südwestafrika angewiesen, den angesehenen SWAPO-Führer Chief Hosea Kutako nicht nach New York reisen zu lassen.

Es war nicht einfach, ein Tonbandgerät aufzutreiben, damals waren das noch große, schwere Maschinen, nicht vergleichbar mit den späteren Kassettenrekordern. Ein holländischer Freund, »Ike« Eigenstein, ein ehemaliger Kriegsgefangener der Nazis und Emigrant, besaß ein solches Gerät. »Ike« war Künstler und engagierte sich gegen die Apartheid. Mit Siebdrucken hatte er wunderbare Plakate hergestellt. Er lehnte die Apartheid auch aus persönlichen Gründen ab, denn er hatte sich in eine Frau jenseits der »Farbschranke« verliebt, und das war ein Vergehen gegen den *Immorality Act*. Das Paar musste schließlich das Land verlassen, damit es zusammenbleiben konnte.

Andimbas Nachricht musste auf dem Tonband getarnt werden. Wir wussten nicht so recht, wie wir das anstellen sollten. Wir saßen in Ikes Wohnzimmer und plötzlich kam mir eine Idee. Ich las einen fiktiven Brief an einen erfundenen Empfänger in Amerika vor, plauderte darin über meine und seine Familie und erzählte ihm von der wunderbaren

Jazzmusik, die ich gerade gehört hätte. Alles war frei erfunden. Dann nahmen wir Musik auf und mittendrin sprach Toivo seinen Bericht ein.

An den exakten Wortlaut kann ich mich nicht erinnern, aber es war klar, dass er den Bericht verfasste, weil Chief Hosea Kutako keine Ausreisegenehmigung erhalten hatte. Er empörte sich über diesen Skandal, der eine flagrante Verletzung der Rechte des namibischen Volkes darstellte. Seine Stellungnahme war vielleicht etwas kurz, aber sie kam von Herzen und war überzeugend. Er erinnerte daran, dass die südafrikanische Regierung Namibia illegal besetzt hielt, dem Volk auch unter dem Mandat der UNO alle Rechte verwehrte, ihm die Vertretung im Parlament verweigerte und ihm die Apartheidpolitik und -gesetze aufzwingte. Auch die politischen Rechte auf Organisations- und Versammlungsfreiheit würden den Namibiern vorenthalten. Das Mandat sollte zu Unabhängigkeit und Demokratie führen, stattdessen aber nehme die Unterdrückung zu. Zum Beispiel würden politische Aktivisten festgenommen. Nach meiner Erinnerung war seine Stellungnahme etwa fünf Minuten lang.

Wir wollten das Band nicht als normales Paket verschicken, dann wäre es den Apartheidbehörden direkt in die Hände gefallen. Andimba kaufte deshalb auf dem Flohmarkt in Kapstadt ein großes Buch und schnitt einen Hohlraum in die Seiten, um das Tonband darin zu verstecken. Das Paket wurde per Post nach New York geschickt und landete in den Händen eines namibischen SWAPO-Vertreters. Mir war wichtig gewesen, die Art und Weise der Verschickung geheim zu halten. Als der namibische Mitstreiter bei den Anhörungen des UN-Sonderkomitees mit dem Buch in der einen und dem Band in der anderen Hand herumwedelte, wusste ich: Dieser Trick würde in Zukunft nur noch schwer einzusetzen sein. Aber in politischer Hinsicht war Andimbas Aktion ein großer Erfolg, weil sie der ganzen Welt zeigte, dass der Apartheidstaat mit allen Mitteln versuchte, die Realitäten in seiner Kolonie bzw. in seinem Treuhandgebiet zu verschleiern. Auch die südafrikanische Presse berichtete darüber.

Für Andimba hatte diese Aktion allerdings einschneidende Konsequenzen. Er wurde als illegaler Einwanderer aufgefordert, Südafrika zu verlassen, und unter Polizeibewachung nach Namibia in den Norden des Ovambolandes gebracht. Dort stand er unter Kontrolle eines regierungstreuen Chiefs, der ihn auf Befehl von oben schikanierte.

Ich war sehr stolz auf Andimba. Von Ray hörte ich später, dass er als Verbannter in Nordnamibia seinen Unterhalt aus den Einnahmen einen kleinen Ladens bestreiten und die Untergrundarbeit organisieren wollte. Aber das war auf Dauer nicht möglich. Er wurde wegen der Tonbandaffä-

re minutiös überwacht. Kurz nach der Eröffnung wurde das Geschäft aus Schikane niedergebrannt. Aber Andimba widerstand dem Druck. Trotz aller Schwierigkeiten nahm er an der Gründung der *People's Liberation Army of Namibia* (PLAN) teil. Seltsam, wie die Geschichte manchmal spielt. Ausgerechnet der südafrikanische Sicherheitsapparat, der Andimba strenge Auflagen machte und ihn zum Schweigen bringen wollte, hatte seinen Ruf als Führer in Namibia begründet.

Nach der Abschiebung brach mein Kontakt zu Andimba ab und wir haben uns erst etwa 35 Jahre später wiedergesehen. 1968, als ich noch im Gefängnis war, hörte ich, dass er wegen seiner Aktivitäten für SWAPO und PLAN verhaftet und angeklagt worden war. Er wurde nach südafrikanischen Sicherheitsgesetzen zu lebenslänglich verurteilt. Diese Gesetze waren erst nach Andimbas »Verbrechen« in Namibia verabschiedet worden, aber sie wurden rückwirkend auf vergangene Taten angewendet. Das war ein eklatanter Bruch rechtsstaatlicher Prinzipien und ein weiteres Beispiel für den Missbrauch des Treuhandmandats der UNO durch Südafrika. Ebenso erschreckend war, dass Großbritannien und die USA Südafrika gegen Kritik und internationale Initiativen zum Entzug der Treuhandschaft in Schutz nahmen.

Viele Jahre später, nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis, machte ich mit Esmé Urlaub in Moskau. Uns kam zu Ohren, dass sich Andim-



Die Polizei ging mit Gewalt gegen Demonstranten vor

ba in der Stadt aufhalte. Ich fragte unsere offiziellen Gastgeber, ob sie ein Treffen mit ihm arrangieren könnten. Mir wurde erwidert, das sei nicht erlaubt und außerdem sei ich falsch informiert. Eine verrückte Situation. Die Einzigen, die seinen Aufenthaltsort vielleicht noch kannten, waren die Mitarbeiter des südafrikanischen Geheimdienstes. Ich weiß bis heute nicht, wo er war, und habe ihn auch nicht danach gefragt. Wenn seine Anwesenheit geheim war, sollte sie es bleiben. Ich musste es nicht wissen.

Nach der Unabhängigkeit Namibias wurde Andimba, der Vater der SWAPO, Generalsekretär der Partei und Minister für Bergbau und Energie. Er hatte noch verschiedene Ministerposten inne und ist heute Pensionär.

## Das Gefängnis war auszuhalten Erste Erfahrung 1960

Am 21. März 1960 protestierten in Sharpeville, einer Township 50 Kilometer südlich von Johannesburg, ca. 20.000 Schwarze gegen die diskriminierenden Passgesetze. Die gewaltfreie Demonstration endete in einem Massaker, bei dem die Polizei 69 Demonstranten zumeist von hinten erschoss und weitere 180 verletzte. Wenig später verhängte das Regime den Ausnahmezustand. Es hatte die Kontrolle verloren und verhaftete vorsorglich alle Aktivisten, die der Wut der Menschen einen politischen Ausdruck hätten verleihen können. Auch ich wurde in Haft genommen und saß vier Monate im Gefängnis.

Nach dem Massaker von Sharpeville hatte der ANC aus Protest zu einem umfassenden Konsumboykott und zu Streiks aufgerufen. In vielen Städten fanden große Demonstrationen statt. Die Vorstände der Kongress-Allianz entwarfen Pläne für die Versorgung der Streikenden in den Townships rund um Kapstadt. Polizei und Militär hatten die Townships umstellt. Die Bewohner konnten nicht in die Stadt fahren. Ich kam am 30. März 1960 von einem Meeting nach Hause zurück, auf dem wir uns gerade mit diesem Problem beschäftigt hatten, und wurde morgens um drei Uhr unter dem Ausnahmezustand verhaftet. Alle verbrieften Rechte waren außer Kraft gesetzt. Die Polizei konnte vollkommen willkürlich vorgehen. Man brachte mich zur Polizeistation mitten in der Stadt und dort traf ich andere Comrades. Insgesamt wurden rund 18.000 politische Aktivisten im ganzen Land verhaftet. Als am nächsten Morgen unsere Personalien aufgenommen wurden, rief ein Polizist: »Hier kommt eine

Gruppe von Weißen Afrikas.« Wir waren eben ein Haufen aufsässiger Männer, die bei jeder Gelegenheit trotzig den ANC-Gruß »Afrika« riefen und die Fäuste ballten. Ich muss zugeben, dass die kriminellen, schwarzen Gefangenen uns anstarrten, als wären wir verrückt.

Das Gefängnis in Kapstadt war grauenhaft. Wir schliefen auf dem nackten Boden und mussten uns an die Willkür der Bediensteten, gleich welchen Ranges, gewöhnen. Einmal wurde ich ins Büro des leitenden Offiziers gerufen und bemerkte entgeistert einen Gefangenen, der unter dem Tisch herumkroch und dem Beamten die Schuhe putzte. Auch setzten sie einen unbekanntem Gefangenen zu uns in die Zweierzelle. Das dämpfte unsere Unterhaltung, weil er zweifellos ein Spitzel war.

In dieser Vollzugsanstalt musste ich die Wirkung von Schlafentzug bei einem Comrade miterleben. Johnny Morley-Turner wurde in unseren Gefängnishof gebracht. Wir waren gerade beim Morgenappell. Johnny stand an der Tür, seine Haut war grau und seine Kleidung war von der Taille abwärts mit Urin besudelt. Er war kurz davor, zu kollabieren. Ich verließ einfach meine Reihe, ging auf ihn zu, umarmte ihn und führte ihn ins Haus. Dem Wachhabenden fiel die Kinnlade runter und er rief mir hinterher. Ich ignorierte ihn, brachte Johnny zu den Duschen und holte ihm saubere Kleidung und heißes Wasser. Er rasierte sich und ich wusch seine Kleider. Die Folterer hatten ihn nicht schlafen lassen. Er hatte so lange stehen bleiben müssen, bis er ins Delirium fiel. Aber sein Körper hatte weiter funktioniert. Johnny schämte sich und erzählte in dieser persönlichen Situation mehr, als er eigentlich wollte, denke ich.

Comrade Johnny hatte als Kind eine Eliteschule in Kapstadt und in den 1920er Jahren Sandhurst, das beste und berühmteste militärische College in Großbritannien, besucht. Als junger Leutnant wurde er in Irland stationiert, wo er gegen die aufständische IRA kämpfen sollte. Er hörte von Imperialismus und Kolonialismus, trat von der anglikanischen zur katholischen Kirche über und unterstützte die irische Befreiungsbewegung. Zufällig wurde er von IRA-Leuten beschossen und verletzt. Als sie ihn erkannten, brachten sie ihn in Sicherheit und retteten sein Leben. Der Invalide Johnny wurde nach Hause geschickt und bezog lebenslang eine Soldatenpension der britischen Armee.

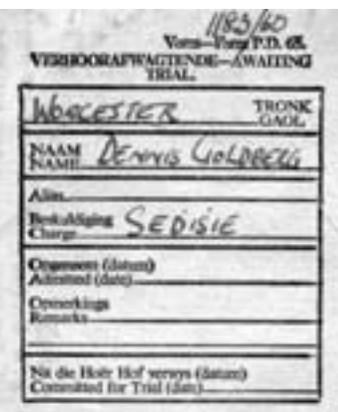
Seine Erfahrungen in Irland hatten ihm die Augen für die rassistische Unterdrückung und wirtschaftliche Ausbeutung in Südafrika geöffnet und

er wurde politisch aktiv. Er bestand darauf, im Zweiten Weltkrieg als Soldat den alliierten Truppen zu dienen, obwohl er auf einem Auge halbblind und eigentlich schon zu alt war. Über seine Verbindungen zum Militärcollege trat er in das berühmte Cape Town Regiment, *The Dukes*, ein und kam in Ost- und Nordafrika zum Einsatz. Zu der Zeit hatte er sich schon der Kommunistischen Partei angeschlossen, der einzigen ernst zu nehmenden Opposition gegen Rassismus und Ausbeutung in Südafrika. Er führte seine Einheit mit einer wehenden roten Fahne ins Gefecht. So zeigte Johnny sein Engagement im Kampf gegen die Nazis und wurde dafür ausgezeichnet. Den afrikanischen Soldaten, die nur als unbewaffnete Hilfssoldaten bei der Truppe sein durften, brachte Johnny das Schießen bei.

Jedes Quäntchen Feuerkraft wurde im Kampf gegen den Feind gebraucht, dachte er, und vielleicht würden diese Männer ja eines Tages eine revolutionäre Armee anführen und Südafrika befreien. Aber weiße Offiziere hassten den Gedanken an schwarze bewaffnete Soldaten. Natürlich konnte Johnny so auf Dauer nicht weitermachen. Er war zudem Mitglied in der Springbok-Legion, einer fortschrittlichen Organisation weißer Soldaten in den Streitkräften, viele von ihnen waren Kommunisten. Man entließ Johnny aus dem aktiven Dienst und schickte ihn als Wächter in ein Kriegsgefangenenlager. Die italienischen Gefangenen nannten ihn *sergente socialista*, weil sie vor der Hauptmahlzeit des Tages stets *Bandiera Rossa* und die *Internationale* singen mussten. Ich berichte so ausführlich über ihn, weil er zwar keine große historische Rolle spielte, aber eine inspirierende Persönlichkeit war und für seine Grundsätze einstand.

Meine Mutter saß im selben Gefängnis in der Frauenabteilung, ebenfalls in Vorbeugehaft unter dem Ausnahmezustand. Ich wollte unbedingt wissen, wie es ihr gesundheitlich ging, und sie durfte mich besuchen. Ich glaube, wir versuchten uns gegenseitig zu überbieten, indem wir immer wieder beteuerten, dass es uns blendend gehe und dass wir alles gut aushielten. Ich hätte mir nicht so viele Sorgen machen müssen. Ihre Comrades erzählten mir, sie sei eine wunderbare Gefährtin gewesen, die sich sehr darum bemühte, die Stimmung ihrer Mitgefangenen hoch zu halten. Die Hauptleidtragende unserer Haft war Esmé. Sie musste gleich zwei Menschen besuchen, ihnen Kleidung und etwas Taschengeld bringen. Als man uns in zwei verschiedene Gefängnisse verlegte, 130 und 65 Kilometer von Kapstadt entfernt, war es noch schwieriger für sie. Esmé musste ja nebenher noch arbeiten und die Familie ernähren.

Trotzdem schaffte sie alles sehr gut. Sie war heiter, kümmerte sich um



1960 war ich vier Monate in Haft

alle und brachte mir sogar Nachrichten ins Gefängnis. Nach einem Kuss spürte ich plötzlich ein kleines Etwas im Mund. In der Zelle entdeckte ich einen »Newsletter«, in winzig kleiner Schrift mit wasserfester Tinte auf Papier geschrieben. Das Ganze steckte in der Spitze eines Kondoms. Es war eine schlimme Zeit für Esmé und die Kinder, aber die Mutter schaffte es, die Kleinen bei Laune zu halten und nach außen hin keine Furcht zu zeigen. Sie durften mich nach drei Monaten ein Mal besuchen. David war sehr schüchtern, als ob er sich nicht sicher sei, wer ich war. Hilly war schon fünf Jahre alt und war sehr süß und redselig. Sie versuchte mit allen Mitteln, ihren kleinen Bruder in dem Gefängnisraum und umgeben von Wärtern aufzumuntern. Esmé und ich dachten, dass es wichtig sei, ihnen zu zeigen, dass ich am Leben und nicht für immer fortgegangen war.

Mein Bruder Allan und meine Schwägerin lehnten es ab, die Kinder aufzunehmen, falls auch Esmé verhaftet würde. Diese Entscheidung führte zum Bruch zwischen uns Brüdern. Er verstand zwar unseren politischen Kampf, war aber zu ängstlich, Neffe und Nichte in der Not aufzunehmen. Mein Bruder konnte sich noch nicht einmal dazu durchringen, unsere Mutter zu besuchen. Nur um unseren Hund wollten sie sich kümmern, was Esmé begrifflicherweise nur noch mehr verletzte und befremdete.

Nach meiner Freilassung erzählte Esmé mir von einem ebenso amüsanten wie stressigen Erlebnis, das sie mit Goldmanns Frau Andra geteilt hatte. Die Zeitungen hatten die Liste der Verhafteten veröffentlicht. Aber unser beider Namen waren zu einem geworden: Denis Goldmann oder Gerald Goldberg, ich erinnere mich nicht mehr genau. Die Frauen versuchten das richtigzustellen. Sie hatten Angst, einer von uns beiden könnte verschwunden sein. Esmé sagte im Scherz, dass sie sich doch diesen teilen könnten. Aber Andra protestierte und meinte, bei ihrem Pech würde sie bestimmt die Hälfte bekommen, die gefüttert werden müsste!

Trotz der harten Bedingungen war das Leben im Gefängnis einigermaßen erträglich. Alles in allem waren wir eine gutgelaunte Truppe im Gefängnis. Zum Beispiel war Harry Blum dabei, ein Vertreter des Südafrikanischen nicht-rassistischen Olympischen Komitees. Er war Anwalt und setzte sich dafür ein, Apartheid-Südafrika vom internationalen Sport auszuschließen. Alle Sportverbände in unserem Land waren nach Hautfarben getrennt. Harry war ein guter Kumpan und anfangs der Einzige, der ein Buch besaß. Jeden Abend las er uns ein paar Seiten aus seinem Thriller laut vor. Blum war selbst Schriftsteller und schaffte

es sogar, tagsüber am Manuskript seines zweiten Romans zu arbeiten. Noch kurioser wurde die Situation, als der bekannte Architekt Jack Barnett und zwei seiner Mitarbeiter, Bernard Gosschalk und Gerald Goldmann, unter dem Ausnahmezustand verhaftet wurden. Jack stand bei staatlichen Einrichtungen unter Vertrag und sollte eine Bücherei und ein Krankenhaus bauen. Die drei Gefangenen durften dann tatsächlich ihre Zeichenbretter und anderes Material mitbringen und gemeinsam in einer Zelle wie im Architektenbüro weiter arbeiten. Bernard und Gerald konnten auf diese Weise auch weiter Geld verdienen. Für Leute wie sie, die eine Hypothek auf ihr Haus abbezahlen mussten, war das Gefängnis eine schwierige Sache. Sie mussten befürchten, ihre Häuser zu verlieren. Ich glaube, damals erwirkten das Internationale und das Südafrikanische Rote Kreuz bei der Regierung ein Zahlungsmoratorium für Gefangene unter dem Ausnahmezustand. Seinerzeit bezog das Südafrikanische Rote Kreuz noch Stellung gegen die Regierung und erinnerte sie an ihre humanitären Pflichten. Außerdem organisierte es Hilfgelder für notleidende Familien aller Hautfarben.

Wir saßen ohne Gerichtsverfahren in Haft und haben mit einem Hungerstreik dagegen protestiert. Eines Morgens brach einer der Comrades beim Aufstehen bewusstlos zusammen. Seitdem bezweifle ich die Leichtigkeit, mit der die Kinohelden ihre verwundeten Kameraden wieder aufrichten, denn die sind schwer wie Blei und haben keinen Griff zum Anfassen. Besucher schleusten die Erklärung zum Hungerstreik aus dem Gefängnis und sie erschien in der Presse. Leider fiel diese Aktion auf uns zurück. Beim Gefängnispersonal gab es keine undichte Stelle. Es war das Ende jeglicher Körperkontakte bei Besuchen.

Wir verbrachten die Zeit im Gefängnis mit Lesen, Diskutieren und Sport. Aus dem Holz der Obstkisten und den Blechdosen für Kaffee bastelte ich Spielzeuge für meine Kinder und so flossen die Monate dahin. Wir wurden einer nach dem anderen entlassen und die meisten stellten fest, dass das Gefängnis zu ertragen war. Also setzten wir draußen unsere Aktionen gegen die Apartheid fort.

Manche Comrades verließen nach dem Ende des Ausnahmezustandes im August 1960 das Land. Einer war Sam Khan, ein Anwalt, Kommunist und Abgeordneter, der weiße Alibi-Vertreter der schwarzen Mehrheit am Kap im Parlament. Er war groß, gut gebaut und hielt oft Reden bei öffentlichen Veranstaltungen. Sam war beeindruckend und stets begleitet von seinem Schatten, Johnson Ngwevela. Auch er machte Eindruck. Er war Khans Angestellter, sein Übersetzer und politischer Genosse. Sam sprach auf Englisch und Johnson auf Xhosa. Die beiden verstanden sich

so gut, dass ihre Sprachen und Stimmen zusammenflossen wie bei einer Simultanübersetzung. Johnson gab Wut und Humor wahrheitsgetreu wieder und beide setzten fast an der gleichen Stelle Akzente. Ihr Vortrag war wie eine einzige Rede in zwei Sprachen. Ständig gab es Debatten, ob wir solche Alibi-Vertreter akzeptieren sollten. Aber am Ende stimmten wir zu, weil die Auftritte der beiden ein Forum schufen, um die Ungerechtigkeiten des Apartheid-Rassismus, die Armut der Arbeiter und ihre schlechten Arbeitsbedingungen anzuklagen. Sam wusste über alle Themen Bescheid und kam mit seinen Reden während der Parlamentssitzungen in die Schlagzeilen der Morgenzeitungen. Er sprach über Löhne, Passgesetze, Arbeitslosenversicherung, über Rassegesetze wie den *Group Areas Act*, den *Mixed Marriages* und *Immorality Act*. Sam hatte immer etwas Treffendes zu sagen. 1950 wurde er unter dem *Suppression of Communism Act* aus dem Parlament ausgeschlossen. Während des Ausnahmezustandes ab 1960 floh er nach Swasiland und dann ins Exil nach London. Seine Frau Pauline, eine Ärztin, die als Studentin bei uns gewohnt hatte, folgte ihm. Esmé und ich haben uns auf dem Schiff von ihr und ihren Kindern verabschiedet. Pauline war bedrückt und drängte mich, mit ins Exil zu gehen. Ich würde bestimmt bald verhaftet und solle lieber fliehen, meinte sie. Sie würde das Ticket bezahlen, wenn ich einfach an Bord bliebe. Das war ein verlockendes Angebot, aber ich hatte mit Ez, wie ich Esmé nannte, schon vorher darüber diskutiert. Wir fanden, es sei noch zu früh für eine Flucht. Wir dachten, wir hätten noch drei oder vier Jahre Zeit für den Kampf, bevor der Staat zuschlagen würde. Wir waren doch schon so weit gekommen. Selbst den Ausnahmezustand hatten wir unbeschadet überstanden und wir wollten bleiben.

Vor meiner Verhaftung hatte ich bei einer Baufirma gearbeitet, die ein Kraftwerk in Athlone, ein wenig außerhalb von Kapstadt-City, hochzog. An meinem Haus explodierte eine Bombe, sicherlich mit Wissen und Duldung der Geheimpolizei, die unser Haus Tag und Nacht überwachte. Der Vorfall stand in der Presse und ein Manager der Firma befürchtete, dass die Arbeiter auf der Baustelle unter einem Ingenieur mit meiner politischen Einstellung schlechter arbeiten würden. Ich antwortete, sie würden mich mehr respektieren und darum besser arbeiten.

Als ich am Tag meiner Freilassung wieder auf der Baustelle auftauchte, legten alle Arbeiter als Willkommensgruß die Werkzeuge nieder. Das freute mich sehr. Der Chefingenieur schickte mich zum Ingenieur für die Qualitätssicherung, der die oberste Kontrolle über die Arbeit innehatte. Die Sicherheitspolizei hatte ihn schriftlich wissen lassen, ich sei ein Sicherheitsrisiko und dürfe nicht wieder eingestellt werden. Der Mann ließ

mich den vertraulichen Brief lesen. Ich wäre gerne gerichtlich dagegen vorgegangen, aber Jack Simons riet mir davon ab. Die Firma gab mir für ein paar Wochen eine andere Arbeit, bevor ich einen neuen Job fand.

Ich konnte mich noch glücklich schätzen. Die Geheimpolizei ging meist viel härter gegen Aktivisten vor. Charles Mokholiso zum Beispiel hatte jahrelang bei einer Ziegelei gearbeitet. Die hatte ihn entlassen, obwohl er in einem politischen Prozess freigesprochen worden war. Ich fand für ihn auf meiner Baustelle einen Job. Aber der Vorarbeiter, ein »Farbiger«, der von sich sagte, er sei tief religiös und Diakon in seiner Kirche, sorgte dafür, dass Charles entlassen wurde. Er sei angeblich zu alt für die harte Arbeit. Das geschah vermutlich noch nicht einmal aus rassistischen Motiven, denn er feuerte auch einen »farbigen« Arbeiter. Desens Hände waren von Blasen überzogen, weil er Beton ohne Handschuhe mit bloßen Händen geglättet hatte. Der völlig verzweifelte Arbeiter kam zu mir und ich konnte ihm medizinische Hilfe und einen Lohn nach dem Arbeiter-Entschädigungsgesetz verschaffen. Aber als er an seinen Arbeitsplatz zurückkehrte, gab ihm der Vorarbeiter ohne Mitleid genau dieselbe Arbeit. Brutalität kann unter religiösen Eiferern viele Formen annehmen. Eine Allergie kommt dann von bösen Geistern und ein politischer Aktivist wie Charles bedrohte ihre selbstgerechte, servile Einstellung gegenüber den *masters* des Regimes. Schwarze Angestellte mussten ihre Herren burisch *baas* und englisch *master* nennen.

Ich hatte Glück. Mein Gefängnis-Genosse, der Architekt Jack Barnet, stellte mich Basil Kantey, einem Bauingenieur und Regierungsexperten vor, der mir einen befristeten Job in Südwafrika gab. Ich sollte bei den Vorarbeiten für den Bau einer hundert Kilometer langen Straße zwischen Mariental und Assab mitmachen. Basil bewies damit einigen Mut, weil er hauptsächlich von der Regierung Aufträge erhielt, die ihm zur Vergeltung leicht Schaden hätte zufügen können.

Die Arbeit begann morgens um sechs, wenn es noch kühl war. Schon um elf Uhr flimmerte die Hitze in der Luft und von Weiterarbeit konnte keine Rede mehr sein. In diesen fünf, sechs Stunden sahen wir vielleicht zwei Autos oder einen Lastwagen und einen Bus. Warum wurde diese Straße gebaut? Als Ingenieur weiß man natürlich, dass



Kurz vor der Verhaftung,  
30 Jahre alt

eine geteerte Straße mehr Verkehr anzieht und Verkehrsverbindungen für die wirtschaftliche Entwicklung gut sind. Aber es war offensichtlich, dass die neuen Straßen für Polizei- und Militärtransporte von Südafrika aus in Richtung Angola durch Südwestafrika sowie über die botsuanische und südrhodesische Grenze gebraucht wurden. In jener Zeit entwickelte das Regime das Konzept der *co-prosperity sphere*. Die Nachbarstaaten sollten zwar ihren eigenen politischen Weg gehen, aber wirtschaftlich sollte das gesamte südliche Afrika von Pretoria aus gesteuert werden.

Südwestafrika wurde ohnehin illegal von Südafrika verwaltet. Die Straßenbauten gehörten zu einem langfristigen Plan des Apartheidstaates. Der Kalte Krieg verschärfte sich und die USA bauten Highways durch das ganze Land. Das sogenannte Verteidigungs-Highway-Programm war so ausgelegt, dass Raketen nach Belieben bewegt werden konnten.

Finanzielle Mittel für den Straßenbau aufzutreiben war kein Problem. Die südwestafrikanische Verwaltung erhielt von dem De-Beers-Tochterunternehmen Consolidated Diamond Mines, das Diamanten im Südwesten des Landes ausbeutete, eine Million Pfund pro Jahr, was damals eine Menge Geld war. Diese Summen standen der Verwaltung zur Verfügung und mussten ausgegeben werden. Der Bau von Überlandstraßen war für die Besatzer eine gute Lösung und die Bauunternehmen profitierten davon. So wurden die Mittel nicht für die Masse des namibischen Volkes, für Ausbildung und Schulung, für medizinische Versorgung und andere soziale Belange ausgegeben.

Wenn ich abends in einem Hotel bei einem Drink saß, haben mich südafrikanische Geschäftsreisende einige Male beschimpft. Sie wussten, dass ich gerade aus dem Gefängnis entlassen worden war, und sie kannten meinen politischen Standpunkt. Diese Leute meinten, ich würde unter den Ersten sein, die bei einer schwarzen Revolte umkämen. Sie versuchten mich zu provozieren und behaupteten, sie verstünden mehr von Politik als ich. Sie gaben rassistische Schauergeschichten zum Besten, zum Beispiel über ihre schwarzen Fahrer. »Mein Fahrer hat mir versichert, dass er mich nicht umbringen werde«, sagte einer. »Das wird der Fahrer eines anderen Reisenden erledigen.« Ich lachte sie aus wegen ihrer völligen Unfähigkeit, ihren täglichen Begleitern auf menschliche Art zu begegnen. Sie verstanden es nur, als Unterdrücker aufzutreten.

Zur gleichen Zeit wurde nahe Mariental unter Beteiligung deutscher Bauunternehmen der Hardap-Damm gebaut. Das Verhalten dieser Deutschen gegenüber ihren Vertragsarbeitern war empörend! Der blanke Rassismus! Von den Hungerlöhnen konnte niemand leben. Einmal besuchte ich die Baustelle und einer der deutschen Chefingenieure beklagte sich,

dass die Arbeiter nicht hart genug arbeiteten und dumm seien. Ob er für einen solch erbärmlichen Lohn arbeiten würde, fragte ich ihn. Nein, natürlich nicht! Aber die Arbeiter hätten einen Vertrag unterschrieben! Nun, sie hatten unterschrieben, weil das ein Befehl gewesen war. Ich fand es interessant, dass weiße südafrikanische Ingenieure besser mit den Ovambo-Vertragsarbeitern umgingen als die deutschen Bauunternehmer.

Ich hatte noch immer den Job in Basil Kanteys Firma, als ich 1963 im Untergrund verschwand. Heute kann ich offen sagen, dass ich Basil eingeweiht und ihm erklärt hatte, es müsse wie ein plötzliches Verschwinden ohne Vorwarnung aussehen. Im Rivonia-Prozess war er als Zeuge geladen. Er gab ganz einfach zu Protokoll, dass ich eines Tages verschwunden sei. Natürlich sagte er nicht, dass er mir von Zeit zu Zeit erlaubte, mich zu verziehen, wenn eine Polizeirazzia drohte und ich »nicht verfügbar« war. Als einer unserer Anwälte, Bram Fischer, ihn im Kreuzverhör über meine Arbeit als Bauingenieur befragte, gab er mir ein so glänzendes Zeugnis, dass Bram nachher scherzte, wenn ich für unschuldig befunden würde, solle ich das Gerichtsprotokoll als Referenz bei der Jobsuche einsetzen.

### **Letztes Mittel: Bewaffneter Widerstand**

Nach dem Ausnahmezustand von 1960, als viele von uns monatelang hinter Gittern verschwanden, hatten viele das Gefühl, es sei nun der Augenblick gekommen, die Konfrontation mit den bewaffneten Kräften des Apartheidregimes aufzunehmen. Immer häufiger hatten Polizei und Armee gegen friedlichen Widerstand Waffen eingesetzt oder mit Waffen gedroht. Als zum Beispiel afrikanische Frauen gegen die nun auch ihnen aufgezwungenen Pässe demonstrierten, flogen Flugzeuge im Tiefflug über den Protestmarsch. Schon allein der Lärm bedeutete eine Terrorisierung der Frauen, manche fielen zu Boden, weil der Luftstrom der Propeller ihnen die Beine unter dem Körper wegzog. 20.000 Frauen hatten ihre besten Kleider angezogen und waren vor das *Union Building*, das größte Verwaltungsgebäude des Premierministers, in Pretoria marschiert, um dem damaligen Premierminister Johannes Strijdom (1954–1958) eine Petition gegen die Passgesetze zu überreichen.

Die Polizei hetzte Hunde auf die Frauen. Die Tiere zerrten an den schönen Kleidern und warfen die Frauen zu Boden. Aber sie reagierten trotzig und entschlossen und sangen: »Strijdom, du hast dich mit den Frauen angelegt. Du bist auf einen Felsen gestoßen, der dich zermalmen wird.«

Nicht nur an der Basis, auch an der Spitze der Befreiungsorganisationen veränderte sich die Stimmung. Die meisten Führungspersonen der Kongress-Allianz hatten während des Ausnahmezustandes 1960 die Haft zusammen verbracht und viele hatten im Hochverratsprozess gemeinsam vor Gericht gestanden. Sie hatten wie bei einer virtuellen, kontinuierlichen Vollversammlung monate- und jahrelang beisammen gesessen. Dabei waren sie sich nicht nur persönlich näher gekommen, sondern sie hatten auch über Politik und Strategie des Widerstandes diskutiert. Überall im Land waren sporadisch Sabotageakte verübt worden. Die Lage verlangte nach einer geschlossenen Antwort.

Das Konzept Mahatma Gandhis vom gewaltlosen Widerstand im Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit (*Satyagraha*) war in unserer Bewegung tief verankert und viele gestandene Anführer standen dem Konzept eines bewaffneten Aufstands mit großer Skepsis gegenüber. Sie waren noch nicht bereit, die Prinzipien der Gewaltlosigkeit aufzugeben. Wir waren alle von Gandhi beeinflusst, aber nicht unbedingt völlig seiner Meinung. Die Briten konnten von Indien auf ihre Insel nach Hause zurückgehen. Aber die weißen Südafrikaner würden kämpfen, um in Südafrika zu bleiben. Das wurde in der Freiheitscharta anerkannt: Alle sollten das Recht haben, als gleiche Bürger hier zu leben. Andere meinten, wir sollten uns an die Spitze dieser Entwicklung stellen, damit kein blindwütiger Terrorismus gegen einzelne weiße Politiker oder Zivilisten entstände. Wir sollten die Einrichtungen der Apartheid als Hauptziel im Auge behalten. Der bewaffnete Kampf sollte die Massenaktionen, die nach wie vor die Grundlage der Allianz-Politik darstellten, als zusätzliche Strategie ergänzen. Wo immer ich konnte, habe ich mich für den bewaffneten Kampf ausgesprochen. Ich war während des Zweiten Weltkrieges aufgewachsen und hatte gesehen, dass die Partisanen hinter den Linien der Nazi-Armeen sehr viel ausrichten konnten. Auch in Kuba und Algerien kämpften Guerilleros für die Freiheit. Mir war im Kampf nicht jedes Mittel recht, aber ich hatte keinen Zweifel, dass in Südafrika ein Krieg gegen die Polizei- und Militärkräfte notwendig war. Ein von Prinzipien geleiteter Kampf: Wir wollten nicht mit terroristischen Methoden vorgehen, etwa gegen Individuen oder unbeteiligte Zivilisten. Wir kämpften für ein politisches Ziel, die Freiheit, und niemals zum eigenen persönlichen Vorteil. Unsere Gegner waren die Polizei- und Militärkräfte des Staates. Nur so konnten wir der weißen Minderheitsbevölkerung zeigen, dass sie nicht bis in alle Ewigkeit regieren konnte.

1961 rief der ANC gegen die Annahme der neuen republikanischen Verfassung zu einem Generalstreik auf. Südafrika hatte die Staatenge-

meinschaft des britischen Commonwealth verlassen müssen, nachdem die Staatschefs der neuen unabhängigen Länder in einem Ultimatum ein Ende der rassistischen Politik oder den Ausschluss Südafrikas gefordert hatten. Staatspräsident Hendrik Verwoerd (1958–1966) war dem Rauswurf mit einem Austritt zugekommen. Jetzt rief er seine weiße Wählerschaft zu einem Referendum auf, das Südafrika zu einer vom britischen Joch befreiten Republik erklären sollte. Ein Ja-Votum wäre gleichbedeutend mit einer Verschärfung der Apartheid gewesen, denn schon der Verfassungsentwurf lehnte die Gleichheit zwischen Schwarz und Weiß in Kirche und Staat ab. Die neue Verfassung war eine direkte Ablehnung der immer lauter werdenden Forderung nach vollkommener Gleichheit, des Prinzips »Ein Mensch – eine Stimme«, wie es in der Freiheitscharta stand.

Zur Vorbereitung des Streiks fuhr ich nach Worcester, einer ländlichen Kleinstadt 130 Kilometer nordöstlich von Kapstadt, und brachte Flugblätter und weitere Anweisungen zur ANC-Ortsgruppe. Ich hielt am Geschäft des Vaters eines indischen Aktivisten, weil ich den Treffpunkt nicht kannte. Sein Bruder versteckte mich unter Säcken in seinem geschlossenen Lieferwagen und fuhr mich zum Haus des Sekretärs. Der erklärte mir, der Ortsverein habe sich gegen eine Teilnahme am Streik entschieden. Während der letzten »*Stay at home*«-Aktion hätten viele afrikanische ANC-Mitglieder ihre Arbeit in den Textil- und Obstfabriken verloren. »Farbige« hatten allgemein nicht gestreikt und dann zur Belohnung die freien Stellen bekommen. Die afrikanischen Arbeiter seien jetzt verarmt und die wenigen, die noch einen Job hätten, würden einen Streikaufruf gar nicht beachten.

Ich fuhr mit meinen Flugblättern zurück nach Kapstadt, als der Motor meines Autos anfang zu bocken. Ich parkte am Straßenrand und schaute nach den elektrischen Kontakten unter der Motorhaube, als sich Uniformierte näherten. Die sind bestimmt hinter mir her, schoss es mir durch den Kopf. Aber es waren Soldaten, die mir freundlich halfen. Wenn die meine Flugblätter gefunden hätten! Manchmal konnte es im weißen Südafrika sehr nützlich sein, ein Weißer zu sein! Fast jeden Tag mussten wir unsere Angst vor Verhaftung oder Schlimmerem überwinden.

Die Spaltung zwischen Schwarzen und »Farbigen«, das systematische Gegeneinander-Ausspielen der Unterdrückten durch die weiße Regierung, spiegelte sich auch in den politischen Lagern wider. Viele »Farbige« waren im *Non-European Unity Movement* (NEUM) Mitglied, einer trotzkistischen Organisation am Kap. NEUM kritisierte die Kongress-Allianz, weil sie das Volk angeblich von einer Niederlage in die nächste führe.



Logo von Umkhonto we Sizwe

Merkwürdigerweise sagten die Trotzkiten aber auch, wenn wir eines Tages die Apartheid abschaffen würden, würden sie sich uns anschließen! Schon 1960 hatten sie gegen die Strategie des ANC agitiert. Der Kongress hatte nach dem Massaker von Sharpeville zu einem landesweiten Boykott aufgerufen. Die Afrikaner waren dem Aufruf massenhaft gefolgt, die »Farbigen« nicht. Die NEUM hatte bei diesem ersten Boykott ihre Mitglieder aufgefordert, »den Boykott zu boykottieren«. »Teile und herrsche« hatte schon 1960 wie im Bilderbuch funktioniert. Diesmal, 1961, war es zunächst nicht anders. Wieder verteilte die NEUM Flugblätter gegen den Streik. Aber diesmal passierte etwas Unerwartetes: Viele »Farbige« wandten sich von ihrer alten Bewegung NEUM ab und folgten dem Streikaufruf des

*Coloured People's Congress* (CPC), der Kongress-Organisation für »Farbige«. Damit war die Spaltung des *Unity Movement* vollzogen. Mit der grotesken Folge, dass sich nun die »Farbigen« von den afrikanischen Arbeitern verraten fühlten, die wegen befürchteter Jobverluste nur halbherzig am Streik teilnahmen. »Teile und Herrsche« funktionierte wirklich gut im Apartheidstaat.

Am Tag vor dem ersten Streiktag hörte ich, dass einige Leute von CPC und COD Busse der Golden Arrow Bus Company in Brand setzen wollten. Diese verkehrten zwischen den Wohngebieten der »Farbigen« und Afrikaner und dem Stadtzentrum. Die Brände sollten die Township-Bewohner daran hindern, zur Arbeit zu fahren. Aber noch war unsere Politik gewaltlos. Welch ein Dilemma. Ich selbst hatte für den Beginn des bewaffneten Kampfes plädiert, aber ich war gegen wilden Aktivismus, der großen Schaden anrichten konnte. Außerdem glaubte ich, dass man politische Aktionen wie Streiks nur mit Leuten durchziehen konnte, die von der Sache überzeugt waren. Wie schon erwähnt: Hegemonie gründet auf dem Verständnis und der Überzeugung der Menschen an der Basis. Menschen zum Streik zu zwingen hätte sie gegen uns aufgebracht und in die Arme des Regimes getrieben. Ich fand das Versteck der CPC-Führung und bat sie, die Bombenleger aufzuhalten. Nach unserer Diskussion sind sie dem Rat gefolgt.

Das Regime versuchte den Streik mit massiver Gewalt zu stoppen, und wenig später wurde endlich entschieden, zu den Waffen zu greifen. Mitglieder des ANC und der Kommunistischen Partei gründeten *Umkhonto we Sizwe*, kurz MK, den »Speer der Nation«. Der bewaffnete Arm sollte die politischen Ziele des ANC verfolgen, wurde aber als getrennte Organisation geführt, damit nicht jedes ANC-Mitglied automatisch als MK-Mitglied galt. Das hätte schlimme Konsequenzen gehabt. ANC-Mitglieder sollten selbst frei entscheiden, ob sie auch bei MK mitmachen wollten. Das war politisch notwendig.

Im Frühjahr 1961, als sich die starken Winde gelegt hatten und die Sonne zwischen den Unwettern schien, traf ich Fred Carneson, einen hohen Funktionär der SACP, zur Mittagszeit in den berühmten Company Gardens, dem Park nahe der Nationalgalerie in Kapstadt. Manches Mal sind wir über die Flure der Galerie gegangen, aber an diesem Tag saßen wir draußen auf einer Bank in der Frühlingssonne und fütterten die Tauben und Eichhörnchen mit Erdnüssen. Ich weiß nicht, ob ein Sicherheitspolizist geglaubt hätte, dass wir uns bloß nett unterhielten. Aber immerhin waren wir außer Reichweite der Mikrofone, die sie mit Sicherheit in unseren Wohnungen und Büros angebracht hatten. Fred bat mich zu überlegen, ob ich Umkhonto als technischer Offizier im Regionalkommando beitreten wolle. Er lieferte eine lange Erklärung und ich unterbrach ihn ungeduldig – ja natürlich würde ich beitreten! – »Überleg' es dir gut.« – »Aber du weißt doch, dass ich mich seit mindestens einem Jahr für den bewaffneten Kampf einsetze.«

Das Leben wurde komplizierter. Legal unterstützten wir als COD-Mitglieder den *Guardian* oder welchen Namen auch immer unsere Zeitung gerade trug. Zusätzlich traf sich meine Zelle der Kommunistischen Partei im Untergrund und nun noch das Kommando von MK. Aber selbst manche Besprechungen des COD fanden im Untergrund statt, weil viele Vorstandsmitglieder unter Bann standen. Ich traf mich also mit ihnen an geheimen Orten, Beschlüsse wurden gefasst und den einfachen Mitgliedern mitgeteilt.



Meine Comrades Ben Turok, Chief Luthuli und Fred Carneson

Nach einer gewissen Zeit wurde mir klar, dass das genau der Arbeitsstil war, den ich schon nicht gemocht hatte, als ich politisch aktiv wurde. Ständig sagte mir jemand, was ich zu tun hatte, obwohl der COD doch angeblich eine offene, demokratische Organisation war. Das war ein Widerspruch. Einerseits waren wir gegen die undemokratischen Gesetze, die unseren Genossen verboten, sich für eine demokratische Entwicklung zu engagieren, andererseits hatten wir selbst große Schwierigkeiten, offen und demokratisch zu agieren. Das lag u.a. daran, dass unter den vielen Neumitgliedern auch Informanten waren, vor denen wir unsere gebannten Aktivisten schützen mussten. Ich legte mein Amt im COD-Vorstand nieder und gab vor, dass ich beruflich zu beschäftigt sei.

Naphtali »Tolly« Bennun war Chemie-Ingenieur und besaß eine Ledergerberei in Port Elizabeth. Er hatte ein paar einfache Sprengkörper für unsere Sabotage-Angriffe auf Gebäude entwickelt. Wir müssen verrückt gewesen sein, aber wir fuhren mit zwei Autos vollbesetzt mit Genossen 600 Kilometer weit nach Port Elizabeth, um Naphtali und Jock Strachan, den ersten MK-Experten für Bombenbau, zu treffen. Die beiden sollten uns zeigen, wie man unverdächtige Substanzen zu einem hochexplosiven Gemisch vermengte, wie man diese portionierte und vor allem wie man Zeitzündler herstellte. Unsere MK-Soldaten sollten die Bomben leicht platzieren können, damit sie schnell und sicher verschwinden konnten. Im Wesentlichen benutzten wir eine Flüssigkeit, die langsam durch einen Sandfilter sickerte und unten auf eine Chemikalie traf. Diese Mischung erreichte schnell eine sehr hohe Temperatur und zündete die Hauptladung. Diese groben Zünder haben wir mit der Zeit technisch verfeinert. Übrigens sind wir bei diesem Ausflug nach Port Elizabeth quasi unsichtbar gewesen. Er wurde bei keinem Verhör erwähnt. Sogar unsere kleinen Übungsexplosionen an einem abgelegenen Strand blieben unentdeckt.

Wir hatten gerade erst mit diesen Aktionen angefangen und wollten auf jeden Fall Anschläge vermeiden, die an Terrorismus erinnerten, an tote und verwundete unbeteiligte Menschen, sogenannte »weiche« Ziele. Wir wollten »harte« Ziele treffen, Gebäude und Einrichtungen, die direkt mit dem Apartheidstaat zusammenhingen.

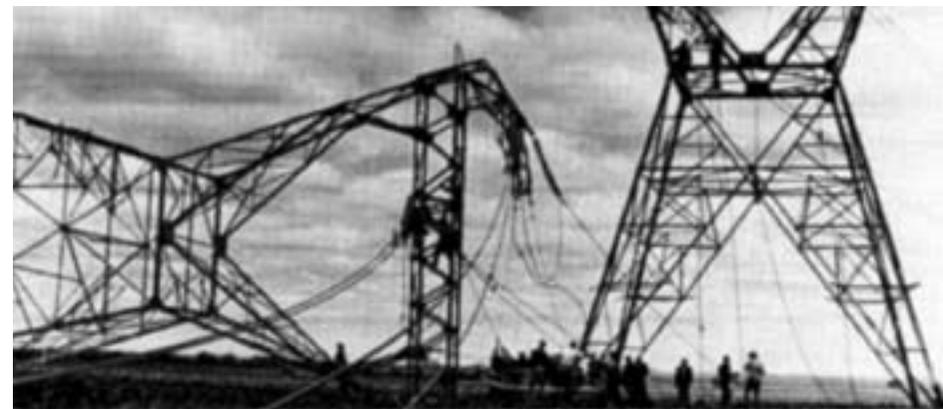
## Der Speer der Nation

Der »Speer der Nation« wurde am 16. Dezember 1961 mit Explosionen in einigen Städten offiziell gegründet. Ein Manifest wurde überall im Land plakatiert, unterzeichnet vom Kommando, dessen geheimer Chef Nelson Mandela war. Im Wesentlichen steht in dem Manifest, dass die unterdrückte Mehrheit der Bevölkerung die Wahl zwischen zwei Möglichkei-

ten hat: Unterwerfung oder Kampf. Wir würden uns nicht unterwerfen und wir hatten keine andere Wahl, als mit allen in unserer Macht stehenden Mitteln zurückzuschlagen und unsere Bevölkerung, unsere Freiheit und Zukunft zu verteidigen. Die Regierung interpretiere den friedlichen Charakter der Bewegung als Schwäche, die gewaltlose Politik als grünes Licht für gewaltsames Vorgehen des Staates, ohne Vergeltung befürchten zu müssen. Im Manifest steht, das Volk werde zeigen, dass es in der Lage sei, die Macht zu ergreifen, aber wir wären auch zu Verhandlungen bereit, falls die Regierung ebenfalls die Bereitschaft dazu signalisiere.

Wir vom Westkap hatten uns eine Überraschung für diesen Tag ausgedacht. Ich hatte über unseren Vermieter eine kleine Wohnung gefunden, dem ich mit Nicken und Zwinkern klargemacht hatte, dass er mich in dieser Sache nicht zu Hause behelligen solle, sondern dass die Räume »für einen Freund« seien und die Angelegenheit ein Geheimnis zwischen uns bleiben solle.

In dieser Wohnung bereitete ich zusammen mit einem Comrade Sprengkörper für die Einsatzorte dieses besonderen Tages vor. Wir brauchten etwas länger, um alles aufzuräumen, und waren mit unserer Lieferung spät dran. George Peake sollte die Bombe an der rückwärtigen Ausgangstür des Gefängnisses in der Roeland Street platzieren – und wurde auf frischer Tat ertappt. Die Polizei wartete schon auf ihn. Entweder war er unvorsichtig gewesen oder er war verraten worden. George hatte noch Glück, denn der Zünder hatte eine viel längere Verzögerung als geplant. Die Polizei verbot ihm, die Bombe zu entschärfen. Er hätte sich in die Luft gesprengt, wenn sie ordentlich funktioniert hätte.



Ziel der Anschläge von MK war die Infrastruktur des Landes

Tatsächlich hat erst ein Experte der Polizei das Ding 24 Stunden später entschärft. George bekam vier Jahre und ging gegen dieses Urteil in Berufung. Am Tag der neuerlichen Urteilsverkündung wollte er nach Botswana fliehen – und wurde wieder gefasst. Wieder hatte die Polizei schon auf ihn gewartet, diesmal an einer Straßensperre. Dabei war die Flucht sorgfältig geplant gewesen. Aber der Fahrer des Wagens, nennen wir ihn Obri, war ein Verräter. Obri erzählte was von Walkie-Talkies, die versagt hätten. Anscheinend habe er »vergessen«, die Antenne auszufahren. Ich hatte die Geräte besorgt und präpariert und es war klar, dass Obri George verraten hatte. Es war nicht das erste Mal: Wenn Obri dabei war, wurden Leute verhaftet. Wir vermuteten, dass er sich als Weißer im Laufe seiner politischen Tätigkeit in eine »Farbige« vernarrt hatte. Dann hatte ihn die Sicherheitspolizei damit erpresst, seiner Ehefrau von der Liebelei zu berichten. Kurz nach der Sache mit George verließ Obri das Land.

Beim Malen von Slogans hatten wir auch ein paar vergnügliche Erlebnisse. Ein paar Aktivisten hatten auf die Sandsteinmauern des Parlaments in Schwarz gesprüht: »LASST UNS SCHWARZE REIN!« Die Farbe war in den Stein eingezogen und musste mit Sandstrahlern entfernt werden. Kurz danach erschien auf der gleichen Mauer der Spruch »WIR SCHWARZE SIND IMMER NOCH NICHT DRIN!«. Andere Slogans fand ich anstößig: »VERWOERD AND VORSTER JOU MOERE«, was in der burischen Sprache Afrikaans bedeutet: »Premierminister und Polizeiminister, ihr Motherfucker«. Auch wenn die beiden Apartheid-Hardliner dadurch verspottet wurden, fehlte mir ein politischer Inhalt. Ich muss aber zugeben, dass ich es witzig fand, als dieser Slogan plötzlich überall verkürzt als »V&V JM« auftauchte. Weniger witzig war es, als entweder rechte Rowdys oder Sicherheitspolizisten »DG JM« auf mein Auto malten, obwohl ich mit diesem Slogan nichts zu tun gehabt hatte.

Neben diesen Aktionen organisierten wir Schulungen für die jungen MK-Mitglieder. Sonntags unternahmen wir lange Wanderungen und Märsche, oben auf dem Tafelberg, wo wir auch in den Felsen kletterten, oder in Mamre, einem kleinen Ort 50 Kilometer nördlich von Kapstadt. Die Comrades liefen mir mit großer Leichtigkeit davon. Bei diesen Ausflügen sollten die Rekruten lernen, ein Team zu bilden und die besten Anführer und Soldaten mit der schnellsten Auffassungsgabe herauszufinden. Natürlich blieb viel Raum für politische Diskussionen und Geschichten über Guerillakämpfe hinter den deutschen Linien in Osteuropa, Italien und Griechenland während des Zweiten Weltkriegs sowie über die Befreiungskämpfe in Kuba und Algerien.

An zwei Abenden in der Woche lehrten wir in einer Halle der Ge-

werkschaften südafrikanische Geschichte und ich gab Unterricht über elektrische Schaltkreise. Junge Leute ohne große Erfahrung konnten bald anhand von Zeichnungen einfache Schaltkreise nachbauen. Sie lernten von mir, wie man Flugblätter vervielfältigt, und Erste Hilfe aus dem Handbuch des Roten Kreuzes. Wir machten auch ein wenig Sport, aber nicht zu viel, weil unsere Rekruten alle Arbeiter und am Tagesende müde waren.

Wir waren wirklich eine spannende Gruppe junger Leute. Ehrlich, überaus pünktlich und pedantisch darauf bedacht, keine einzige Stunde zu verpassen. Das allein zeigte, dass wir in diesen jungen Männern ein Verhalten abriefen, das bereits tief in ihnen verwurzelt war. Damit jeder ohne Unterschied teilnehmen konnte, bezahlten wir die Fahrtkosten, und wenn es abends zu lang gedauert hatte und kein Bus mehr fuhr, brachten wir sie mit dem Auto nach Hause. Sie rechneten jeden Penny genau ab und gaben das Restgeld zurück. Auch sorgten wir für gute Stiefel und sie informierten sich, wo man die besten und billigsten erstehen konnte.

Zur Einübung von guter Planung, disziplinierter Aktion und reibungsloser Logistik – und zum Spendensammeln – veranstaltete die Gruppe eine Party im Haus eines »farbigen« Comrades, der in meiner Nähe wohnte, gerade hinter der Linie, wo das Gebiet für »Farbige« anfieng. Wir planten genau, wer was wann besorgen sollte, wer die Kerzen anzünden, Getränke und Geschirr ausladen, Essen servieren und am Eingang stehen sollte. Jede Einzelheit war geplant bis hin zu der Frage, wer spülen, aufräumen, das Haus putzen und bei Ausfällen in Reserve bereitstehen würde. Die Party war wunderbar und wir bekamen auch das nötige Geld zur Finanzierung unserer Schulungen zusammen.

Am besten gefiel mir der Enthusiasmus der Jungs, ihr Hunger nach Wissen. So lernten sie auch einfache Autoreparaturen in der Werkstatt eines Comrades. In der Rückschau finde ich zwei Elemente in diesem Lernprozess besonders wichtig: die Begeisterung und hohe Motivation der Teilnehmer und die pädagogischen Fähigkeiten der Lehrer, die das richtige Niveau fanden und alle Lektionen mit vielen praktischen Übungen interessant machten.

Das sechswöchige Schulungsprogramm brachte das MK-Regionalkommando von Westkap auf die Idee, Ende 1962 ein militärisches Trainingscamp in Mamre durchzuführen. Ich wurde Camp-Kommandant, obwohl ich eigentlich absolut dagegen war. Meiner Meinung nach hätte Looksmart Ngudle vom Regionalkommando des MK das Camp leiten und ich ihm als technischer Berater zur Seite stehen sollen. Er konnte die

Rekruten in Englisch und Xhosa ansprechen, und es war doch wichtig, dass die Unterdrückten in ihrem Befreiungskampf mit Selbstvertrauen die Führung übernahmen und Vorbilder aus ihren eigenen Reihen wählten. Aber das MK-Organisationskomitee entschied, ich solle der Kommandant sein.

Später, während des Rivonia-Prozesses, nannte mich ein Zeuge »Comrade Kommandant« und Walter Sisulu, der von 1949 bis 1954 ANC-Generalsekretär war, kritisierte das heftig. Der hochangesehene Funktionär war afrikanischer Nationalist und bestand auf der Führung durch die Afrikaner. Ich erklärte ihm die Sache, konnte ihn aber nicht wirklich überzeugen. Ich glaube, auch diese Begebenheit war teilweise ein Ergebnis der »Teile und Herrsche«-Strategie in unserer Provinz. Die »Farbigen« im Organisationskomitee stützten sich einfach auf das Argument, dass ich am besten für die Führungsrolle qualifiziert sei, und ich konnte sie nicht überzeugen, dass sie damit die politischen Aspekte außer Acht ließen.

Das Camp für die etwa 30 Teilnehmer sollte zehn Tage dauern und war sehr gut vorbereitet: Zum Beispiel waren Rezepte und Kochgelegenheiten so angelegt, dass jedes Team am offenen Feuer die Mahlzeiten zubereiten konnte. Trotzdem war uns ein Fehler unterlaufen: Die Bäckerei brachte das Brot für zehn Tage auf einen Schlag. Das war sehr viel! Es war noch warm, als wir es in Plastikbeutel aufteilten. Und dann lernten wir eine harte Lektion: Warmes Brot in solchen Beuteln verschimmelt sehr schnell. Ein Gefährte holte Nachschub aus dem nächsten Ort und wir hätten uns denken können, dass das auffallen würde. Bald kam ein Beamter von der Mamre-Mission, die das Gelände von der Regierung gepachtet hatte, und hielt uns vor, wir campen ohne Erlaubnis auf ihrem Gelände. Das hatten wir tatsächlich übersehen und er akzeptierte unsere Entschuldigung. Aber er hatte auch Verdacht geschöpft und wenige Stunden später kam die Sicherheitspolizei. Die Kontrolleure nahmen alle Namen auf und befahlen, alles zusammenzupacken, sonst würden wir verhaftet. Die jungen Leute sollten später, nach den Ferien, zum Rapport auf die Wache kommen. Ein oder zwei haben das auch getan. Im Camp, das schließlich sechs Tage dauerte, zeig-



MK-Soldat in Uniform

te sich, wie begierig die jungen Leute waren, zu lernen und sich persönlich beraten zu lassen, wie man ein guter Soldat wird. Wir, die Älteren, betonten, dass wir keine einfachen Siege verlangten und unser Volk niemals belügen würden. Wir versuchten ihnen nahezubringen, dass der bewaffnete Kampf zwar notwendig, aber keine leichte Sache sei und dass wir verwundet werden könnten. Darum brachten wir ihnen Erste Hilfe bei. Dies vermittelte ein Gefühl für die körperlichen Gefahren. Kollektive Disziplin war nur durch Selbstdisziplin zu erreichen und die speiste sich aus der individuellen Hingabe an die Sache. Aber wir haben auch viele Spiele gemacht und hatten jede Menge Spaß. Looksmart war wirklich ein ungemein talentierter Anführer und ein großartiges Vorbild.

»Mamre« ist bei den MK-Comrades als das erste Trainingslager dieser Art in Südafrika in die Geschichte eingegangen. Viele dieser Männer wurden später angeklagt, gingen ins Gefängnis und später ins Exil. Da saß ich bereits selbst in Haft und wusste von alledem nichts. Kurze Zeit nach dem Camp warteten Looksmart und ich abends im Schatten eines Baumes auf Barney Desai, den Präsidenten des *Coloured People's Congress*, der uns zu einem Treffen fahren sollte. Barney war spät dran und eine Polizeistreife entdeckte und meldete uns der Wache, wo unsere Personenbeschreibung sofort die Sicherheitspolizei alarmierte. Looksmart und ich waren schon getrennt auf dem Heimweg. Die Geheimpolizei wusste, dass Looksmart mit seinem Motorroller die Autobahn hinunterfahren musste. Sie verfolgten ihn mit ihrem Wagen und versuchten, ihn von der Straße auf den Seitenstreifen abzurängen, ohne den Roller zu berühren. Es ist nichts passiert, aber Looksmart sagte, es sei sehr beängstigend gewesen. Mein Freund Looksmart wurde 1963 von den Apartheidschergen im Gefängnis umgebracht.



Comrade Looksmart, der geborene Anführer

## Abenteurer Berufsrevolutionär Untergrundarbeit in Johannesburg

Vor allem zwei Gesetze trieben mich in den Untergrund: das Sabotage-Gesetz vom Juni 1962 und das 90-Tage-Gesetz vom Mai 1963. Beide waren eine Reaktion der Regierung auf die mehr als hundert Anschläge im

Land, bei denen Aktivisten Rundfunksender, Kraftwerke, Umspannstationen und Institutionen der Apartheid-Verwaltung gezielt beschädigt hatten. Das Sabotage-Gesetz sah Strafen von mindestens fünf Jahren Freiheitsentzug bis hin zur Todesstrafe vor. Der Rechtsgrundsatz »Im Zweifel für den Angeklagten« wurde aufgehoben. Die Staatsanwaltschaft musste nicht mehr umfassend ermitteln, sondern nur noch begründen, warum der Angeklagte schuld sein *könnte*; dieser hatte den Unschuldsbeweis zu erbringen. Der Staat war offenbar entschlossen, Polizei und Anklagebehörden immer mehr Befugnisse über die Bürger zu geben. Das 90-Tage-Gesetz ermächtigte die Sicherheitspolizei, Personen ohne Vorführung vor einen Richter drei Monate zu inhaftieren. So sollten Gefangene zu schnellen, verwertbaren Aussagen genötigt werden. Normalerweise musste ein Inhaftierter innerhalb von 48 Stunden einem Richter vorgeführt werden, der Untersuchungshaft oder Freilassung anordnete. Das südafrikanische Pendant des *Habeas-Corpus*-Prinzips war außer Kraft gesetzt. Auch das Recht des Gefangenen auf Kontakt zu Anwälten, Familien oder Freunden galt nicht mehr. All diese neuen Bestimmungen waren ein unmissverständlicher Freibrief für Folter. Erzwungene Geständnisse und Aussagen führten beinahe zwangsläufig zur Verurteilung. Der Unschuldsbeweis war praktisch unmöglich zu erbringen. Balthazar Johannes Vorster, der berühmte Justizminister und spätere Präsident des Apartheidstaates, versicherte, Leute könnten »bis in alle Ewigkeit« hinter Gittern verschwinden. Diese Gesetze würden uns hart treffen, das wussten wir. Aber die Sabotage-Kampagne hatte den Druck auf das Regime um einiges erhöht.

Das 90-Tage-Gesetz sollte am 8. Mai 1963 in Kraft treten. Meine Kontakteleute, Brian Bunting, der Sohn eines Gründers der Kommunistischen Partei und Herausgeber der SAPC-Blätter, und Fred Carneson von Umkhonto drängten mich, das Land zu verlassen, denn ich würde mit Sicherheit bald verhaftet werden. Selbst wenn ich nicht unter der möglichen Folter auspackte, könnten es andere tun. Ihrer Meinung nach müsste ich mit mehr als zehn Jahren Haft rechnen und müsste mich entscheiden. Ich wäre gern in Kapstadt untergetaucht. Aber die Stadt war heikel. Sie war zwar ungefähr 80 Kilometer lang, aber nur wenige Kilometer breit. Überall hätte ich sicheren Unterschlupf gebraucht, aber ich konnte nicht genug Verstecke finden. Brian und Fred wollten, dass ich Trainings in Sabotage und Untergrundarbeit im Ausland absolvierte und dann mit einer neuen Identität nach Südafrika zurückkehrte. Aber laut Reglement durfte niemand ohne Zustimmung der nächsthöheren Ebene abreisen. Darum sollte ich über Johannesburg fahren und dort den Führungsstab

des MK kontaktieren. Ich packte all die Utensilien für den Bombenbau in einen Karton, den ich bei Pickfords, einem öffentlichen Lagerraum, zur Verwahrung abgab. Die Papiere erhielt Fred, der die Miete übernehmen und das Zeug später holen und beseitigen sollte. Aber er fand keinen »Mieter«. Der Druck auf uns stieg. Er zerriss den Lager-Vertrag – und noch ein Jahr später, während des Prozesses, haben wir mit Hilfe von Bram Fischer versucht, die Kiste rauszuholen, aber Pickfords gab nichts ohne Vorlage der Papiere heraus. Ich wusste einfach nicht mehr, mit welchem Namen ich unterschrieben hatte: B. Cook oder B. Cooke?

Letzten Endes gestand Fred nach seiner Verhaftung 1965 unter Folter die Existenz dieses Materials und die Anklage setzte diese Information gegen ihn ein. Dennoch konnten sie seine Mitgliedschaft bei MK nicht beweisen und er redete sich heraus. Er habe nicht gewusst, was in dem Karton war, und ich hätte ihm das »Baby« mit angeblich verbotener politischer Literatur einfach überlassen. Ich saß schon mit viermal lebenslänglich im Gefängnis, wo sie mir nicht mehr antun konnten, als mein Leben noch unerträglicher zu machen. Fred hatte Glück und wurde wegen Mitgliedschaft in der SACP zu weniger als sechs Jahren verurteilt, obwohl er zum MK-Regionalkommando gehört hatte. Er war, glaube ich, von der Folter schwer traumatisiert. Durch Schlafentzug hatten sie ihm viele Informationen entlockt, die wir lieber geheim gehalten hätten. Keiner hat ihm deswegen jemals Vorwürfe gemacht. Bei seiner Verhaftung hatte er schon mehrere Jahre allein im Untergrund zugebracht und die schiere Erschöpfung machte einen noch verletzlicher gegenüber dem Druck und der Folter während der Einzelhaft. Das Schlimmste an der Folter ist der Selbsthass, den sie hervorruft, denn wir meinten doch alle, wir wären unbezwingbar und niemand könne uns brechen.

2009 stellte ich bei einer Vorlesungsreihe der Universität Düsseldorf mein Paper zum Thema »Torture and the Future« (siehe DVD) vor. Mehr als 45 Jahre nach den Ereignissen brach ich zusammen, während ich hoffte, irgendetwas akademisch Interessantes über meine Erfahrungen sagen zu können. Anscheinend verheilen die Wunden nie ganz, auch wenn man versucht, bewusst die Kontrolle über sie zu erlangen. Die Verletzungen bleiben in Wartestellung und plötzlich springen sie einen an.

In den Schulungen hatte man uns gewarnt, dass die Folterer fast jeden bis zu einem gewissen Punkt brechen können, wenn ihnen genug Zeit zur Verfügung steht. Den Aktivisten im Untergrund sagte man, sie müssten eine Zeit lang aushalten, damit ihre Comrades die Chance hätten, zu fliehen. Vor Gericht sollte dagegen niemand als Zeuge gegen einen Kampfgefährten aussagen, weil der Apartheidstaat anders als die Nazi-Gerichte



Comrade Joe Slovo

in Deutschland nicht alle Strafverfahren völlig manipulieren konnte.

Die letzten Tage vor meiner Abreise wohnte ich bei Freunden, weil vor unserem Haus häufig Sicherheitspolizisten standen. Vor der Abreise wollte ich mich noch von Esmé, meinen Kindern Hilary und David und von meiner Mutter verabschieden und schlüpfte durch ein Loch im Gartenzaun von hinten ins Haus. Beide Kinder schliefen, als ich sie küsste, nur Hilly wachte kurz auf und umarmte mich. Es war schrecklich, sie alle zurückzulassen, aber nur so konnte ich dem Gefängnis entgehen. Ich hatte Esmé über die Flucht informiert, aber nicht über die Fluchtroute. Sie sollte nur wissen, dass ich einen Weg finden würde, sie alle nach

Europa nachzuholen. Es fiel mir schwer, sie nicht vollständig einzuweihen, aber es war sicherer für uns beide, wenn sie in einem Verhör ehrlich sagen konnte, sie wisse nichts.

Diese notwendigen Heimlichkeiten der Untergrundarbeit hatten Esmé schon vorher zugesetzt. Oft war ich mit unserem Auto zu geheimen Treffen gefahren. Nie wusste sie, wen ich traf und warum: »Was du nicht weißt, kannst du nicht ausplaudern.« Sie war bisweilen unsicher, was ich trieb, und sie dachte sich eine nicht existierende Blondine in Camps Bay aus, weit von unserem Wohnort entfernt. Aber ich hätte es als Verrat an ihr empfunden, unter dem Vorwand der Geheimhaltung eine Affäre anzufangen, auch wenn unter dem Druck und in der ganzen Aufregung sehr wohl sexuelle Spannungen zu weiblichen Comrades entstanden und auch so manche Gelegenheit zu mehr. Der Abschied von der Familie fiel schwer, aber ich war auch begeistert über diese kühne Operation. Wohin würde es mich verschlagen? Was würde aus mir werden? Ich war kurz davor, ein Berufsrevolutionär zu werden.

Heimlich traf ich mich mit einem Freund unter einem Baum auf dem Kapstädter Friedhof von Claremont. Der Genosse fuhr mich zum Bahnhof im Vorort Bellville. Der Fernzug nach Johannesburg vom Hauptbahnhof aus wäre zu gefährlich gewesen. In Krugersdorp, einer Stadt 50 Kilometer vor Johannesburg, stieg ich in einen Nahverkehrszug um und tauchte dann in der Stadt unter. Ein, zwei Tage später traf ich Joe Slovo im Skyline-Hotel im Stadtteil Hillbrow, einem Viertel, das 1963 ziemlich angesagt war.

Joe Slovo stammte wie ich aus einer jüdisch-litauischen Einwandererfamilie, er kam aus einem Dorf, dessen Einwohner 1941 vollständig dem Holocaust zum Opfer gefallen waren.

Joe war Mitbegründer des COD und Mitglied in der im Untergrund weiter existierenden SACP. Auch er hatte zu den Angeklagten im Treason Trial von 1956 gehört. Seit 1961 galt er als einer der Anführer im MK, den man besonders dämonisierte, während die schwarze Gemeinschaft ihn verehrte. 1963 verließ er das Land und war in hohen Positionen für MK im Exil tätig. Wenig später wurde seine Frau Ruth First als erste weiße Frau nach dem 90-Tage-Gesetz verhaftet und schwer traumatisiert. Ihre Tochter Shawn Slovo schrieb später das Drehbuch für den Film *Zwei Welten* (A World Apart, 1988), in dem das Leben ihrer Familie geschildert wird.

Joe bat mich, noch eine Zeit lang in Südafrika zu bleiben und herauszufinden, wie wir Waffen herstellen könnten. Ich sagte auf der Stelle zu. In Johannesburg kannte mich kaum einer und ich konnte hier effektiv arbeiten. Für ein paar Tage blieb ich im Skyline-Hotel, danach wohnte ich mal auf der Liliesleaf-Farm in Rivonia oder *undercover* in einem Ferienhäuschen befreundeter Comrades in dem kleinen Vorort Mountain View. Die Farm hatte die Kommunistische Partei dem MK überlassen, der hier vorübergehend sein konspiratives Hauptquartier eingerichtet hatte.

Das Leben in der Illegalität war nicht einfach. Als ich ein paar Haushaltsartikel für meine Unterkunft kaufte, fuhr plötzlich ein Auto auf mich zu und stoppte vor mir. Der Fahrer beugte sich aus dem Fenster und begrüßte mich mit vollem Namen. Es war ein alter Freund aus Kindertagen in Kapstadt. Trotz meiner Tarnung hatte er mich sofort erkannt. Er wusste aber auch von meiner Flucht aus Kapstadt, denn er hatte mir das Geld für die Zugreise geliehen.

Ich erinnere mich an eine zweite brenzlige Situation, diesmal in Doney's Restaurant in Hillbrow, einem Nobelrestaurant mit hübschen Kellnerinnen. Ich bestellte Hummerschwänze mit Salat, die auf einer großen silbernen Platte serviert wurden. Eine Familie mit zwei Kindern erhob sich, um das Festmahl zu besichtigen, und ich fühlte mich selbst wie auf dem Tablett! Ich war unübersehbar!



Meine Tarnung im Untergrund

Diese denkwürdige Luxusmahlzeit ist mir während all der Jahre im Gefängnis und auch danach noch im Gedächtnis haften geblieben. Selbst heute, 46 Jahre später, kann ich sie vor meinem inneren Auge sehen und – schmecken.

Diese Zeit war tatsächlich so aufregend, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Jetzt war ich wirklich Berufsrevolutionär. Ich fühlte mich unbesiegbar und hatte ausreichend Zeit, Berichte über die Waffenherstellung zu schreiben. Nach und nach lernte ich wichtige Comrades im Untergrund von Umkhonto näher kennen: Raymond Mhlaba, der schon ein Militärtraining im Ausland absolviert hatte und seit 1962 Kommandeur beim MK war, und Wilton Mkwayi, einen prominenten Gewerkschaftsführer, beide aus Port Elizabeth. Und ich traf die beiden älteren ANC-Größen, den Lehrer, Schriftsteller und Kommunisten – und Vater des späteren Präsidenten Südafrikas – Govan Mbeki und Walter Sisulu. Walter war im April 1963 untergetaucht und sollte am 26. Juni eine Radiobotschaft verbreiten. Ich besorgte Material für eine Sendeantenne. Ein Physikprofessor hatte den Radiosender gebaut und Walter sollte in der ersten Ausstrahlung »von irgendwo in Südafrika« sprechen. Ich sollte den Sender bedienen. Das sorgte für Diskussionsstoff. Walter sollte seine Ansprache aufzeichnen, da es zu gefährlich für ihn war, zum Sender zu fahren. Seine Redezeit von 45 Minuten schien mir zu lang, weil ich wusste, dass Spionageabwehreinheiten im Zweiten Weltkrieg einen Sender innerhalb von Minuten hatten lokalisieren können. Außerdem mussten wir unsere Genossen im ganzen Land über Sendezeit und Frequenz informieren. Es war sehr unwahrscheinlich, dass die Sicherheitspolizei nichts davon mitbekommen würde.

Deshalb musste die Rede viel kürzer gefasst sein. Da aber die südafrikanische Polizei in diesen Dingen ebenso unerfahren war wie wir, dachte ich, wir könnten eine zehnminütige Rede riskieren. Einige Comrades ließen sich von meinen wohl begründeten Argumenten nicht beeindrucken. Walter, stets vernünftig, stimmte mir als dem Experten zu, fragte aber, ob er denn 15 Minuten haben könnte. So wurde es beschlossen.

Die Pole der Antenne wurden schwarz angestrichen, damit sie kein Licht reflektierten. Die Ausrüstung hielten wir im Haus von Freunden in Parktown bereit. Sie waren seit längerem nicht mehr offen aktiv, aber Harold Wolpe hatte in ihrem Keller sein Informationszentrum eingerichtet. Harold kam aus einer jüdisch-litauischen Familie, war ein langjähriger Comrade und Kommunist und praktizierte zusammen mit seinem Schwager James Kantor, den ich wenige Jahre später treffen sollte, in einer Anwaltskanzlei in Johannesburg. Eine weitere ANC-Genossin

saß ebenfalls in dem Keller und erstellte anhand topographischer Karten Verzeichnisse der Standorte staatlicher Rundfunksender, Kraftwerke, Umspannstationen und Institutionen der Apartheid-Verwaltung.

In der Nacht der Radiosendung standen mir zwei alte Kampfgefährten als Wachen zur Seite. Wir hatten nur zwei Sprechfunkgeräte und eine Taschenlampe. Damit sollten sie Blinkzeichen geben, falls die Polizei herumschnüffelte. Alles klappte. Nach der Ausstrahlung schaltete ich sofort die Geräte aus, baute die Antenne ab und rannte los ins Kino. Zufällig lief der Film *Square of Violence* über einen Racheakt der Gestapo in einem französischen Dorf. Sie metzelte jeden zehnten männlichen Bewohner nieder, weil die Männer deutsche Soldaten getötet hatten. Als Alibi für diesen Abend behielt ich die Eintrittskarte.

ANC und MK brauchten ein neues Hauptquartier. Die Liliesleaf-Farm war nicht mehr sicher genug. Offiziell war die Familie Goldreich der Besitzer der Farm. Arthur Goldreich hatte seine militärische Erfahrung in den 1940er Jahren bei der jüdischen Untergrundarmee Palmach gesammelt, war nun Industriedesigner und angesehener Künstler und spielte mit großem Vergnügen die Rolle des typischen südafrikanischen »Jägers und Anglers« in den elitären weißen Kreisen Johannesburgs. Nelson Mandela hatte bis zu seiner Verhaftung im August 1962 in Liliesleaf gewohnt. Er wurde wegen illegaler Auslandsreisen in andere afrikanische Länder und nach Großbritannien sowie wegen Aufrufs zum Streik zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Mandela hatte in den Gesprächen im Ausland sondiert, ob und wie der bewaffnete Kampf gegen das Apartheidregime unterstützt werden könnte.

Ich wurde mit der Suche von ein paar Hektar Land rund um Johannesburg beauftragt. Schon wenige Kilometer außerhalb des Zentrums begannen die unentwickelten, ländlichen Gebiete. Schließlich fand ich zwischen Johannesburg und Krugersdorp in einer entlegenen Gegend mit kleinen Landstraßen eine kleine Farm für fünf bis sechs Leute. Besitzer waren die Landwirtschaftlichen Betriebe Travallyn. Eine kleine Hühnerzucht sollte uns als Tarnung dienen. Wir wollten dort Sprengstoffe und Gehäuse für Handgranaten und Landminen herstellen. Walter Sisulu, Raymond Mhlaba, Wilton Mkwayi, Govan Mbeki und ich zogen bald dort ein. Außerdem kaufte ich einen Volkswagen-Bulli, die Fenster verhängte ich mit Gardinen.

Die Gehäuseteile für die Handgranaten wollten wir aus Geheimhaltungsgründen bei verschiedenen Herstellern besorgen. Im Büro einer alten, ziemlich heruntergekommenen Gießerei schaute der Eigentümer auf meine Zeichnung und berechnete das Gewicht der Hülse. Dann

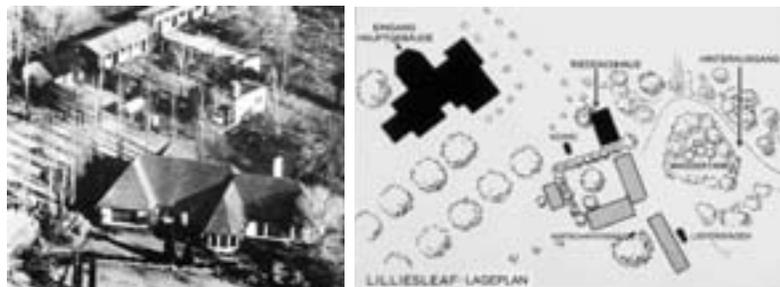
meinte er, die gewünschten 210.000 Stück könne er innerhalb von sechs Wochen liefern. Im Zweiten Weltkrieg habe er 15.000 Handgranaten pro Tag gefertigt. Ich war so schockiert, dass ich beinahe vom Stuhl gefallen wäre. Er hatte offenbar unsere Pläne durchschaut und die Angaben über Gewicht und Größe hatten irgendetwas in seinem Gedächtnis ausgelöst. Wir haben ihm keinen Auftrag erteilt.

Bei einer Holzfabrik holte ich ein Angebot über den Zuschnitt von Brettern für Verpackungskisten ein. In ihnen sollten 48.000 Landminenhülsen im Land verteilt werden. Der Geschäftsmann verlangte eine Adresse für die Rechnung. Er hielt mich wohl für einen Wirtschaftsspion. Ich nannte ihm mein Pseudonym Charles Barnard und die Adresse einer alten Schulfreundin von Esmé.

Der Holzhändler trat später im Rivonia-Prozess als Zeuge auf und nannte der Polizei den Namen der Freundin. Auch sie musste als Zeugin vor Gericht erscheinen. Sie wirkte sehr eingeschüchtert. Das passte dem Ankläger gut, dem noch ein Stück in der Beweiskette fehlte. Walter Sisulu drängte mich, sie mit einem Lächeln zu begrüßen. Das sollte ihr zeigen, dass ihre Aussage nicht schlimm für uns wäre. Vor Erleichterung schien sie fast umzukippen und lächelte breit zurück.

## In den Fängen der Polizei Die Razzia in Liliesleaf

Am 11. Juli 1963 saß ich im Wohnzimmer der Liliesleaf-Farm und las Robert Jungks *Heller als tausend Sonnen*, die Geschichte der ersten Atombombe, die am 6. August 1945 auf das japanische Hiroshima abgeworfen worden war. In einem der Nebengebäude, in der sogenannten »Strohütte«, diskutierten meine Comrades vom MK-Oberkommando



Auf der Liliesleaf-Farm in Rivonia war das geheime Oberkommando von MK

und ihre Berater. Urplötzlich tauchte die Sicherheitspolizei auf. Ich war Mitglied im Logistik-Komitee des Oberkommandos und sollte alles zum Thema Waffen und Bomben recherchieren und diese dann auch anfertigen. Das Waffenarsenal war für die Operation Mayibuye (»Komm' zurück, Afrika«) gedacht. Geplant war, 7.000 bewaffnete Guerilla-Kämpfer in Südafrika darauf vorzubereiten, die Kämpfer aus dem Ausland in ihre Einheiten aufzunehmen. Viele Comrades hatten in China, der DDR und der Sowjetunion eine militärische Ausbildung erhalten. Das Logistik-Komitee diskutierte, wie realistisch dieser Plan war.

Es war uns bewusst, dass wir ihn kaum in kurzer Zeit ausführen konnten. MK war noch zu unerfahren und der Staat vermutlich zu gut vorbereitet. Aber der bewaffnete Kampf würde auf jeden Fall weitergehen – wenigstens als eine Art bewaffneter Propaganda gegen die Apartheid und gegen wirtschaftlich wichtige Anlagen wie etwa Strommasten. So wollten wir die Menschen gegen das System mobilisieren und in der Zwischenzeit unsere militärischen Kapazitäten aufbauen.

Die Comrades des Oberkommandos waren sich nicht einig, ob die Operation schon beschlossen sei oder nicht. Joe Slovo, Govan Mbeki, Ray Mhlaba and Wilton Mkwayi meinten, sie sei beschlossene Sache. Der Architekt Rusty Bernstein, ZK-Mitglied der im Untergrund operierenden SACP, Walter Sisulu und andere wie Ahmed Kathrada, der seit seinem 12. Lebensjahr für die indische und afrikanische Community politisch aktiv war, sowie Bram Fischer, ebenfalls im ZK der SACP, wollten noch weiter über die richtige Strategie diskutieren.

Joe argumentierte für die Pro-Fraktion, dass die burische Guerilla im Englisch-Burischen Krieg um die Jahrhundertwende vier Jahre gegen die Briten gekämpft habe, ohne die Möglichkeit gehabt zu haben, sich in Wälder zurückzuziehen und sich dort längere Zeit zu verstecken. Rusty entgegnete für die Contra-Fraktion, das sei zwar richtig, aber die Buren seien trotzdem von dem weit überlegenen Großbritannien geschlagen worden, das Truppen und Ressourcen aus dem gesamten Empire eingesetzt hätte. Wir könnten davon ausgehen, dass die mächtigen westlichen Staaten sich auf die Seite Apartheid-Südafrikas schlagen würden. Natürlich konnte man dagegenhalten, dass die Sowjetunion unseren Kampf unterstützen und so die Macht des Westens – wie schon in Kuba – neutralisieren würde.

Diskutiert wurde auch, ob es richtig sei, möglichst viele Comrades zur militärischen Ausbildung ins Ausland zu schicken. Die Geschichte und der gesunde Menschenverstand hatten uns doch gelehrt, dass ein bewaffneter Befreiungskampf ein politischer Kampf ist, der nur mit der Un-

terstützung der Volksmassen Erfolg haben kann. Wenn die Befreiungskämpfer nicht in einem Dschungel untertauchen konnten, dann mussten die Menschen der Dschungel sein. Die Niederlagen Che Guevaras in Bolivien, der Roten Armee Fraktion und der italienischen Roten Brigaden zeigten uns später, dass sie allesamt gescheitert waren, weil sie die Unterstützung der Massen nicht gewinnen konnten. Wir waren uns über die generelle Notwendigkeit des bewaffneten Kampfes einig, aber der Weg dahin war noch unklar. Ich dachte, so oder so würden wir Waffen und Bomben brauchen. Darum wollte ich diese Aufgabe jetzt anpacken und andere im Waffenbau ausbilden. Die »Militaristen«, wie ich sie für mich nannte, waren ungeduldig, trotz oder gerade wegen ihrer langen Geschichte gewaltloser politischer Kampagnen. Sie waren entschlossen, sofort mit dem bewaffneten Kampf zu beginnen.

Das letzte Treffen des Oberkommandos (OK) in Liliesleaf war genau eines zu viel. Aber es gab gute Gründe dafür: Das Treffen fand wegen Rusty Bernstein, dem Langzeitaktivisten und KP-Vertreter im OK, auf der Farm statt. Rusty stand unter Hausarrest und musste sich zwischen zwölf und ein Uhr mittags bei der Polizei melden sowie werktags um 18 Uhr und an Sonn- und Feiertagen um 13 Uhr zu Hause sein. Das OK musste sich also in seiner Nähe treffen. Die Alternative für Rusty war Flucht oder Gefängnis wegen des Verstoßes gegen die Ausgangssperre. Auch Walter hatte einen Grund, auf der Farm zu sein. Er hatte eine große Zahnlücke zwischen den Vorderzähnen und musste diese für seine Tarnung verändern lassen. Dafür brauchte er eine Zahnprothese. Arthur Goldreich hatte es arrangiert, dass er seinen Schwager, einen Zahnarzt, an diesem Schicksalstag sehen konnte. Der nahm einen Zahnabdruck und ging. Dann fand das Treffen in dem strohgedeckten Häuschen statt und die Polizei hob uns aus.

Wir hatten beschlossen, dass legale MK-Leute die Kämpfer im Untergrund nicht in ihren Unterkünften aufsuchen sollten. Aber viele Leute hatten sich nicht daran gehalten und Liliesleaf besucht, und viele wussten davon. Wir waren ein hohes Sicherheitsrisiko eingegangen. Das war ein Fehler. Deshalb hatten wir ja auch schon die kleine Farm in Krugersdorp gekauft. Erschwerend kam hinzu, dass jedermann unsere Anführer kannte. Sie waren bedeutende politische Aktivisten und bei der politischen Polizei bestens bekannt. Manche operierten gleichzeitig im Untergrund und in der Öffentlichkeit. Es ist nicht leicht, aus der Legalität in die Illegalität zu verschwinden. Und umgekehrt. Die fünf Bewohner von Travallyn hatten darauf gedrungen, dass niemand sonst da erscheinen sollte. Das machte es sehr schwierig, Genossen in der Legalität zu tref-

fen. Der Kontakt untereinander war aber wichtig. Im Untergrund bildet sich sonst schnell eine isolierte Clique, die den Kontakt zur Wirklichkeit verliert.

Rusty reiste allein von zu Hause an. Ich kam mit meinen Comrades im VW-Bus aus Krugersdorp. Sie waren hinter den hübschen Gardinen versteckt. Als wir an der Polizeiwache vorbeifuhren, bemerkten wir auf dem Gelände ungewöhnlich viel Bewegung. Ein schäbiger LKW mit der Aufschrift »Wäscherei« und ein paar Zivilpersonen standen herum. Wir dachten uns nichts dabei. Tatsächlich war das der LKW der Sicherheitspolizei und die Beamten waren dabei, die Razzia in Liliesleaf vorzubereiten.

Auf dem Weg dachten wir über einen Namen für unseren neuen Unterschlupf nach. Ich schlug SHUFISA vor. »Warum?«, fragten die anderen und fanden, das klinge wie ein Xhosa-Wort, das sie nicht kannten. »Kennt Ihr nicht das Hauptquartier von General Eisenhower im Zweiten Weltkrieg? SHAFE – Supreme Headquarters Allied Forces in Europe«, antwortete ich, und unseres wären die *Supreme Headquarters United Front in South Africa*. Alle brüllten vor Lachen, nur Walter nicht. Er sagte fast ernst, dass wir die Einheitsfront in Südafrika erst noch entwickeln müssten.

Bis heute wissen wir nicht, wie sie uns gefunden haben. Dabei unterstehen Akten und Archive der Sicherheitspolizei heute »uns« von der ANC-Regierung. Keiner hat auch nur ein einziges Detail über unsere Gefangennahme preisgegeben. Wer weiß, wer weiß? Das war und ist bis heute sehr seltsam. Interessanterweise wollen auch die Comrades im nationalen Geheimdienst nichts aufdecken. Ich bin sicher, dass alle Informationen in den Akten stehen. Aber Nachrichtendienste sind von Natur aus verschwiegen; undichte Stellen passen nicht zum Image. Die Agenten sollen ihrem Dienst vertrauen können. Vielleicht arbeitet dort weiterhin ein Cop, Agent oder Spion aus alten Tagen, der heute noch nützlich ist und geschützt wird. Darum wollen sie keine Geheimnisse verraten und eine solche Person nicht vor Gericht stellen. Dieser Cop war ja auch nicht der wirkliche Feind, das waren die Politiker, die ihm den Marschbefehl gaben und die Namen der Opfer nannten. Vielleicht kamen die Informationen auch offiziell oder inoffiziell von ausländischen Diensten. Nicholas Wolpe, der Sohn von Harold Wolpe, ist heute Direktor des Museums »Liliesleaf Trust«. Er hat mit Hilfe von Rechercheuren Dokumente in offiziellen britischen Archiven aufgefunden gemacht. Sie besagen, dass der britische Geheimdienst uns überwachte. Ein Agent lebte nebenan in einem Wohnwagenpark. Wir wissen auch, dass Nelson Mandela vom CIA

verraten wurde, um ihn gegen einen ihrer Agenten auszutauschen, der in Südafrika verhaftet worden war.

Gelegentlich trafen sich Leute aus verschiedenen Regionen des Landes in Liliesleaf. Ahmed Kathadra meint heute, diese ständigen Verstöße gegen die Sicherheit seien ein ernstes Problem gewesen. Zum Beispiel war Bruno Mtolo vom MK-Kommando in Durban, der großen Hafenstadt im Südosten Südafrikas, auf der Farm gewesen. Er war später der Hauptzeuge der Anklage im Rivonia-Prozess. Er erzählte dem Gericht, die Polizei habe ihn so lange durch die Vororte von Johannesburg gefahren, bis er die Farm gefunden habe. Das war vielleicht gelogen, aber es war auch eine gute Story für die Polizei, um von den wahren Informanten abzulenken.

Waren Bram Fischer und Joe Slovo verfolgt worden? Könnte Walters Zahnarzt uns verraten haben? Ich glaube nicht. Vielleicht ist mir selbst jemand gefolgt. Ich hatte mir Geld geliehen und es auf Umwegen und wie ich dachte auf einer sicheren Straße dem Genossen zurückgebracht. Eigentlich glaube ich auch das nicht, weil mir die Verhörspezialisten während der Befragung stets mit großer Schadenfreude vorhielten, was sie alles über mich wussten. Der Name des Gläubigers fiel dabei nie. Wohl aber die Namen des Gießereibesitzers und des Holzfabrikanten. Ihre Namen hatten in dem Notizbuch gestanden, das ich nicht mehr in der Toilette loswerden konnte, als die Polizei das Haus stürmte. Ich konnte ihnen nicht entkommen. Überall waren Polizisten und sie fassten mich.

Die Polizei war überrascht, mich auf der Farm anzutreffen, und wusste ganz offensichtlich nicht, wer ich war. Ich hatte im Untergrund mehrere falsche Namen benutzt. Arthur Goldreich hatte mir dabei geholfen, und wir hatten die Namen willkürlich aus dem Telefonbuch herausgesucht. Der Name Charles Barnard zum Beispiel passte gleichermaßen zu einem Südafrikaner englischer wie burischer Abstammung. Arthur konnte flüssig Afrikaans sprechen und rief den Mann an. Mein Comrade gab sich als Beamter aus und bat um die Geburtsurkunde, weil sein Personalausweis angeblich nicht in Ordnung war. Das Regime hatte erst kürzlich Ausweise eingeführt und darauf bauten wir meine Legende auf. Herr Barnard war sehr verwirrt: Wir hatten in ganz Johannesburg ausgerechnet einen der Männer herausgepickt, die laut Geburtsurkunde »unehelich« zur Welt gekommen waren! Seine Eltern waren nicht verheiratet und er hatte gar keinen Ausweis beantragt. Aber diese Geschichte kam erst nach unserer Verhaftung heraus. Sie hatte die Polizei nicht auf unsere Spur gebracht.

Bei der Verhaftung stellte ich mich also als Charles Barnard, Bewäs-

serungsingenieur, vor. Dann wurde mir blitzartig klar, dass die Sicherheitspolizei mich ohne erkennbare Verbindung zu den Genossen verschwinden lassen konnte. Keiner würde wissen, wer ich wäre, und ohne den Beistand der anderen wäre ich den Häschern hilflos ausgeliefert. Also nannte ich meinen richtigen Namen. Sie aber behaupteten steif und fest, ich sei Goldreich. Ich kam ja aus Kapstadt und die Polizisten aus Johannesburg kannten mich nicht. Da erschien ein Sicherheitspolizist, der meine Wohnung in Kapstadt mehrmals durchsucht hatte. Ich hatte mein Aussehen verändert, trug eine Brille mit komischen, kleinen Brillengläsern und mein Haar war nach vorne gekämmt, um meine Geheimratsecken zu verbergen. Nach einer längeren Pause fragte dieser Beamte: »Sind Sie etwa Goldberg?« Die Frage war ernst gemeint, weil er sich nicht sicher war. Mit großer Erleichterung rief ich aus: »Ja! Sagen Sie ihnen, wer ich bin.«

Als ich Walter Sisulu viele Jahre nach der Befreiung in Schweden wiedertraf, war seine erste Frage: »Denis, wie haben sie uns gefunden? Was glaubst du, Denis?«

### 90-Tage-Haft und Verhöre

Am 11. Juli 1963 sind insgesamt 19 Männer in Liliesleaf verhaftet worden, auch Angestellte, die dort arbeiteten. Zwei Comrades gelang kurz nach der Razzia die Flucht. Harold Wolpe, Arthur Goldreich und zwei weitere Comrades aus dem Indian Congress konnten am 11. August aus dem Gefängnis am Marshall Square entkommen. Sie hatten einen jungen Wächter bestochen. Arthur Goldreich ging ins Exil nach Israel und Harold Wolpe schaffte es bis Großbritannien. Acht der Verhafteten sollte der Prozess gemacht werden. Aber zunächst wurden alle nach dem 90-Tage-Gesetz in Einzelhaft genommen. Ich weiß nicht, wohin zwei in Soweto festgenommene Comrades, Andrew Mlangeni, ANC-Sekretär im Township, und Elias Motsoaledi, Gewerkschafter und MK-Mitglied, gebracht wurden. Walter Sisulu, Govan Mbeki, Ahmed



Comrade Harold Wolpe



Comrade Arthur Goldreich

Kathrada, Raymond Mhlaba, Rusty Bernstein und ich wurden ins »Fort« gebracht, ein altes Gefängnis mitten in Johannesburg.

Die kalten Winternachmittage schienen immer frostiger zu werden. Im Hof schaute ich über die Brüstung in den dunklen Nachthimmel und wusste, den würde ich erst nach langer Zeit wiedersehen. Die Gefangenen waren nach Hautfarbe getrennt untergebracht. Rusty und ich kamen in den Trakt für weiße Gefangene. Die erste Nacht war lang, aber ich habe geschlafen. Diese Flucht in den Schlaf schützte mich und gab mir Kraft für meine Verteidigung. Ein, zwei Tage später lud man uns auf einen Lastwagen mit zwei getrennten Abteilen für schwarze und weiße Gefangene. Mit halsbrecherischer Geschwindigkeit brachte uns der Fahrer nach Pretoria. Das Reserverad in unserem Abteil schlingerte gefährlich hin und her. Wir hatten Glück und kamen ohne Verletzungen davon.

Das Zentralgefängnis von Pretoria, ein altes Gebäude, das Ende des 19. Jahrhunderts erbaut worden war, war damals der einzige Hochsicherheitstrakt für weiße politische Gefangene. Dort mussten wir uns an eine neue, raue Routine gewöhnen: an Essen aus angeschlagenen Emailleschüsseln und an eine Brühe, die sich Kaffee nannte, aber nach gebrann-



Die im Rivonia-Prozess Angeklagten: Nelson Mandela, Walter Sisulu, Ahmed Kathrada, Rusty Bernstein, Ray Mhlaba, Denis Goldberg, Govan Mbeki, James Kantor, Elias Motsoaledi, Andrew Mlangeni

tem Mais und Chicorée schmeckte; an eine stinkende Kloschüssel, die morgens und abends geleert wurde und deren Gestank aus Exkrementen und Desinfektionsmitteln bald zur normalen Atemluft im Gefängnis wurde; an verfilzte Decken und an Wärter, die nichts lieber taten als uns einzuschüchtern, so wie es die Sicherheitspolizei von ihnen erwartete.

Bald entdeckten wir drei weitere weiße politische Gefangene im ersten Stock über uns: Jock Strachan, Ben Turok und Jack Tarshish. Jock, der erste Waffenbauer von Port Elizabeth, und Ben, geboren in Lettland und nationaler Sekretär des COD, wurden beschuldigt, bei einem Bombenanschlag auf ein Postamt mitgemacht zu haben. Beide waren zu drei Jahren Haft verurteilt worden. In Bens Fall hatte man Verpackungspapier mit seinen Fingerabdrücken gefunden, und obwohl er dafür eine höchst plausible Erklärung hatte, nahm er die Fahrlässigkeit eines anderen Comrades auf seine Kappe. Verrat hätte ihn gerettet, aber Ben sagte kein Wort. Den Dritten im Bunde, Jack, einen Textilfabrikanten und ANC-Aktivisten, hatte Govan Mbeki ohne Rücksprache mit dem MK-Regionalkommando gebeten, Sprengstoff von Johannesburg nach Kapstadt zu transportieren. Jack hatte dann zunächst einen alten Freund, einen Kameraden aus dem Zweiten Weltkrieg, damit beauftragt, eine Ladung Dynamit in seinem Flugzeuggepäck nach Kapstadt zu schmuggeln. Aber dieser bekam kalte Füße und verriet die ganze Sache an die Polizei. Die Sicherheitspolizei stellte daraufhin Jack eine Falle. Sie präparierten einen Koffer mit Bomben-Attrappen und bei der Übergabe wurde er verhaftet. Weil Zünder und Dynamit zusammengepackt waren, obwohl Jack seinem Freund ausdrücklich aufgetragen hatte, sie separat zu transportieren, fand der Richter im Prozess harte Worte. Jack habe das gesamte Flugzeug und alle Passagiere an Bord gefährdet. Er verurteilte Jack nach dem Waffengesetz zur Höchststrafe von zwölf Jahren. Dabei konnte er sich sogar glücklich schätzen, dass die Sicherheitsgesetze noch nicht in Kraft waren. Dann wäre er härter bestraft und vielleicht sogar zum Tode verurteilt worden.

Abends, wenn die Wärter nach Hause gegangen waren, hörte ich ein zartes Klopfen an der Decke meiner Zelle. Nach und nach bekam das Geräusch einen Sinn. Jock über mir klopfte nach einem einfachen Code. Ein Mal entsprach dem Buchstaben A, zwei Mal B usw. bis 26 Mal für Z. Rusty tippte nur sehr leise mit einem Finger aus der Zelle nebenan. Ich musste mein Ohr an die Wand legen, um ihn zu hören. Mit der Zeit wurden wir immer schneller und geschickter in dieser Technik und das Gefühl völliger Einsamkeit verschwand langsam.

Die Aufseher der Tagesschicht waren sehr streng und ließen uns wäh-

rend des Umschlusses im Gefängnishof nicht miteinander reden. Aber wir lernten, was Häftlinge überall auf der Welt lernen: Wir wandten den Wärtern den Rücken zu und flüsternten miteinander. Die Wärter der Wochenendschichten waren viel entspannter und übten nicht so großen Druck auf uns aus.

Zwei Vernehmungsbemte haben mich verhört: der vierschrötige Hauptmann Swanepoel mit dem roten Gesicht und dem brutalen Gesichtsausdruck und sein Untergebener van Zijl, der in seinem schwarzen Anzug, dem weißen Hemd und mit dem kleinen, strammen Krawattenknoten aussah wie ein Pastor der Reformierten Kirche. Sie eröffneten das Verhör relativ freundlich und verlangten zunächst eine Aussage über Sabotageakte. Ich lehnte ab. Die Anwälte hatten uns geraten, nur unsere Namen und Adressen zu nennen und sonst keinerlei Aussage zu machen. Das sei der beste Weg, sich selbst und andere nicht zu belasten. Dann sollte ich eine Erklärung über diese Aussageverweigerung unterschreiben. Ich lehnte wieder ab. Dann wiederholten sie die ganze Prozedur und legten danach einige Fakten auf den Tisch. Dass zum Beispiel ein gewisser Goldberg an dem Tag nach Johannesburg geflogen war, an dem ich mein Haus verlassen hatte. Sie wollten wissen, wohin ich gegangen sei. Ich habe ihnen nicht gesagt, dass ich mit dem Zug unter einem falschen Namen gefahren bin. Nach und nach wurden sie aggressiver. Sie wussten, dass ich manchmal in Liliesleaf übernachtet hatte, und sie hatten das Ferienhäuschen in Mountain View gefunden. Ihren Fragen konnte ich entnehmen, dass Comrades in Kapstadt und Johannesburg ausgepackt hatten. Immer mehr Details über das Mamre-Camp kamen zum Vorschein. Jemand habe mir eine Pistole angeboten. Ich hätte abgelehnt, weil Teile der Waffe gefehlt hätten und ich dem Verkäufer nicht getraut hätte. Das war schon viel, aber die in Kapstadt versteckten Bauteile für die Sprengvorrichtungen hatten sie nicht gefunden.

Je mehr Details sie wussten und je mehr der Druck zunahm, desto mehr schwitzte ich. Und so ein Schweißausbruch wird schlimmer und schlimmer, wenn der Fragesteller mit dem Abzug seines Revolvers spielt, dabei auf sein Opfer zielt und Fragen stellt, die auf eine Verurteilung nach einem Gesetz hinarbeiten, das die Todesstrafe vorsieht. Diese Drohung wird noch realer, wenn sie vom Galgen sprechen. Das Antisabotagegesetz, gegen das wir protestiert hatten, zeigte sich mir von seiner hässlichsten Seite.

»Einer deiner Leute will, dass du hängst.« Auch der Staatsanwalt wollte mich am Galgen sehen. Meine gleichgültige Antwort verleitete sie zu der Mitteilung, dass der Staatsanwalt in dieser Sache Dr. Yutar heiße und

ein Jude sei, also angeblich meiner Religion angehöre. Später, während des Prozesses, stellte ich fest, dass Yutar mich als persönlichen Feind betrachtete, während er sich als loyaler »Apartheid-Jude« präsentierte, der seinen Meistern diene, um ihre Gunst zu gewinnen.

Während dieser Verhöre hoffte ich inständig, meine Untergrundarbeit in Johannesburg so gut getarnt zu haben, dass sie nichts entdecken würden. Dann kam ein Paket mit Kleidungsstücken für mich im Gefängnis an, darunter auch Sachen, die ich in Krugersdorp gelassen hatte, zum Beispiel eine schwarze Windjacke. Wilton Mkwayi, der am Tag der Verhaftung nicht in Liliesleaf war, war bestimmt zurückgekehrt und hatte alles Verdächtige beseitigt. »Wie gut«, dachte ich. »Alles ist sauber.« Leider eine trügerische Hoffnung: Die Ermittler fanden Dokumente des ANC, Unterlagen über die Waffenproduktion und Pläne für eine Hühnerfarm als Tarnung für den Bau der Waffen. Es sah wirklich nicht gut für mich aus.

Der Anwalt Bob Hepple, Vertreter der SACP im Oberkommando, war ebenfalls verhaftet worden. Er hatte einen messerscharfen Verstand und machte uns klar: Wir würden auf jeden Fall nach den Sicherheitsgesetzen angeklagt werden. Beweise, die sie mit welchen Mitteln auch immer, und sei es Folter, aus uns herauspressten, würden sie auch gegen uns einsetzen. Folter war ein gängiges Mittel der Ermittlungen geworden. Rusty schrieb mir mit seinem trockenen Humor eine kleine Notiz, die ich »eintopfte«, d.h. in der Kloschüssel versteckte. Er schrieb, er warte auf das Ende der 90-Tage-Haft, denn dann würden unsere Anwälte ihre »aufgerollten Schriftsätze« für den Kampf im Gerichtssaal aus ihren Taschen ziehen. Ein schönes Bild der Fechtkunst, die uns das Leben retten sollte.

Es war schon schwer, bei den Verhören durchzuhalten. Der Druck wuchs von Tag zu Tag und ich wusste, dass sie über manche Sachverhalte absichtlich die Unwahrheit sagten und bei anderen herumrätselten. War es falsch, zu sagen, dass ein bestimmter Genosse bei keinem Treffen anwesend gewesen war? War es falsch, zu sagen, Hazel Goldreich, Arthurs Frau, sei eine nette Haushälterin gewesen, habe aber keinen Schimmer von Politik gehabt? Tut mir leid, Hazel, dass ich dich derart verleumdet habe, aber es war notwendig!

Die Folterer haben mich nicht zusammengeschlagen. Sie saßen einfach da und haben mich bedroht. Hauptmann Swanepoel mit dem gemeinen Blick – man nannte ihn »Rooi Rus«, »Roter Russe« – zielte mit seiner Pistole auf mich und der Lauf schien während des Verhörs immer größer und größer zu werden, bis er sich wie eine Kanone auf mich richtete. Swanepoel hatte neue Informationen von Leuten aus Kapstadt, die sie unter

der Folter gebrochen hatten. Ich wusste, wer ausgepackt hatte, weil ich wusste, wer was in Kapstadt wusste. Ich leugnete alles und stellte die Vermutung in den Raum, dass die Verhörten sich einfach Dinge ausgedacht hätten, um ungeschoren davonzukommen. Ich saß da und schwitzte. Oft trug ich die kleine schwarze Windjacke und hatte den Reißverschluss bis oben hin geschlossen, damit Swanepoel meinen Schweiß nicht riechen konnte. Das hätte ihm verraten, dass er und die anderen meinen Geheimnissen immer näher kamen. Nach einer solchen Vernehmung war mein Hemd klatschnass durchgeschwitzt. Zurück in der Zelle bin ich dann auf- und abgegangen, um mich etwas abzukühlen, und später habe ich in einer Art Fluchtreflex so viel wie möglich geschlafen, um der Wirklichkeit zu entkommen.

Eines Tages sagten meine Befrager, ich könne ruhig über »meinen Comrade Looksmart Ngudle« sprechen, der in Kapstadt gelebt habe und nun tot sei. Sie hätten nichts damit zu tun, sagten sie. »Ihr habt ihn ermordet«, klagte ich sie an. Manchmal muss man die aufgestaute Wut herauslassen, total hart werden und zum Angriff übergehen. Man könne mich gerne den Verhörspezialisten von Looksmart übergeben, lautete die Antwort, die würden mich dann »behandeln«. Das war eine eindeutige Morddrohung. Bei der nächsten Befragung hatte ich ein Stück schwarzen Stoff von meiner Jacke als Zeichen der Trauer um den Arm gebunden. »Ist jemand in Ihrer Familie gestorben?« – »Ja.« – »Ach, Sie meinen Ihren Kameraden Looksmart ... Sie haben also einen Kaffer in Ihrer Familie?« Welch ein Hohn, welche Kältherzigkeit! Looksmart war damals das erste Mordopfer der Apartheidschergen.

Festes Auftreten war manchmal gut, dann boten sie mir Kaffee an. Warum, wollte ich wissen. »Du wirst heute sowieso nicht mehr reden, da kannst du genauso gut einen Kaffee trinken.« Es war das Spiel von Zuckerbrot und Peitsche. Eine harte Zeit.

Wenige Wochen später wurde ich in ein abgelegenes Gefängnis in Vereeniging, 50 Kilometer südöstlich von Johannesburg, überführt. Bob Hepple, der Anwalt, wurde in einem anderen Gefängnis weiter verhört. Sie haben uns mit Absicht getrennt. In Isolationshaft, ohne gegenseitige Hilfe, waren wir leichter zu treffen. Bob hatte uns bereits erzählt, dass sein Vater, ein ehemaliger Abgeordneter der ehemals weißen Arbeiterpartei, nach der Verhaftung des Sohnes beim Justiz- und Polizeiminister und späteren Staatspräsidenten B.J. Vorster vorstellig geworden war. Die Sicherheitspolizisten müssten ihren Treueschwur nicht dem Staat, sondern ihm leisten, hatte der Polizeiminister bemerkt, und dass er schon dafür Sorge tragen werde, dass Bob gehängt würde. Welch ein Druck

für einen Vater! Wenig später bekannte Bob uns gegenüber, dass er mit der Polizei verhandele, um im Gegenzug für seine Freilassung als Zeuge der Anklage aufzutreten. Rustys Antwort lautete wörtlich: »Bob, wenn du das tust, werden deine Freunde und Comrades die Straßenseite wechseln, um dich nicht grüßen zu müssen.« Nun wollte der Comrade, der uns als Anwalt ausdrücklich geraten hatte, möglichst nichts auszusagen, singen wie ein Vogel.

In der Gefängniszelle von Vereeniging entdeckte ich, dass sich die Zellentür mit ein wenig Geschick öffnen ließ. Die beste Zeit für eine Flucht wäre die Mittagspause der Wärter. Ich könnte in ein nahes Wäldchen rennen, nach Johannesburg trampeln und mich dort verstecken. Ich plante den Ausbruch ohne die Gefährten von draußen, zu denen ich Kontakt hatte. Wenn man sie entdeckt hätte, wären noch mehr Comrades verhaftet worden, genau in der Zeit, in der MK wieder aufgebaut werden musste. Zunächst wollte ich Zeit gewinnen und meinen Oberkörper trainieren. Auf der Flucht müsste ich mich an eine Regenrinne hängen, mich auf das Dach des einstöckigen Gebäudes nebenan schwingen und anschließend sechs Meter hinunter in die Freiheit springen. Die Polizei hatte gerade die Unterlagen in Mountain View gefunden, auch meine Pläne für eine Schmelzvorrichtung für die gusseisernen Hülsen der Handgranaten. Um Zeit zu gewinnen, hielt ich mich in den Verhören lange mit der Erklärung dieser Technik auf.

Ich habe die Flucht gewagt. Zehn Minuten hätte ich gebraucht, um das Gefängnis hinter mir zu lassen. Aber ein Strafgefangener sah mich und löste den Alarm aus. Den schrillen Ton der Sirene höre ich noch heute und erinnere mich an das Gefühl, wie mein Magen immer tiefer sank. Ich hoffte und rannte um mein Leben – in dem klaren Bewusstsein, dass sie mich »auf der Flucht« erschießen könnten. Dann erreichte ich den Grundstückszaun, überwand ihn und zerriss dabei meine Kleidung. Die Kratzer spürte ich nicht, aber meine Kleidung war später voller Blut. Ich rannte weiter in Richtung einer nahen Plantage. In zwei, drei Minuten hätte ich es geschafft. Aber sie haben mich entdeckt, verfolgt und gefasst. Einer hielt mich mit einem Gewehr in Schach, ein anderer trat mir in die Rippen. Ich kam mit ein paar gebrochenen Rippen, Schrammen und Prellungen davon. Eigentlich war ich sehr stolz auf mich. Aber auch tief enttäuscht, dass es nicht geklappt hatte. Dabei hatte ich noch Glück, dass mich die Gefängniswärter festnahmen und nicht die Sicherheitspolizisten. Die hatten den Befehl, bei Sichtkontakt sofort zu schießen.

Eiserne Fußschellen waren die übliche Strafe für einen Fluchtversuch. Inmitten einer äußerst feindseligen Atmosphäre kam ein Wachtmeister

mit schmalem Gesicht und legte mir die Eisen an. Er hämmerte auf die Niete, die die Schelle rund um das Fußgelenk fixierten, und zwar so heftig, dass sich das Metall in mein Sprunggelenk bohrte. Unterleutnant Perez übernahm und tat das Gleiche, ohne mich zu verletzen. Wenig später sollte ich zurück nach Pretoria gebracht werden. Der gleiche Wachtmeister entfernte jetzt die Fußfesseln mit einer Säge. Dabei schnitt er mir ins Bein. Wieder kam mir Perez zu Hilfe. Als die Polizei mich endlich holte, schlief ich gerade. Perez weckte mich: »Ihre Freunde sind da.« Ich sprang hastig auf. Aber er meinte: »Nehmen Sie sich Zeit. Werden Sie erst mal wach, waschen Sie ihr Gesicht und wenn Sie fertig sind, bringe ich Sie rüber.« Ein guter Mann.

Im Gefängnis von Pretoria legten sie mir fünf Kilogramm schwere Fußfesseln an, die mit Schlüsseln verschlossen wurden. Die Ketten waren mit einem kleinen Stück Draht zu öffnen, aber leider ergab sich keine neue Gelegenheit zur Flucht. Als die Fesseln nach einem Monat entfernt wurden, musste ich neu gehen lernen.

Ein Mal durfte Esmé mich besuchen. Die Polizei wollte öffentlich beweisen, dass ich lebte und nicht verprügelt worden war. Aber Esmé sah mich in diesen Fußfesseln und war schockiert. Ich bemühte mich, heiter zu wirken, um sie nicht noch mehr zu belasten. Sie wirkte so stark, aber ich empfand tiefes Mitgefühl mit ihr. Sie sollte mit unseren Kindern ins Ausland ins Exil gehen, bat ich sie, auch weil ich entschlossen war, erneut zu fliehen. In diesem Fall würde sie sofort verhaftet werden. Sie kannte das bereits. Esmé war schon einmal verhaftet worden, als ich im Gefängnis war. Sie hatten sie verhört und ihr das Leben zur Hölle gemacht. Vielleicht ist sie zusammengebrochen oder hat etwas verraten, was die Polizei zu uns führte. Ich werde es nie wissen, aber es ist möglich. Weiblichen Gefangenen jagten die Schergen immer große Angst ein: Sie drohten damit, ihnen die Kinder wegzunehmen und sie in staatliche Waisenhäuser zu stecken. Die Mütter würden ihre Kinder nie wiedersehen.

Bei mir haben sie es mit Bestechungsgeld versucht. Ich sollte mich als Zeuge der Anklage zur Verfügung stellen: 6.000 Rand. »Sie scherzen wohl«, sagte ich. Sie versprachen mir einen neuen Ausweis, neue Dokumente und ein Leben in Freiheit, wo immer ich wolle. Ich müsse nur alle Details über meine politischen Freunde preisgeben. Nein, ich würde niemals ein Zeuge der Anklage sein. Sie besäßen genug Informationen, um mich zu hängen, behaupteten sie. Einer meiner eigenen Leute würde mich hängen. Aber mir war alles egal, ich habe nicht ein einziges Mal auch nur im Traum daran gedacht, die Seiten zu wechseln. Vielmehr habe ich gegrübelt, wie ich einen Nervenzusammenbruch fingieren und ins Kran-

kenhaus kommen könnte. Aber ich wusste beim besten Willen nicht, wie ich das anstellen sollte. Wie auch immer, ich blieb standhaft. Damals wie heute war ich ein knallharter Bursche.

In dieser Zeit lernte ich einen bemerkenswerten Mann im Gefängnishof kennen. In der Mitte des Hofes stand ein seltsames Gebäude. Unter freiem Himmel waren Duschen auf der einer Seite und ein Urinal sowie zwei Toiletten auf der andern Seite angebracht. Einmal setzte ich mich neben einen Unbekannten.

Er stellte sich mit leiser Stimme als James »Jimmy« Kantor vor. Er sei keiner von uns, sagte er. Die Polizei habe ihm die Freilassung gegen Informationen über uns angeboten. Darum solle ich ihm bloß nichts erzählen, was die Polizei nicht wissen solle. Wie ich eine solche Integrität bewundere! Kantor war Anwalt und willkürlich verhaftet worden, weil er der Schwager und Kanzleipartner von Harold Wolpe war. Wolpe war zusammen mit Arthur Goldreich die Flucht aus der Polizeihaft gelungen. Für Jimmy Kantor waren die Haft und der Ruin seiner Anwaltskanzlei sehr aufreibend. Er hatte einen Zusammenbruch, saß auf dem Stuhl und die Tränen strömten über sein Gesicht. Seine Frau war kurz vor der Niederkunft und Jimmy hielt es nicht aus. Er wurde gegen Kautions entlassen, aber dann erklärte die Sicherheitspolizei diese Entlassung für nichtig. Wahrscheinlich hatte sie ihn aus Rachsucht absichtlich falsch informiert. Er kam wieder zurück zu uns. Trotz allem war Jimmy so zuverlässig, wie man es sich nur wünschen konnte. Er war keiner von uns und hat trotzdem niemanden verraten. Diesen Mut bewundere ich ganz besonders. Jimmy ging mit seiner Familie ins Exil. 1975 starb er relativ jung an einem Herzinfarkt.

Am 8. Oktober 1963 war unsere 90-Tage-Haft zu Ende. Was würde jetzt geschehen? Wie würde es mit uns weitergehen? Inmitten großer Geschäftigkeit brachten sie Rusty, Walter, Govan, Andrew, Jimmy und mich in ein Büro. Hauptmann Swanepoel verkündete uns die Freilassung nach dem 90-Tage-Gesetz. Nach einer kurzen Pause verhaftete er uns erneut, diesmal nach dem wichtigsten Sicherheitsgesetz, dem Antisabotagegesetz. Zurück im Gefängnishof begrüßte uns Jimmy Kantor zum Ärger der Wärter mit lauter Stimme. Jimmy, der Anwalt, wusste, dass unsere Gespräche nun nicht mehr unter Strafe standen. Er sagte uns, wir wären



James Kantor taf ich in der 90-Tage-Haft

jetzt Untersuchungsgefangene und die 90-Tage-Regeln hätten keine Geltung mehr.

Ich hatte keinen Plan für meine Verteidigung, aber ich vertraute meinen Comrades. Sie würden alles Notwendige in die Wege leiten.

## »Leben ist wunderbar!«

### Der Rivonia-Prozess

#### *Hüter des Rechts*

Der Richter / gekleidet / in Rot und Weiß

Die Beisitzer / in Schwarz und Weiß

Der Staatsanwalt mit einem eisigen Lächeln

Und ich / in den geborgten Gewändern

meiner Großmutter Weisheit

Mais, sagte sie, / kann keine Gerechtigkeit erwarten  
von einem Gericht / besetzt mit Hühnern.

*Dikobe Martins*

Kurz nach dem Ende unserer 90-Tage-Haft kamen unsere Rechtsanwälte, Bram Fischer, Joel Joffe, Arthur Chaskalson und George Bizos, ins Gefängnis in Pretoria. Auch Nelson Mandela kam als Gefangener und das war überraschend. Er war schon 1961 wegen Landesflucht, illegaler Rückkehr und Organisierung eines Generalstreiks zu fünf Jahren Haft verurteilt worden, und ich wählte ihn auf Robben Island. Aber ihm wurde hier der Prozess gemacht, weil die Polizei zusätzliche belastende Dokumente in Liliesleaf gefunden hatte. Bram hatte ich schon vorher getroffen, die anderen Anwälte kannte ich nur vom Namen her. Sie wollten wissen, welcher Vergehen wir angeklagt waren, weil die Polizei ihnen keinerlei Auskunft gegeben hatte. Es sehe schlecht um uns aus, sagten sie, und die Zeitungen seien voller Artikel aus regierungsnahen Quellen, die uns bezichtigten, die schrecklichsten Verbrechen begangen zu haben, für die wir hingerichtet gehörten. Uns interessierte viel mehr, wie es den anderen Comrades ging, als über juristische Fragen zu sprechen. Ich war ungeheuer erleichtert, dass die 90 Tage vorüber waren. Zum ersten Mal begegnete ich Andrew Mlangeni. Elias Matsoaledi kannte ich schon. Die beiden waren am Tag unserer Verhaftung in Soweto gefasst worden. Sie hätten aus ihren Zellen einen Blick in unseren »weißen« Gefängnishof

werfen können und sich gefragt, wer der Comrade in den eisernen Fußfesseln sei, erzählten sie mir. Genossen aus Kapstadt hätten ihnen erklärt, dass ich Comrade Goldberg sei. Jetzt freuten sie sich, mich zu treffen.

In seinem Buch über den Prozess schreibt Joel Joffe, ich hätte gleich am Anfang das Angebot unterbreitet, einen großen Teil der Verantwortung für die Waffenherstellung zu übernehmen, wenn das helfen würde, Nelson Mandela und die anderen Anführer zu decken. Das stimmte. Meine Mitangeklagten hatten mich damals verdutzt angeblickt, ohne zu reagieren. Ich hatte diesen Vorschlag spontan gemacht, nicht aus Kühnheit, sondern aus der Verpflichtung heraus, die Anführer zu schützen. Sie würden mir ihrerseits nicht erlauben, die Schuld für eine Sache zu übernehmen, die wir gemeinsam beschlossen hatten.

Am nächsten Tag wurden wir vor ein Gericht gebracht und als nationales Oberkommando formell der Verschwörung zum bewaffneten Sturz der Regierung angeklagt. Außerdem warfen sie uns vor, den Einmarsch einer fremden Invasionstruppe geplant, Farmen und Fahrzeuge zum Zwecke der Verschwörung gekauft und andere Aktionen zur Unterstützung der Politik des ANC ausgeführt zu haben. Uns alle erwartete die Todesstrafe, aber trotz des drohenden Galgens gab es Momente der Erleichterung, ja sogar humorvolle Augenblicke.

Nelson Mandela war schrecklich abgemagert, hatte eingefallene Wangen und trug Gefängniskleidung, und zwar Kleidungsstücke, die die afrikanischen Gefangenen besonders demütigen sollten: kurze Hosen, Sandalen ohne Socken, eine »Houseboy«-Jacke sowie Hand- und Fußschellen. Nelson hatte immer sehr elegante, maßgeschneiderte Anzüge getragen. Jetzt brachte er es fertig, selbst diese schlecht sitzende Gefängniskleidung elegant aussehen zu lassen. Ich hatte eine kleine Tafel Schokolade in meiner Tasche, die Untersuchungshäftlingen erlaubt war. Ich stieß ihn an und legte ihm ein Stück Schokolade in die Hand. Er strich sich mit den gefesselten Händen übers Gesicht und ließ das Stück schnell in seiner Backetasche verschwinden. Dann stieß er mich vorsichtig an, um mehr zu bekommen. Das ging so lange, bis der Vorrat zur Neige war. Süßigkeiten vermisst man im Gefängnis.

Nach und nach begriffen wir das volle Ausmaß unseres Falles. Die Anklage hatte Unmengen belastender Dokumente und viele Zeugen hatten sich Aussagen unter Zwang und Folter der 90-Tage-Haft abringen lassen. Die Hoffnung, dem Galgen zu entkommen, war gering. Aber wir verteidigten uns politisch und wollten öffentlich erklären, warum wir gegen die Unterdrückung und für die Menschenrechte kämpften und warum wir den bewaffneten Kampf vorbereitet hatten.



Anwalt Joel Joffe



Anwalt George Bizos

Es war ein Glück, dass Südafrika solche Anwälte wie Joel Joffe und die anderen Mitglieder des Verteidigerteams unter seinen Bürgern hatte. Diese Juristen spielten eine wichtige Rolle bei der Verteidigung der wenigen verbliebenen demokratischen Normen. Joel und seine Frau Vanetta waren gerade im Begriff, von Südafrika nach Australien auszuwandern, als man ihn fragte, ob er in unserem Fall als Verteidiger auftreten wolle. Beide fühlten sich verpflichtet zu bleiben; sie wollten dazu beitragen, das Recht der Gefangenen auf einen fairen Prozess zu verteidigen. Die Joffes stellten sich dieser Aufgabe in einer Zeit, in der kaum ein Anwalt zur Hilfe bereit war und in der die Medien eine Schmutzkampagne lancierten, um das System der weißen Vorherrschaft um jeden Preis zu erhalten. Mut zeigt sich in vielerlei Formen und die beiden bewiesen, wie außergewöhnlich sich gewöhnliche Leute in Krisenzeiten verhalten können. Joel würde niemals so von sich reden, dazu ist er viel zu bescheiden. In seinem Buch *Der Staat gegen Mandela* schreibt er, Rustys Frau Hilda Bernstein, die aus einer jüdisch-russischen Familie stammende engagierte Journalistin, habe ihn wegen unserer Verteidigung angesprochen. Er habe zunächst geantwortet, den Medien zufolge seien wir sehr unbeliebt und er sehe kaum Möglichkeiten für eine erfolgreiche Verteidigung. Hilda widersprach ihm und wies ihn darauf hin, dass wir bei der schwarzen Mehrheit der Bevölkerung unstreitig sehr beliebt seien. Joffe erkannte, wie sehr er sich schon daran gewöhnt hatte, die Artikel der weißen Apartheid-Medien für bare Münze zu nehmen.

Unser Verteidigerteam bestand aus hervorragenden Anwälten. Bram Fischer war einer der besten Anwälte seiner Zeit und ein bemerkenswert mutiger Mann. Comrades überbrachten ihm die Nachricht, dass ich einen kleinen Lieferwagen von der Farm in der Garage seines Hauses zurückgelassen hatte. Bram schob den Wagen nachts alleine aus der

Garage, ließ ihn einen Hügel hinabrollen und am Straßenrand stehen. Bram Fischer kam aus einer Familie nationalistischer Afrikaner und sagte sich von seiner Sippe los, um politischer Aktivist zu werden. Später wurde er selbst zu lebenslanglich verurteilt und starb im Gefängnis an Krebs. Wir verbrachten gemeinsam neun Jahre in Unfreiheit.

Wir brauchten einen auf Kreuzverhöre spezialisierten Anwalt und fanden ihn in Vernon Berrange. Er war im Ersten Weltkrieg Pilot gewesen, später Rennfahrer, Abenteurer, Anwalt, politischer Kämpfer und verließ seinen Ruhestand, um sich dem Verteidigerteam anzuschließen.

George Bizos war mit seinem Vater 1941 aus dem deutsch besetzten Griechenland nach Südafrika geflüchtet. Er war ein noch relativ junger Anwalt, aber verband seine Leidenschaft für die Freiheit mit einem scharfen juristischen Verstand und einem ausgezeichneten Einfühlungsvermögen in die Denkweise des Staatsanwalts. Außerdem war er ein Humanist und besaß einen fabelhaften Sinn für Humor. Arthur Chaskalson war ebenfalls ein relativ junger Anwalt, der aber eine Begabung für den mutigen, mündlichen Vortrag und Wortwechsel hatte. Alle unsere Anwälte besaßen außergewöhnliche Fähigkeiten und verhielten sich uns gegenüber absolut loyal. Allen war der historische Stellenwert des Prozesses klar.

Sie haben alle bewiesen, dass ganz normale, integre Menschen zu außerordentlichen Verteidigern demokratischer Rechte werden können. George Bizos stellt in seiner Autobiografie fest, dass unsere Anwälte in einem völlig faschistischen Staat machtlos gewesen wären. Aber das Apartheidregime in Südafrika brauchte die Unterstützung der Westmächte und musste deshalb teilweise die Fassade demokratischer Regeln aufrechterhalten. Ich war wirklich ein Glückspilz.

George Bizos brachte zu den Beratungen im Gefängnis Wiener Würstchen, Gewürzgurken und Süßigkeiten mit. Das hob die Stimmung



Anwalt und Comrade Bram Fischer



Staatsanwalt Percy Yutar

und wir saßen wie eine Familie zusammen, die anscheinend nur ein paar kleinere Probleme zu lösen hatte und nicht um ihr Leben kämpfte. Unser Ziel war von Beginn an klar: Wenn der Apartheidstaat einen Schauprozess wollte, würden wir die Show bestimmen. Wir würden der Welt beweisen, dass die Apartheid ein rassistisches und ungerechtes System war, das weltweit eine Bedrohung für die Demokratie darstellte.

Am ersten Prozesstag fochten unsere Anwälte die Rechtswirksamkeit der Anklageschrift an. Und tatsächlich wurde sie als rechtlich unzulässig verworfen. Ich fühlte mich fabelhaft, als wir den Gerichtssaal verließen. Eigentlich waren wir jetzt freie Leute. Die Gefängnisbeamten und die Sicherheitspolizei bemühten sich, uns die steilen Stufen hinab zu den Zellen zu treiben. Ich blieb einfach stehen. Ein ziemlich korpulenter Polizist wollte mich die Stufen hinunterstoßen, ich ramnte ihm aber meinen Ellbogen in den fetten Unterleib. Ihm blieb die Luft weg und als er wieder zu Atem gekommen war, drohte er mir mit einer Anzeige wegen Körperverletzung. Joel Joffe trat dazwischen und forderte ihn auf, mich nicht weiter zu belästigen. Hauptmann Swanepoel beobachtete das einen Moment lang mit zusammengekniffenen Augen, schob sich dann durch die Menge, legte mir die Hand auf die Schulter und erklärte, dass er mich und die anderen verhafte. Natürlich wurden wir zurück in die Zellen gebracht.

Die neue Anklageschrift war genauso fehlerhaft wie die erste, aber Richter Quartus de Wet wollte diesmal keine Verzögerung hinnehmen. Der Prozess wurde fortgesetzt. Der Staatsanwalt kündigte süffisant an, Bob Hepple werde als Kronzeuge aussagen. Das war eine niederschmetternde Nachricht, auch wenn wir bereits befürchtet hatten, dass es so kommen würde. Bob hatte mir in der Zelle unter dem Gerichtssaal noch einmal gesagt, die Klage gegen ihn sei so schwerwiegend, dass er alles unternehmen werde, um die Todesstrafe abzuwenden. Ich verstand ihn, aber mein Leben war genauso gefährdet und seine Aussage hätte mich noch mehr in Gefahr gebracht.

Kürzlich sagte er in einer TV-Dokumentation über den Prozess, dass er geplant habe, auf Kautionsfreizukommen und dann das Land zu verlassen. Er habe zunächst eine widersprüchliche Aussage abgegeben, die die Folterer zurückgewiesen hätten. Dann habe er 48 Stunden lang eine detaillierte Darstellung niedergeschrieben, die sie als Grundlage für eine Aussage als Zeuge der Anklage akzeptierten. Aber dann kam alles anders. Er trat gar nicht vor Gericht auf, weil Bram ihm ins Gewissen redete und von seinem Vorhaben abbrachte. Bram organisierte die Flucht für Bob, obwohl er als Anwalt der Verteidigung gar keinen Kontakt zu einem

Kronzeugen hätte aufnehmen dürfen. Aber seine Loyalität gegenüber dem Befreiungskampf war größer. Das alles ist lange her und viele Leute steckten in ausweglosen Situationen. Während des Prozesses schickte mir Bob eine Geburtstagskarte aus Großbritannien. Ich schrieb an Esmé, ich wolle nichts mehr von ihm hören. War ich zu hart gegen ihn? Auch ich stand unter enormem Druck.

Bram zog sich am Anfang ein paar Tage aus dem Verfahren zurück. Unter den ersten Zeugen waren Farmarbeiter von Liliesleaf, die ihn als regelmäßigen Besucher hätten wiedererkennen können. Im Gerichtsverfahren erlebte ich, wie außerordentlich standhaft, prinzipientreu und mutig meine Mitangeklagten waren. Meine Comrades Nelson, Walter, Govan und Ray Mhlaba waren bemerkenswerte Menschen und hervorragende Anführer, genauso wie Rusty Bernstein, Ahmed Kathrada, Elias Motsoaledi und Andrew Mlangeni. Sie strahlten eine ungewöhnliche Würde aus. Elias und ich kamen sehr gut miteinander aus. Wir entwickelten eine tiefe Freundschaft. Ich erlebte ihn nur ein einziges Mal wütend und zwar, als seine Frau Caroline verhaftet wurde. Sie verkleidete sich manchmal als Krankenschwester, wenn sie für Umkhonto als Botin unterwegs war. Die Polizei hatte sie nicht auf frischer Tat erwischt, sondern sie war verraten worden.

In den Prozessberatungen fanden wir immer noch Zeit für Späße. Ich trug zum Beispiel zur Tarnung eine altmodische Brille mit drahtgefassten Gläsern. Sie hätte zu einem afrikanischen Pastor gepasst, der aus der Bibel vorliest. Pastoren heißen auf Zulu *umfundis*, abgeleitet von dem Ausdruck »einer, der liest«. Elias Motsoaledi setzte sich meine Brille auf die Nase und tat so, als ob er lese, bis wir uns vor lauter Lachen nicht mehr halten konnten und nur noch »umfundisi« schrienen.

Aber in Wirklichkeit war die Lage äußerst ernst. Bram teilte mir mit, der ANC habe beschlossen, ich solle noch einen Fluchtversuch unternehmen. Man würde auf mich warten und mich in ein Versteck bringen. Ich fragte nicht, wer das entschieden hatte. Bram reichte mir als Quelle. Aber ich machte mir Sorgen, dass die Polizei Esmé belästigen könnte. Bram schlug vor, sie solle mit den Kindern ins Exil gehen. Ich versuchte meine Frau bei einem ihrer Besuche im Gefängnis davon zu überzeugen, ohne ihr die wahren Gründe zu sagen. Sie aber wollte mich nicht verlassen, solange ich vor Gericht stand. Die Leute würden das als Treuebruch verstehen. Ich schob ihre Argumente beiseite und bestand darauf, sie und die Kinder in Sicherheit wissen zu wollen. Anfang Dezember 1963 verließen sie das Land und kamen kurz vor Weihnachten in Großbritannien an. Mein ältester Freund aus Kapstadt und ehemaliger Vollzeitaktivist der

SACP, Wolfie Kodesh, empfing sie und David warf sich in seine Arme. Wenigstens einer in London, den er kannte! Für mich war an Flucht nicht zu denken. Wir wurden zu streng bewacht.

Dann kam der große Tag. Im Schatten des Galgens hielt Nelson Mandela von der Bank der Angeklagten aus seine berühmte Rede. Er sollte unsere politische Erklärung ohne Unterbrechung durch die Staatsanwälte vortragen. Die Rede war ein Meisterstück der Verteidigung und eine überaus mutige politische Stellungnahme. Alle Comrades kannten den Text und hatten ihn durchgesehen und auch die Anwälte hatten ihn aus juristischer Sicht beurteilt. Und doch blieb es Nelsons Ansprache, niedergeschrieben in seiner breiten, verschnörkelten Handschrift. Vier Stunden lang sprach er in einem leicht angespannten, aber getragenen Stil, den er auch im Schlussabschnitt beibehielt, als er sagte, er hoffe, am Leben zu bleiben und ein vom Rassismus befreites Südafrika zu erleben, in dem alle in Eintracht zusammenleben würden. Aber falls nötig, sei er bereit, für dieses Ideal zu sterben. Das war die eindeutige Botschaft an den Richter und an das Apartheidregime: »Hängt mich, wenn ihr euch traut!« Plötzlich realisierte ich, dass das auch bedeutete: »Hängt uns, wenn ihr euch traut!« Ich fühlte großen Stolz, an diesem überwältigenden historischen Moment teilzuhaben. Man sucht sich nicht aus, wer über sein Leben richtet. Man »geht« nicht ins Gefängnis, man wird hineingesteckt. Aber Welch ein Augenblick in meinem Leben! Ich kann aufrichtig sagen, dass wir dem Tod ins Antlitz geschaut und diese Erfahrung als bessere und stärkere Menschen überstanden haben.

Walter Sisulu ging als Hauptzeuge der Verteidigung in den Zeugenstand und hielt vier Tage lang dem Kreuzverhör des Staatsanwalts Percy Yutar stand. Der glaubte tatsächlich, mehr von Politik zu verstehen als der Generalsekretär des ANC. Walter war besonnen und meisterhaft in seiner Rhetorik. Er entlarvte die Fragen des schlecht informierten Anklägers als dumm und belanglos. Yutars Verhör war von der typischen Haltung der weißen Südafrikaner geprägt, die glaubten, den Schlüssel zur Zivilisation in den Händen zu halten und deshalb alle schwarzen Menschen wie dumme Kinder behandeln zu dürfen. Aber Walter Sisulu bestimmte ruhig und kraft seiner Persönlichkeit den Fortgang des Verhörs und erklärte, warum wir bereits vereinzelte Sabotageakte verübt, aber noch keine endgültige Entscheidung für den bewaffneten Kampf getroffen hatten. Nur einmal fuhr Walter aus der Haut. Yutar hatte einige fadenscheinige Argumente vorgebracht, wonach das Leben der schwarzen Südafrikaner doch gar nicht so schlecht sei. Walter entgegnete aufgebracht: »Ich wünschte, Sie müssten einen einzigen Tag so leben wie wir,

dann würden Sie nicht wagen, so etwas zu sagen.« Er brachte Yutar damit zum Schweigen, obwohl ein Angeklagter einem Staatsanwalt nicht auf diese scharfe Weise antworten durfte.

Govan, Rusty und Ahmed Kathrada (Kathy) gaben zu Protokoll, warum sie sich an der Vorbereitung des bewaffneten Kampfes beteiligt hatten. Kathy tat das besonders humorvoll. Auf die Frage, ob er jemand mit den Anfangsbuchstaben »Ch« kenne, die offensichtlich in einem Beweisdokument standen, antwortete er »Chruschtschow«. Das war zwar Zeitverschwendung, führte aber zu einem amüsanten Wortwechsel zwischen Staatsanwalt und Angeklagtem. Die drei Comrades erteilten eine öffentliche Lektion über das politische Engagement und die Analyse, die der Politik von ANC und KP zugrunde lagen.

Auch ich machte vor Gericht meine Aussage. Ich wollte verdeutlichen, warum ich bereit gewesen war, alle Privilegien als Mitglied einer weißen, rassistischen Gesellschaft aufzugeben und beim Aufbau einer gerechten Gesellschaft zu helfen. Der Richter hielt mich für einen gerissenen Besserwisser, der »arme, aber glückliche Schwarze« aufhetzte und zu »frehen« Revolutionären machte. Immer wieder blitzte sein tiefsitzendes rassistisches Denken auf, wonach er als Weißer allen anderen Menschen überlegen sei. Die Anwälte befürchteten, dass er mich hängen sehen wollte, weil er dachte, meine schwarzen Comrades würden ohne meine angebliche Führung in Machtkämpfe untereinander geraten. Dabei war es genau umgekehrt. Mir war es wichtig, weißen und schwarzen Südafrikanern gleichermaßen zu zeigen, dass Menschen aller Hautfarben an Gleichberechtigung glaubten. Ich erwies dem Richter durchaus meinen Respekt, nannte ihn aber »Sir« statt »Euer Ehren«. Als ich in den Zeugenstand trat, nickte ich ihm zu und grüßte ihn mit einem gutgelaunten »Guten Morgen«, sodass er sich genötigt fühlte, genauso freundlich zu antworten. Aber es gab auch einen juristischen Grund für mich auszusagen. George Bizos hatte einen Präzedenzfall in einem Urteil gegen Nazianhänger während des Zweiten Weltkrieges gefunden. Diese Nazis hatten die Möglichkeit eines Aufstands gegen die proalliierte Regierung in Südafrika geprüft. Dem Urteil nach war die Vorbereitung so lange kein Vergehen oder zumindest kein schwerwiegendes Vergehen, wie die konkrete Entscheidung für die bewaffnete Erhebung noch nicht gefallen war. Ich sagte also aus, ich hätte als Ingenieur die Möglichkeiten zur Produktion eigener Waffen prüfen sollen, »falls sie gebraucht würden«. Alle weiteren Entscheidungen seien von dieser Prüfung abhängig gewesen. Deshalb hätte ich die verantwortlichen politischen Führer lediglich technisch beraten. Natürlich fand ich es überflüssig, dem Gericht mitzu-

teilen, dass das Logistikkomitee unseres Führungsstabs die Herstellung von Waffen für Sabotagezwecke beschlossen hatte, obwohl die Operation Mayibuye noch nicht endgültig beschlossen war. Genauso wenig erwähnte ich meine Mitgliedschaft im MK-Regionalkommando des Westkaps und das militärische Ausbildungscamp in Mamre im Dezember 1962. Sie hatten keine Beweise und ich wollte sie nicht liefern. Mein Gewissen hat mich dennoch geplagt ...

Aus mir unbekanntem Gründen überließ Dr. Yutar das Kreuzverhör seinem Assistenten, sodass ich diesem kleinen Tyrannen leider nicht die Stirn bieten konnte, der laut meiner Folterer als Jude »einer von meinen Leuten« war und mich an den Galgen bringen wollte. Am Ende des Kreuzverhörs geriet ich in Schwierigkeiten. Der Staatsanwalt wollte wissen, ob ich die neue Farm in Travallyn für den ANC oder für MK gekauft hätte. MK war meine zwingende Antwort. »ANC« wäre günstiger für mich gewesen. Aber es war einfach wichtiger, den Richter davon zu überzeugen, dass ANC, SACP und MK eigenständige Organisationen waren, mit überlappenden Mitgliedschaften, aber getrennten Funktionen. Das entsprach der Wahrheit, auch wenn militärisches Handeln einfach zu bedeutsam war, um es allein den Militärs zu überlassen. Politische Überlegungen mussten Strategie und Taktik bestimmen, besonders in einem politischen Befreiungskrieg. Ich hatte die neue Farm gekauft. Sie sollte als Hühnerfarm getarnt werden und die Waffenproduktion kaschieren. Das entsprach genau den Vorgaben, die in einem von der Polizei sichergestellten Dokument von MK beschrieben waren. Ich hielt es für unnötig, dem Gericht zu sagen, dass ich das Papier selbst getippt hatte. Die handschriftlichen Anmerkungen reichten nicht aus, um es mir zuzuschreiben. Aber ich konnte die Farm auch nicht als das zukünftige Hauptquartier des ANC im Untergrund darstellen. Das hätte den ANC zu stark in die Nähe von MK gebracht. Freilich schloss sich damit der kleine Ausweg, den George Bizos für mich gefunden hatte – das Urteil gegen die Nazianhänger –, wie eine Stahltür, die krachend ins Schloss fiel. Aber wir waren Teil eines viel größeren Ganzen und der Schutz der Bewegung war viel zu wichtig, als dass ich daran gedacht hätte, mich selbst zu retten. Ich antwortete also wahrheitsgemäß und hatte damit die Sache der Gerechtigkeit in unserem Land hochgehalten. Ich war zufrieden.

Elias und Andrew traten nicht in den Zeugenstand, sondern lasen von der Anklagebank aus eine Erklärung vor. Sie waren nicht in Liliesleaf gewesen und hatten in den Regionalkommandos in Johannesburg und nicht im nationalen Oberkommando gearbeitet. Die beiden trugen mit großer Würde ihre Gründe für die Teilnahme am bewaffneten Kampf

vor und sagten, sie hätten als patriotische Südafrikaner keine andere Wahl gehabt. Jahrelang hätten sie friedlich an die Tür Apartheid-Südafrikas geklopft, damit man sie aufnehme und ihnen gleiche Rechte für alle zugestehe.

Während der Prozesspausen hatten wir Angeklagten häufig Zeit, miteinander zu reden. Einmal nahm mich Nelson Mandela beiseite und begann sofort auf mich einzureden: Wenn wir marxistische Theorie lehrten, müssten wir sie auf die Verhältnisse Südafrikas beziehen – und dabei erhob er wie ein Lehrer den Zeigefinger. Die historische Etappenfolge Europas, von der Urgesellschaft über Sklaverei, Feudalismus, Merkantilismus bis zum Industriekapitalismus, hätte für hier keine Gültigkeit. Angesichts der aufgezwungenen rapiden afrikanischen Entwicklung von relativ egalitären traditionellen Gemeinschaften über die gewalttätige Kolonialzeit bis zum Sprung in den Industriekapitalismus müssten wir diese Theorie modifizieren. Was in Großbritannien 600 Jahre gebraucht habe, habe in Südafrika nur 100 Jahre gedauert. Das war natürlich richtig, aber warum, fragte ich mich, sagte er mir das alles? Er gab mir darauf keine befriedigende Antwort, sondern murmelte nur, er wolle, dass ich seine Gedanken zu diesem Thema kenne. Wahrscheinlich dachte er, er würde gehängt werden, und wollte, dass ich seine Botschaft weitertrüge. Nelson hatte den Beitritt zur Kommunistischen Partei immer abgelehnt, aber seine Notizen und seine Äußerungen vor Gericht zeigten, dass er die marxistische Theorie gründlich studiert hatte. Seine Rede enthielt viele Aspekte dieser Theorie, aber als Anführer eines nationalen Befreiungskampfes musste er jede einseitige politische Ausrichtung überwinden und größtmögliche Einigkeit herstellen.

Gegen Ende des Prozesses nahm Ray Mhlaba mich beiseite und sagte: »Comrade, wir haben diskutiert und beschlossen, dass ...« – ich konnte davon nichts wissen, weil im Apartheid-Gefängnis Weiße von Schwarzen getrennt eingesperrt waren – »... dass wir nicht in Berufung gehen, wenn wir zum Tode verurteilt werden.«

»Warum nicht?«, wollte ich wissen.

»Wir wollen den Weg freimachen. Sollen sie uns hängen. Wir haben keine andere Wahl. Unser Volk wird sich empören, revoltieren und das Apartheidsystem hinwegfegen.«

»Das ist eine sehr interessante These«, antwortete ich. »Aber ich glaube, dass Regierungen führende Oppositionspolitiker erst dann an den Galgen bringen, wenn sie die Dinge total unter Kontrolle haben. Erst dann werden sie langsam einen nach dem anderen erledigen. Das geht nicht so einfach, wie du denkst. Außerdem hat es die Bewegung 30 Jahre gekostet,

dich zu dem Anführer auszubilden, der du heute bist, und ich finde, wir sollten weder dich noch andere verlieren. Wir sollten alle Mittel einsetzen, um dich am Leben zu erhalten. Die Bewegung braucht dich noch!« Er dankte mir für das Kompliment. Im Jahr 2006, zwei Wochen vor seinem Tod, haben wir immer noch darüber gescherzt. Er pflegte zu sagen: »Siehst du, Comrade, wir brauchten uns gar nicht zu entscheiden.«

Bram Fischer war nicht bereit, die Argumente gegen eine Revision auch nur anzuhören. Bei Todesurteilen wollte er auf jeden Fall in Berufung gehen. Die Hysterie in Südafrika werde nach einer Weile abklingen, meinte er, und andere Länder der Welt würden den Druck auf das Apartheidregime verstärken. Selbst wenn wir in der zweiten Instanz verlorren und hingerichtet werden würden, würde das das Ende des Systems beschleunigen.

Am Tag vor der Urteilsverkündung befand der Richter acht Angeklagte für schuldig. Ahmed Kathrada hätte nach der Beweislage freigesprochen werden müssen, wurde aber trotzdem eines Anklagepunktes für schuldig befunden. Rusty Bernstein wurde freigesprochen. Bestimmt hatte ihm geholfen, dass er beharrlich Kautions beantragt hatte, so als sei er wirklich unschuldig. Aber auch die Fehler des Staatsanwalts hatten ihm aus der Patsche geholfen. Ich war froh, ihn gehen zu sehen. Für den Rest von uns begann eine Nacht voller Angst. Ich bereitete in meinem Kopf vor, was ich sagen würde, falls wir die Gelegenheit bekämen zu sprechen, bevor das Todesurteil vollstreckt würde.

Am Tag der Verurteilung, dem 12. Juni 1964, las der Richter eine kurze Erklärung vor: Er werde nicht die Höchststrafe – Tod durch Erhängen – aussprechen, die dem Verbrechen des Hochverrats angemessen wäre, sondern lebenslänglich für jeden Anklagepunkt, für den wir schuldig gesprochen wurden. Diese Strafe entspräche dem Sabotagegesetz, auf dessen Grundlage wir angeklagt worden waren. Während der Richter sprach, erhellten sich die Gesichter meiner Comrades vor Erleichterung und Freude zum schönsten Lächeln und am Ende lachten wir alle laut auf. Ich war übergelukkig, am Leben zu bleiben, auch wenn es für lange Zeit hinter Gittern sein würde. Ich war erst 31 Jahre alt und ich konnte mich nicht damit abfinden, dass mein Leben zu Ende sein sollte. Meine Mutter war im Gerichtssaal und hatte im Tumult nicht hören können, was der Richter gesagt hatte. Sie rief: »Was ist?« Und ich rief zurück: »Leben! Leben ist wunderbar!«

Diese Urteile verdankten wir wohl, ungewollt, dem Staatsanwalt. Dr. Percy Yutar ließ sich von seiner persönlichen Feindseligkeit und anmaßenden Überheblichkeit leiten. Er stritt mit meinen Comrades im Zeu-

genstand über Politik, anstatt sich um Recht, Gesetz und schlüssige Beweise zu kümmern. Yutar legte es darauf an, die Stimmung durch eine politische Beweisführung gegen uns in Richtung Todesurteil zu beeinflussen, statt juristisch einwandfrei zu argumentieren. Wir waren nach dem Sabotagegesetz angeklagt, das der Staatsanwaltschaft die Arbeit leicht machte. Dieses Gesetz war das einzige in Südafrika, das den Grundsatz der Unschuldsvermutung aufhob und ins Gegenteil verkehrte: Der Angeklagte musste seine Unschuld beweisen. Das war selbst für einen völlig Unschuldigen schwer, wenn die Staatsanwaltschaft eine fabrizierte Anklage vorlegte, die man in jedem einzelnen Punkt entkräften musste. Tatsächlich waren die Mainstream-Zeitungen während des gesamten Prozesses uns gegenüber extrem feindselig eingestellt. Aber ihre Berichte und skandalträchtigen Schlagzeilen haben vielleicht mehr Nachteile als



Die im Rivonia Prozess Verurteilten: Nelson Mandela, Walter Sisulu, Govan Mbeki, Ray Mhlaba, Elias Motsoaledi, Andrew Mlangeni, Ahmed Kathrada, Denis Goldberg

Vorteile für den Staat gehabt. Zwar waren die Weißen schockiert und wollten unsere Köpfe rollen sehen, wenn sie z. B. Artikel über die von mir vorgesehenen 210.000 Handgranaten und 48.000 Landminen lasen. Aber die Schwarzen freuten sich über unsere Pläne. Die Apartheid-Medien machten Propagandaarbeit für uns.

Laurence Gandar, der Herausgeber der *Rand Daily Mail*, sorgte seinerseits dafür, dass unsere Meinungen täglich an prominenter Stelle in seiner Zeitung standen. Seine Zeitung gehörte der mächtigen Anglo American Corporation, deren Gründer behaupteten, politisch liberal zu sein, die aber geschäftlich mit dem Apartheidstaat und der regierenden Partei verbunden waren. Gandar fragte sich in einer Serie von Kommentaren auf der Titelseite, ob die Weißen in Südafrika nicht etwas falsch machten, wenn sie aus patriotischen, hochgebildeten und verantwortungsvollen Leuten wie Walter Sisulu, Nelson Mandela, Chief Luthuli und vielen anderen entschiedene Freiheitskämpfer machten. Gandar schrieb, die weißen Südafrikaner müssten zur Kenntnis nehmen, dass sich ihre Sicherheitslage durch verschärfte Apartheidgesetze eher ver-



Meine schwarzen Comrades mussten auf Robben Island ihre Strafe absitzen

schlechtere als verbessere. Die Weißen müssten die Gesellschaft öffnen, empfahl er, damit die Schwarzen ein anständiges Leben führen und die Weißen ohne Angst in Frieden leben könnten. Überdies lehnte Gandar den Stil des Anklägers Dr. Yutar ab, weil er die Angeklagten im Verhör mit seinem arroganten, weißen Überlegenheitsgehabe herabsetzen wolle. Die Unabhängigkeit des Herausgebers war bemerkenswert. Wegen dieser beständigen Opposition und wegen rückläufiger Leserzahlen wurde er entlassen. Profit triumphierte über Integrität.

Bevor man uns ins Gefängnis zurückbrachte, sagten uns die Anwälte, dass sie uns am nächsten Tag treffen dürften. Dann würden wir die Frage der Berufung diskutieren. Die Polizei brauchte lange, bis sie uns in den Gefangenentransporter verfrachtet hatte. Als wir das Gerichtsgelände verließen, sang draußen eine riesige Menschenmenge unsere Hymne *Nkosi Sikelel' iAfrika* («Gott segne Afrika», heute Teil der Nationalhymne). Und die Menschen riefen, wir würden unsere Strafen nicht bis zum Ende verbüßen müssen. Ein Konvoi aus Mannschaftswagen und Polizeiautos schirmte unsere Überführung ab, angeführt von einer Motorradeskorte mit heulenden Sirenen.

Ab dem Zeitpunkt unserer Verhaftung am 11. Juli 1963 bis zu unserer Verurteilung waren elf Monate vergangen, drei unter dem 90-Tage-Gesetz und acht Monate während des Prozesses. Im Gefängnis wurden wir wieder getrennt und ich kam in den Trakt für Weiße. Der Chef der Sicherheitsabteilung schien mit dem Ergebnis ganz zufrieden. Aber als ich ihn ansprach und meinte, er sehe so erfreut aus wie eine Katze nach dem Sahneschlecken, antwortete er verbittert, wir hätten zum Tode verurteilt werden müssen. Dann verkündete er, auch wenn wir lebenslanglich bekommen hätten, würden wir das Gefängnis nur mit den Füßen voran in Särgen verlassen. Glücklicherweise kann ich berichten, dass sich diese Prophezeiung nicht erfüllt hat.

In meiner Zelle rauchte ich ein paar letzte Zigaretten und wartete seelenruhig darauf, dass aus mir ein verurteilter Strafgefangener wurde. Ich bekam Gefängniskleidung und musste alle privaten Sachen, Bekleidung, Briefe und Fotografien meiner Familie, abgeben. In meinem Trakt traf ich Jock Strachan, der uns in Port Elizabeth gezeigt hatte, wie man Zünder baut, sowie Ben Turok und Jack Tarshish, mit denen ich mich während der 90-Tage-Haft per Klopfzeichen verständigt hatte.

Die Anwälte erschienen nicht zu dem vereinbarten Besuch. Schließlich hörte ich, dass man alle anderen Rivonia-Verurteilten nachts nach Robben Island geflogen hatte und ich als Einziger in Pretoria zurückgeblieben war.

Am Tag nach der Verurteilung kamen mich meine Eltern besuchen. Sie waren schon lange geschieden und lebten getrennt, aber nun kamen sie zusammen, weil ich nur selten Besuch bekommen durfte, anfangs nur alle halbe Jahre. Vater, der so hart gearbeitet hatte, damit sein jüngerer Sohn studieren konnte, sagte, er sei stolz auf mich, weil ich angesichts der Ungerechtigkeit nicht zurückgewichen sei. Sie beide hätten mir ja beigebracht, dieses Unrecht zu verstehen und sich dagegen aufzulehnen. Meine Mutter sagte mit Tränen in den Augen, ihr Leben habe sich durch mich erfüllt. Sie war kurz vor der Abreise nach Großbritannien, um dort bei meiner Frau Esmé und den Kindern zu leben. Vater würde in Südafrika bleiben und mich besuchen. So endete mein erster Besuch von einer halben Stunde und ich blieb mit meinen Gedanken allein zurück.

Nach ein paar Tagen teilte mir Major Gericke, der befehlshabende Offizier, offenbar tief bewegt mit, dass Mollie Fischer, Brams Ehefrau, bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Er erlaubte mir, Bram einen Kondolenzbrief zu schreiben, aber der Brief wurde nie abgeschickt. Mollies Tod muss für Bram schrecklich gewesen sein. Sie waren ein inniges Paar, das in der Ehe und im politischen Engagement untrennbar verbunden war. Bram und Joel Joffe besuchten mich einige Wochen später, um über eine Berufung gegen unsere Strafen zu reden. »Wir waren bei den Gefangenen in Robben Island. Deine Comrades sehen keinen Sinn in einer Berufung. Es besteht das Risiko, dass das Berufungsgericht entweder die Strafe erhöht oder einfach sagt, dass ihr froh sein könnt, dass man euch nicht gehängt hat. Das wäre eine Einladung an die Richter, in Zukunft die Todesstrafe zu verhängen.«

Wir wussten, dass die meisten Weißen uns gerne hängen gesehen hätten, und viele waren über die Lebenslänglich-Urteile enttäuscht. Richter sind nicht immun gegen die Gefühle und Ansichten der Gesellschaft. Ich sagte zu Bram: »Der Richter hat nicht den Grad unserer Schuld bemessen, sondern hat uns alle ohne Unterschied zu lebenslänglich verurteilt.« Es mache also wenig Sinn, Berufung gegen die Länge der Haft einzulegen.

Bram antwortete, der Richter habe mit seinen Urteilen darauf hinweisen wollen, dass er »lebenslänglich« für die Mindeststrafe halte. Schwerer wiege nur noch die Todesstrafe. Ich wollte den Comrades nicht widersprechen und war mir sicher, dass wir nur mit viel Glück am Leben geblieben waren.

Während der kurzen Besprechung erwähnten Bram und Joel Mollie mit keinem Wort. Bram war schmaler geworden und sehr blass. Als ich ihm mein Mitgefühl aussprach, schaute er nur nach unten, wurde noch blasser und antwortete nicht. Ich konnte durch die Gitter greifen und sei-

ne Hand drücken. Mehr emotionale Nähe erlaubte er nicht, er kniff die Augen zusammen, um die Tränen aufzuhalten. Ich sah Bram erst zwei Jahre später wieder, als er zu lebenslänglich verurteilt wurde und wir im selben Gefängnis saßen.

Unsere Anwälte führten den juristischen Kampf gegen die Apartheid weiter und viele spielen heute eine wichtige Rolle im demokratischen Südafrika. Vernon kehrte in den Ruhestand zurück und starb einige Jahre später. George Bizos wurde ein führender Bürgerrechtsanwalt und ist heute Vorsitzender des Dachverbandes der Rechtsberatungszentren in Johannesburg. Auch Arthur Chaskalson nutzte die Gerichte weiter für die Verteidigung demokratischer Grundsätze und half bei der Gründung von Rechtsberatungszentren in Südafrika. Er wurde der erste Vorsitzende Richter des neuen Verfassungsgerichts und später Oberster Richter aller Gerichte. Er ging auf eigenen Wunsch in den Ruhestand. Joel Joffe musste kurz nach unserem Prozess wegen der Schikanen der Sicherheitspolizei Südafrika verlassen. Er wurde erfolgreicher Geschäftsmann in Großbritannien und später Präsident der britischen NGO Oxfam. Dafür wurde er zum Lord geadelt. Joel förderte die apartheidkritische liberale Presse und bekämpfte die Apartheid auf verschiedenste Weise. Da ich als ANC-Vollzeit-Aktivist nie viel mehr als ein Taschengeld verdient habe, hat Joel mir nach meiner Freilassung freundlicherweise Geld geliehen, damit ich zum Unterhalt meiner Familie beitragen konnte. Er war uns immer ein lieber Freund.



## Emotionale Wüste Gefängnis 1963–1985

*Ausgebrannt, allein ...*

Ausgebrannt / allein / ich liege / esse / schlafe  
mein Körper vernimmt / alles / alles innerhalb der vier Wände

Nein / Monate, Jahre / vergehen nicht schnell  
wenn die Tage lang sind / und immer gleich / nichts getan  
nichts erreicht / die Gedanken nur auf sich selbst gerichtet  
hinter den Mauern

Weit weg / im schwachen Nachtwindwehen  
schlägt eine Glocke die Stunden

Im Morgen / rumpelt die Stadt.  
Dort / außerhalb der Mauern / leben Menschen ihren Alltag  
Fabriksirenen rufen zur Arbeit / Diesellokomotiven rangieren  
Kupplungen rasseln / Autos hupen und Maschinen dröhnen

Ihr Hämmern / obwohl durch die Mauern stumpf  
rettet mich vor der Verzweiflung

Es ist nicht leicht für Gedanken / zu fliegen  
wenn Körper und Seele / eingesperrt sind.  
Doch im Aufwind / bekommen meine Gedanken Flügel

werden scharf und konzentriert / fliegen  
klar über die Mauern / treffen sich mit dem Leben  
mit der aufstrebenden Menschheit / um sich  
einzumischen / in die Widersprüche  
des Lebens draußen / um Neues aufzubauen  
meine Niederlage in Sieg / zu verwandeln

*Denis Goldberg, 1968*

Es war nicht leicht für mich, über das Gefängnis zu schreiben. Als ich nach 22 Jahren frei kam, hatte der Freiheitsentzug fast die Hälfte meines Lebens bestimmt. Inzwischen bin ich länger außerhalb des Gefängnisses als hinter Mauern. Jetzt macht die Haft nur noch ein Drittel meines Lebens aus und ich denke nicht mehr jeden Tag daran. Aber als ich anfing, an diesem Buch zu schreiben, fand ich oft keinen Schlaf. Die Erinnerungen kamen zurück und es fiel mir schwer, sie wiederzugeben. Oft war es sehr schmerzhaft und manchmal hatte ich Alpträume.

Als ich meine Gefangenschaft antrat, war ich noch optimistisch. Obwohl mein normales Leben vorbei war, glaubte ich, die Tage des Apartheidsystems seien gezählt. Der burische Nationalismus hatte durch die Rassentrennung eine Elite weißer Afrikaner hervorgebracht, die Geschäfte machten und ungeheure Kapitalmengen kontrollierten. Sie hatten ihr Ziel erreicht. Jetzt saßen sie mit am Tisch der Mächtigen, zum Beispiel mit Harry Oppenheimer (1908–2000), dem Vorsitzenden des weltweit größten Diamanten- und Goldkonzerns, der Anglo American Corporation. Der deutschstämmige Geschäftsmann gehörte zu den reichsten Menschen der Welt.

Das System der Apartheid würde zerfallen – so meine Theorie –, weil die weißen Arbeiter gut bezahlt werden mussten, um die schwarzen Arbeiter im Sinne des Managements zu kontrollieren. Das war auf die Dauer zu teuer fürs Geschäft und würde das Regime in den Niedergang treiben. Der burische Nationalismus würde immer repressiver agieren müssen, um zu überleben. Er würde also an den inneren Widersprüchen und an den Massenaktionen des Volkes zugrunde gehen, die ja nichts anderes waren als der Ausdruck dieser Widersprüche. Wenn das System in die Krise geriet oder zusammenbrechen würde, würden wir freigelassen werden, es sei denn eine große Dummheit würde sie verleiten, uns zu töten.

Aber der Gefängnisalltag holte mich schnell ein. Nach dem letzten Besuch meiner Eltern war ich allein: keine Frau, keine Kinder, keine freundlichen Stimmen mehr. Die Gefängniszelle war ein nahezu leerer Raum mit nackten Wänden, wo wir jahrelang auf Matten auf dem harten Boden schliefen.

Während des Hofgangs konnten wir miteinander sprechen, aber die meiste Zeit waren wir allein in unseren Einzelzellen. Unter der Dusche oder beim morgendlichen Leeren der Toiletteneimer konnten wir ein paar Worte wechseln. Die Gefängnisroutine sah vor, dass wir 16 bis 18 Stunden eingesperrt waren und uns nicht unterhalten durften. Natürlich haben wir unter der Tür hindurch mit den Zellennachbarn geflüstert.

Bei der Arbeit, wenn wir Postsäcke ausbesserten, saßen wir im Hof, aber Sprechen war verboten. Und wenn es zu kalt war, blieben wir allein in der Zelle. Dieses Sprechverbot haben wir ganz langsam aufweichen können, und irgendwann gab die Leitung auf, uns ständig zur Ruhe zu zwingen. Aber wir durften uns nie gegenseitig in den Zellen besuchen.

In den Zellen gab es Fenster, aber sie waren nicht verglast. Und im Winter kann es in Pretoria bis zu null Grad kalt werden. Wir haben gefroren! Wir haben alle Kleidung getragen, die wir besaßen: Unterhosen, Schlafanzughosen, richtige Hosen, Arbeitshosen, Strickjacke, Jackett, und ich habe auch immer alles, was ich fand, über den Kopf gezogen! Später haben wir leere Shampooflaschen mit heißem Wasser gefüllt – wenn es das gab –, sie in eine Socke gesteckt und so zu einer Wärmflasche umfunktioniert. Die Bedingungen waren schrecklich, aber immer noch besser als die für Schwarze, wo sich etwa zehn Menschen eine Zelle teilen mussten.

Wir wurden häufig krank, denn auf die Dauer fehlten uns Licht und Sonne. Die schien im Winter nicht einmal in unseren Hof. Dann haben wir uns auf einen Stuhl gestellt, um wenigstens das Gesicht in die Sonne zu halten. Wenn wir Postsäcke nähten, mussten wir draußen sitzen, und nach einer Weile konnten wir uns vor Kälte kaum noch bewegen.

In den ersten Monaten verloren wir an Gewicht, dann stabilisierte es sich, aber wir hatten einfach keine Reserven. Schon kleinste Kratzer heilten nur langsam, weil uns Vitamine fehlten. Die Augen waren betroffen, weil man dauernd drinnen hockte und der Blick zu selten die Entfernung wechselte. Dazu kam der seelische Stress. Sie hatten alles unter Kontrolle: Wann das Licht angeht und ausgeht, wann du schläfst und wann du wach bist. Wirst du deine Briefe bekommen oder werden sie zurückgehalten? Werden sie deine Briefe weiterleiten oder nur vorgeben, sie seien rausgegangen, obwohl sie konfisziert wurden. Bei meiner Entlassung bekam ich Briefe meiner Frau, die man zurückgehalten hatte. Sie hatten versucht, mit Chemikalien »geheime Botschaften« sichtbar zu machen und die Tinte war völlig verwischt.

Ich vermisste Esmé sehr. Mit dieser emotionalen Wüste fertig zu werden war sehr schwer. Ich schrieb ihr bereits ganz zu Anfang, sie sei frei, ihr Leben zu leben, in dem ganzen Ausmaß, das sie sich wünsche. Nicht, weil ich sie nicht liebte, sondern weil ich sie liebte. Sie sollte nicht meinen, sie müsse mir gegenüber vollständig loyal sein, bis sie wie ein alter Stock vertrocknen würde. Vielleicht würde ich nie wieder bei ihr sein. In bestimmten Phasen spürte ich ein brennendes und quälendes Verlangen und die Eifersucht erhob ihr Haupt. Ich brauchte lange, um dieses Ge-

fühl zu überwinden. 13 Jahre, nachdem man mich eingeschlossen hatte, wachte ich eines Morgens auf und war frei von Eifersucht. Das war ein wunderbarer Moment der Erleichterung und Befreiung. Für Esmé war es wahrscheinlich schwieriger.

Sie war eingekeilt zwischen dem Wunsch, politisch loyal und persönlich treu zu bleiben, und dem Bedürfnis, als Frau in den besten Jahren das Leben und ihre Weiblichkeit zu genießen. Was für Konflikte müssen das gewesen sein. Sie war jung und attraktiv und ich war ein Leben lang eingesperrt. Erst nach vier Jahren durfte Esmé mich zum ersten Mal besuchen, fünf Mal eine halbe Stunde mit einer Glasscheibe zwischen uns. Wir konnten uns nicht berühren und je ein Wächter stand neben mir und ihr und sie nahmen uns jegliche Intimsphäre. Nach weiteren vier Jahren durfte sie noch einmal kommen, aber weitere Besuche wurden verweigert. Ich sah sie erst nach weiteren 14 Jahren wieder, als ich aus dem Gefängnis entlassen wurde.

Acht Jahre dauerte es, bis mich meine Kinder besuchen durften, und danach konnten sie alle zwei Jahre kommen. Zunächst kamen sie zusammen und danach abwechselnd. Sie waren alt genug und hatten genug Selbstvertrauen, allein zu kommen. Meine Tochter Hilly erzählte viel und die Besuche waren interessant. David fiel es schwer, ein Thema zu finden, bis er zusammen mit seiner Freundin Beverly kam. Die Kommunikation zu dritt war leichter.

Auch ihre Besuche waren mit Problemen behaftet. Es ist völlig unnatürlich, in einer halben Stunde hektisch alles zu bereden und gleichzeitig die menschliche Beziehung wieder aufleben zu lassen. Das geht einfach nicht in so begrenzter Zeit! Die Routine des Gefangenen wird völlig durcheinander gebracht. Du kannst mit allem irgendwie fertig werden, wenn du in einem bestimmten Maß eine Mauer um dich herum aufbaust. Bei Kontakten nach draußen wirst du dazu gebracht, deinen Abwehrpanzer zu durchlöchern, und wenn du ein Mensch sein willst, musst du in der kurzen Zeit des Besuches die Mauer sogar einreißen.

Mein Vater war nach Johannesburg gezogen, um in meiner



Esmé im Exil, 1976

Nähe zu sein. Er besuchte mich die ganze Zeit über, in den letzten Jahren etwa alle zwei, drei Wochen, und das war gut. Andererseits waren seine Besuche sehr anstrengend. Er erklärte mir die Dinge sehr umständlich, während ich eigentlich jemandem brauchte, der mich direkt ansprach. Unser Zusammensein wurde besser, als er zusammen mit Hillary Kuny kam.

Ivan Schermbrucker vom ZK der SACP hatte nach seiner Freilassung seine Freundin Hillary Kuny gebeten, mich zusammen mit meinem Vater zu besuchen. Sie kümmerte sich rührend um ihn. Jedes Jahr organisierte sie eine Geburtstagsparty für ihn, und ihre Freunde gaben ihm das Gefühl, nicht allein zu sein. Sam Goldberg war nach dem Gesetz zur Unterdrückung des Kommunismus gebannt und durfte nicht zitiert werden – auch nach seinem Tod nicht. Er kannte sich überaus gut in Geschichte aus. Er las und las und las und war ein sehr bekannter Kunde in Johannesburger Bibliotheken. Kein Wunder, dass junge Leute, die etwas über die Geschichte des Befreiungskampfes und über Weltgeschichte, zum Beispiel den Kalten Krieg, erfahren wollten, ihn wie ein lebendes Ge-



Hillary Kuny kümmerte sich um meinen Vater und besuchte mich im Gefängnis

schichtsbuch befragten. Hillary kam mich auch allein besuchen. Sie war mehr oder weniger in meinem Alter, klug, sehr attraktiv und eine Frau, die großartig Konversation betreiben konnte. Sie sprach über ihr Studium, ihre Familie und Freunde, und ihre Besuche wurden zu einer sehr erfreulichen Unterbrechung der Gefängnisroutine. Sie ermöglichte mir, die emotionalen Barrieren zu durchbrechen und mich wie ein menschliches Wesen zu fühlen. Ihre Besuche waren eine Chance, durch das Glas zu sehen und mich in ihren Antworten zu spiegeln, in diesem verständnisvollen und mitfühlenden »Anderen«. Und dabei zu ergründen, ob ich schon ein wenig verrückt war oder noch einigermaßen normal.

Meine Mutter durfte mich nach ungefähr zehn Jahren wieder besuchen. Sie sei am Ende ihrer Ressourcen, sagte sie, und ich dachte, sie spräche vom Geld. Als sie ging, wollte sie mir einen Kuss geben, obwohl körperlicher Kontakt nicht erlaubt war. Einer der Wärter öffnete – als besondere Geste – das Fenster zwischen uns zehn Zentimeter weit und meine Mutter musste auf einen hohen Stuhl steigen, damit wir uns durch diese winzige Öffnung küssen konnten. Das war ein so unwürdiger Abschied, dass ich diese demütigende Prozedur am liebsten abgelehnt hätte. Aber ich habe es nicht getan, weil ich sie nicht verletzen wollte. Es war das letzte Mal, dass ich sie gesehen habe. Mit ihren Ressourcen hatte sie ihre Lebenskräfte gemeint. Sie starb ein Jahr später. Esmé sagte mir, sie sei an Krebs erkrankt gewesen und habe ihren Arzt gebeten, sie sterben zu lassen. Sie wollte keine Maßnahmen, die ihr Leiden verlängert hätten. Ihre Enkel David und Hilly sowie ihre Freunde saßen rund um »Grannys« Bett. Sie wachte aus dem Halb-Koma auf und sprach mit David, als wäre er sein Vater Denis. Mein Sohn war so fassungslos, dass er das Zimmer verlassen musste, um sich wieder zu fangen.

Im Gefängnis hört man vom Tod eines Elternteils oder gar eines Kindes oder Partners und man kann nichts tun, um die Lieben draußen zu trösten, die mit ihren Erinnerungen und der Leere zurückbleiben. Ein Gefangener ist seiner Rolle als Familienmitglied beraubt. Das ist so unwirklich und unangemessen, dass es kaum zu ertragen ist.



Meine Mutter im Jahr 1975, kurz vor ihrem Tod



Comrade Jeremy Cronin

Jeremy Cronin, ein junger Kommunist und Poet, der im Rahmen der Soweto-Proteste 1976 verhaftet worden war, war am Boden zerstört, als seine junge Frau an einem Gehirntumor starb. Der schlanke, schmale Mann hatte sich völlig zurückgezogen, war sehr still und wurde immer blasser. Nach ein paar Tagen sagte ich ihm, eine Reaktion auf den Tod eines geliebten Menschen könne Ärger sein, Ärger darüber, dass man unfähig sei, Mitgefühl zu empfinden und zu weinen, dass man emotional wie eingefroren sei. Etwas später las er uns einige seiner schönsten Liebesgedichte vor. Das war seine Art, die Trauer auszudrücken, das Gefühl schrecklichen Verlustes. Er teilte mir später mit, dass er dem Selbstmord nahe gewesen sei, weil er nichts mehr hätte fühlen können und dass meine wenigen Worte ihn getröstet und ein wenig aufgebaut hätten. Umgekehrt hatten mich Comrades getröstet, als meine Mutter starb, und

daher verstand ich, was Jeremy durchmachte. Ich erlebte das nochmals, als mein Vater 1979 starb. Ich bat nicht darum, bei seinem Begräbnis dabei zu sein. Sie hätten es nicht erlaubt, und ich wollte ihnen nicht das Vergnügen bereiten, dieses Verbot auszusprechen.

Gefängnis, das war auch eine endlose Runde perfider Kleinlichkeiten. Das Trinkwasser bekamen wir zum Beispiel in einem kleinen Emaille Napf, dessen Oberfläche an vielen Stellen abgeplatzt war. Immer lag eine Staubschicht auf dem Wasser. Ich bastelte aus leeren Zahnpastatuben eine Art Deckel für den Napf. Er wurde konfisziert. Begründung: Wenn die Gefängnisleitung der Meinung sei, wir sollten staubfreies Wasser bekommen, würden sie von sich aus einen Deckel mitliefern. Ich bedeckte die schäbige Schale mit Kleiderresten, und auch die wurden entfernt. Aber ein Blatt Papier wurde genehmigt. Tag für Tag erlaubte man uns morgens beim Aufschließen, den Toiletteneimer auszuleeren und zu reinigen. Den Geruch menschlicher Exkremente kann man nie als zumutbaren Bestandteil des Lebens akzeptieren. In dieser Hinsicht war es besser, in einer Einzelzelle als in einer Gemeinschaftszelle zu hocken.

Unser oberster Wärter suchte nach immer neuen Schikanen, um uns das Leben schwer zu machen. Er strich einfach morgens die Zeit fürs Eimerleeren, Waschen und Rasieren. Das sollten wir jetzt in der Zeit des Hofgangs erledigen, wodurch diese reguläre halbe Stunde empfindlich

kürzer ausfiel. Diese Gemeinheit konnten wir rückgängig machen. Außerdem mussten wir draußen und kalt duschen, auch in den sehr kalten Wintern, wenn die Sonne keinen einzigen Strahl über die hohen Mauern schickte. Die Mutter eines Comrades, keine Aktivistin, verlangte heißes Waschwasser für ihren Sohn. Wir bekamen kochendes Wasser in 50-Liter-Fässern. Das schöpften wir in die Handwaschbecken. Die Gefangenen standen also im kalten Wind, wuschen sich mit heißem Wasser und spritzten sich dann ab. Die Waschung wurde mit einer kurzen, wohligen Sitzung in einer flachen Schüssel beendet, um die untere Körpergegend zu wärmen.

Der Tag begann morgens um sechs mit lautem Klingeln. Die Gefangenen mussten sich anziehen, die Matten und Decken zusammenlegen und sauberlich aufeinanderstapeln. Wenn die Eisentür aufflog, mussten wir hinter der noch verschlossenen Gittertür strammstehen. Die Wärter zählten alle Gefangenen ab. Erst wenn die Zahl der einzelnen Abteilungen und die Gesamtzahl der Gefangenen stimmten, wurde der »Stahlgrill«, die Gittertür, geöffnet. Die Toiletteneimer wurden geleert, wir wuschen unsere Gesichter, und dann gab es Frühstück – ein viel zu schönes Wort für unser Essen. Viele Jahre lang kam es in diesen kaputten Näpfen. Immer gab es Porridge aus Maismehl mit ein wenig Milch. Dazu bekamen wir eine Portion Vollkornbrot aus der Gefängnisküche und einen Becher »Kaffee«. Die Brühe bestand aus sechs Prozent Kaffee für den Geschmack, 75 Prozent gebranntem Mais und der Rest war Chicoree, dunkel und bitter. Dazu gab es 30 Gramm Zucker pro Tag.

Das Mittagessen war gewöhnlich ein Eintopf aus Mais, ein wenig Fleisch, Kartoffeln und Gemüse, völlig verkocht und farb- und geschmacklos. Einmal in der Woche gab es Fisch, und weil Calvinisten Katholiken nicht mögen, war es nie freitags. Um drei Uhr nachmittags wurde das Abendessen gebracht – immer Suppe und Brot. Die ordentlich gekochte Instant-Suppe, die so dünn war, dass man nicht genau sagen konnte, wonach sie schmeckte, war immerhin genießbar und wärmend. Manchmal gab es ein kleines bisschen Butter und wenn das Brot noch ofenwarm war, war das ein echter Leckerbissen.

Die Nahrung reichte gerade zum Überleben, aber sie lieferte keine Kalorie zusätzliche Energie. Wenn wir es schafften, noch einen Extra-Becher Suppe zu ergattern, waren wir froh. Sie konnte einen in den langen Stunden zwischen vier Uhr nachmittags und halb sieben morgens wärmen. Wir stellten die Metalltasse direkt neben die schummrige elektrische Glühbirne in unseren Zellen und so blieb die Suppe noch ein wenig warm.

Erst mit den regelmäßigen Besuchen von Vertretern des Internationalen Roten Kreuzes ab Ende der 1960er Jahre wurde die Verpflegung besser. Sie zwangen die Behörden, die Nahrungsmittel um kalorienreiche Erdnussbutter zu erweitern, die immerhin Vitamine und Spurenelemente enthält. Drei gute und ausreichende Mahlzeiten am Tag kannte ich während meiner Haft nur aus dem Krankenhaus. Da waren auch hübsche Krankenschwestern, die nach Parfüm dufteten und mich wie einen Patienten und nicht wie einen Gefangenen behandelten. Andererseits machte einem die bessere Behandlung erst wieder richtig bewusst, wie trostlos das Gefängnis war.

### Ständiger Kampf für Verbesserungen

Die Wärter hassten uns besonders, weil wir Weiße waren wie sie. Die Männer kamen meist aus der Arbeiterklasse und hatten die Jobs zum Teil nur bekommen, weil der Apartheidstaat Arbeitsplätze für Weiße unabhängig von der Schulbildung »reservierte« und Schwarze ausschloss. Die Wärter waren schlecht ausgebildet und redeten vorwiegend über ihre Autos und Rugby. Die meisten politischen Gefangenen aber waren zur Universität gegangen. Also meinten unsere Bewacher, wir aus den privilegierten weißen Familien hätten es »leicht«. Und sie versuchten uns mit ihrem kleinen bisschen Macht zuzusetzen und uns das Leben noch schwerer zu machen.

Aber dann besannen wir uns auf eine unserer wenigen institutionellen Möglichkeiten: Man hatte uns die Richtlinien und Vorschriften für das Gefängnispersonal ausgehändigt und wir pochten nun darauf, dass sich alle daran hielten. Sie sollten lernen: Du wirst mich nicht brechen. Wenn du dich nicht an die Regeln hältst, werden wir dich deinem Vorgesetzten melden. Damit befolgten wir den Rat des berühmten deutschen Soziologen Max Weber, der über an Regeln gebundene, hierarchische und bürokratische Verwaltungssysteme geschrieben hatte. Laut Weber mussten sich die obersten Beamten stets sicher sein, dass die Untergebenen sich regelgerecht verhielten. Darum trafen wir die wichtige Entscheidung, jeden Schließfer, Unteroffizier, Feldwebel, Leutnant bis hinauf zum General zu zwingen, wenigstens die eigenen Spielregeln zu befolgen. Manche waren humaner als andere und die wollten wir bei Konflikten auf unsere Seite ziehen.

Für diese Aufgabe gründeten wir ein Komitee, was natürlich verboten war. Aber man kann politische Gefangene nicht davon abhalten, ein Gremium zu wählen. Wir nannten es »Mickey«, was sich mehr oder weniger aufs englische *committee* reimt. Es sollte über gemeinsame Aktionen

entscheiden, um unsere Rechte durchzusetzen. Wir waren an die Arbeit in Zellen im Untergrund gewöhnt. Da gab es keine Vollversammlungen. Wir entschieden, wer am besten eine bestimmte Aufgabe übernehmen könnte. Langsam brachten wir alle Bediensteten dazu, ihre eigenen Regeln zu beachten. Die Offiziere mochten den Papierkram nicht, der folgte, wenn ihre Untergebenen Dummheiten anstellten. Überdies hatten wir die Unterstützung unserer Anwälte. Die Oberen erkannten langsam, dass es einfacher war, die kleinen Streitereien zu vermeiden, und sie hielten die Wärter an, uns mit einem Mindestmaß an Respekt zu behandeln.

Außerdem erzogen wir unsere Wärter auch selbst, wenn zum Beispiel ein Neuer die Stahltüren und -gitter mit ohrenbetäubendem Lärm öffnete und schloss, dass es in deinem Hirn schepperte, als säßest du in einer Steeldrum, auf die jemand mit einem Riesenklöppel einschlug. Nach ein paar Tagen würde der junge Wärter wissen wollen, warum ihn keiner grüßte. Was immer die Comrades antworteten, die Botschaft war dieselbe: Benehmen Sie sich wie ein normaler Mensch und Sie werden auch begrüßt. Die meisten verhielten sich dann, wie sie sollten. Einige genossen es, uns willkürlich zu bestrafen, aber auch dagegen haben wir Widerstand geleistet.

Bald erhielt unser »Mickey« eine offizielle Anerkennung. Helen Suzman, eine liberale Politikerin und einzige Frau im Parlament, überzeugte den Befehlshabenden, Brettspiele wie Schach, Dame und Domino zuzulassen. Dafür mussten wir sogar ein »Komitee für Unterhaltung« wählen, damit die Spiele fair untereinander aufgeteilt wurden. Ein Comrade, der hinter seiner ernsten Maske sehr amüsant sein konnte, leitete die Wahl und obwohl wir unser Handzeichen in Gegenwart der Wächter machten, waren in dem neuen Komitee die gleichen Mitglieder wie im Mickey. Delegierte durften nur zwei Mal sechs Monate im Amt sein, durften aber nach einer Weile wiedergewählt werden. Jedes Mitglied vertrat drei oder vier andere – je nach der sich ständig verändernden Größe unserer Gemeinschaft.

Wir baten die Gefängnisleitung um einen Plattenspieler und eine Plattensammlung für abendliche Konzerte. Ich hatte schon einen Brief mit Angaben zu der Anlage geschrieben, als Helen Suzman uns besuchte. Sie saß auf meinem Stuhl in der Zelle an dem kleinen Tisch und machte sich Notizen, als ich ihr den Brief vorlas. Ich stand mit dem Rücken zur Tür und sie steckte den Brief einfach wortlos in ihre Handtasche. Ziemlich mutig, wie ich fand.

Nach einer Weile erhielten wir alles, was wir brauchten, zusammen mit dreißig LPs mit klassischen Symphonien und Konzerten. Was für

eine Freude! Helen Suzman war die Einzige im Parlament, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Bedingungen für politische Gefangene zu verbessern. Hillary Kony überreichte ihr in meinem Namen Ende des Jahres zum Dank einen Blumentopf. Später durften wir alle zwei Monate eine neue LP kaufen. Wir Älteren fanden Gefallen an der klassischen Musik. Neue Gefangene brachten auch einen neuen Musikgeschmack mit und so hatten wir bald auch Jazz und Folk und Pop und Rock in der Sammlung – und heftige Diskussionen über die abendlichen Konzerte. Wir waren halbwegs tolerant untereinander, aber der Spruch »Geschmack kennt keinen Freund« ist für Speisen so wahr wie für Musik. Neue Platten wurden in kurzer Zeit viermal gespielt und wenn wir alle dafür waren, sie ins Repertoire aufzunehmen, wurden sie immer mal wieder gespielt.

Unsere tägliche Arbeit im Gefängnis bestand vier bis fünf Jahre lang darin, Postsäcke zu nähen. Ich fand das einen nutzlosen Zeitvertreib. Ich konnte am Ende ganz gut mit einer großen Nadel nähen. Dazu gehörte statt eines Fingerhutes ein Leder-Metall-Handschuh, wie ihn Segelmacher benutzen, um die Nadel durchzustechen. Wenn die Nadel in die andere Hand stach, dauerte es Wochen, bis das verheilt war. Wir saßen nah beieinander im Sporthof, und auch wenn wir nicht sprechen durften, haben wir das natürlich trotzdem getan.

Wir hielten wöchentliche Vorlesungen und profitierten von dem Wissen jedes einzelnen. Wir saßen in kleinen Gruppen beisammen, sodass der Dozent jeweils leise seine Thesen vorstellen konnte. Leider konnten wir nicht im Plenum darüber diskutieren. Wir hielten Vorlesungen über Geschichte, Ingenieurwesen, Jura, Physik und vieles andere. Norman Levy, der drei Jahre saß, bevor er ins Exil nach London ging, präsentierte eine ausgezeichnete Lektion über Geschichtsschreibung. Er hatte sich eine Studie über einen Konflikt mit den Wärtern ausgedacht. Aber die Bewacher hatten spitze Ohren und dachten, wir würden uns über sie lustig machen. Damit war die Zeit der Lehrstunden vorerst vorbei.

Die Situation änderte sich ständig, mit wechselndem Personal, wechselnder Anzahl der Gefangenen und der ganzen Atmosphäre. Hauptziel unserer Aktivitäten war, Raum zu bekommen, um zu tun, was wir wollten. In den 1970er Jahren waren Comrades der Folgegeneration ins Gefängnis gekommen: Raymond Suttner, der im Untergrund gearbeitet hatte und später südafrikanischer Botschafter in Schweden wurde; David Rabkin, Doktor der südafrikanischen Literatur und Flugblattschreiber für den ANC, der kurz nach seiner siebenjährigen Haft in Angola tödlich verunglückte; und der Dichter und Kommunist Jeremy Cronin,

der mit Rabkin zusammen in einer Untergrundzelle gearbeitet hatte und heute stellvertretender Minister für Transport ist. Die drei hatten schnell den Spitznamen »die Akademiker«. Sie trugen beträchtlich zu unseren Lehrstunden bei. Suttner zum Beispiel hatte über südafrikanisches Gewohnheitsrecht geschrieben, das den Gesetzen aus dem rein weißen Parlament untergeordnet war, aber von den traditionellen Anführern, den Chiefs, angewandt wurde.

Die Frage war, welche Rolle dieses Recht in einem zukünftigen freien Südafrika spielen sollte. Denn nach dem traditionellen Recht suchte die Gemeinschaft bei einem sozialen Konflikt, besonders im Familienrecht, immer nach einer fairen, ausgleichenden Lösung, anstatt den Zwist zu verschärfen. Ein anderer Comrade schrieb über südafrikanische Wirtschaftsgeschichte, worin er in Oxford promoviert hatte. David Rabkin hatte eine enorme Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge zu ordnen und in einfacher Sprache zu erklären.

Gefangene durften unabhängig von der Hautfarbe an der Fernuniversität studieren. Eine weitere Absurdität der Rassentrennung: Weil sich Studenten an einer Fernuniversität nicht begegneten, durften dort junge Leute aller Hautfarben studieren. Das war äußerst wichtig für uns, weil so Anregungen von draußen in unsere Abgeschiedenheit drangen, in der Nachrichten und Presse verboten waren und in der wir weder Radio hören noch Fernsehen gucken durften. Ich studierte fast die ganzen 22 Jahre lang, zuerst öffentliche Verwaltung, weil ich tatsächlich glaubte, die Machtübernahme stünde kurz bevor. Danach studierte ich Geschichte und Geografie, und schließlich sieben Jahre lang Bibliothekswesen, weil ich nur in diesem Fach den einzigen höheren akademischen Grad erwerben konnte. Ich empfand die Prüfungen am Jahresende stets als einen wichtigen Test für unsere geistige Gesundheit, weil wir uns ja mit anderen »draußen« messen mussten.

Unsere informellen Studien waren ebenfalls überlebenswichtig für uns. Wir diskutierten ständig über die Zukunft unseres Landes. Wir wollten die Apartheid besser verstehen, um sie schneller zerschlagen und nach unserer Freilassung einen Beitrag zum Übergang zu einer demokratischen nicht-rassistischen Gesellschaft leisten zu können. Ich schrieb zum Beispiel eine Untersuchung



Comrade Raymond Suttner

über die südafrikanischen Großkonzerne. Dazu durfte ich Karteikarten anlegen und am Ende hatte ich 3.000 Karten mit Informationen vollgeschrieben, die ich aus allen möglichen, uns zugänglichen Magazinen gesammelt hatte. Mein Thema war die Dominanz des Konzerns Anglo American, seine Beziehungen zu anderen Bergbauunternehmen, zu Barlows, einem industriellen Mischkonzern, sowie zu anderen privaten Unternehmen. Auch das Verhältnis zu burischen Betrieben war wichtig, weil Anglo American ihnen 1964 die Kontrolle über seine Tochter General Mining Corporation überlassen hatte. Mit diesem cleveren Schachzug konnte Anglo die Regierung der Nationalen Partei beschwichtigen, indem sie die aufstrebende Afrikaaner-Bourgeoisie zufrieden stellte. Mit der Apartheid ließen sich gute Geschäfte machen. Ich wollte die Grundlage schaffen für eine Studie über das Monopolkapital und seine Auswirkungen auf Wirtschaft und Armut in Südafrika sowie über die Rolle der niedrigen Löhne für das Wachstum dieser Unternehmen. Anglo American war in allen möglichen Bereichen aktiv: Zinn, Öl, Gas, Chemie, Bergbau, verarbeitende Industrie, Immobilien, internationaler Bau. Und der Konzern profitierte direkt von den Niedriglöhnen im Apartheidstaat. Obwohl ich keinen Zugang zu offiziellen Daten aus den Unternehmen hatte, konnten einige Wissenschaftler meine Studien später für ihre Arbeiten nutzen. Zum Beispiel Duncan Innes in London für seine Doktorarbeit über Anglo American, als er mit den komplexen Beteiligungen der

Unternehmensgruppe nicht weiterkam und meine Diagramme gut gebrauchen konnte. Viel später schrieb er mir eine Danksagung in mein Exemplar seines Buches. Das hat mich gefreut! Auch die Frau von Joe Slovo, Ruth First, deren aus Lettland eingewanderte Eltern Mitbegründer der SACP waren und die als herausragende Anti-Apartheid-Journalistin 1982 in Maputo von einer Briefbombe getötet wurde, ließ mir für das Material danken. Sie hatte es für einen UN-Bericht über die Rolle der Anglo American bei der Entwicklung der Apartheid sowie über den weltweiten Einfluss des Konzerns – vom Südlichen Afrika bis nach Asien, Lateinamerika und die USA – benutzt.

Hugh Lewin, der wegen Sabotage sieben Jahre mit uns verbrachte und ein oppositioneller Journalist war, gab am Ende des Jahres ein geheimes »Jahrbuch« mit Beiträgen der eifrigen Schreiber in



Comrade Hugh Lewin

unserer Abteilung heraus. Ich war der »Setzer und Drucker«, der alles in ordentlicher Ingenieursschrift in Spalten abschrieb und mit Schlagzeilen und Einleitungen versah, damit es gut aussah. Diese einzige Ausgabe gaben wir heimlich untereinander weiter, und wir hatten Glück, die Wärter entdeckten sie nicht.

Neben den Vorlesungen, Studien und abendlichen Konzerten versuchten wir die endlosen Stunden der Gefangenschaft mit Sport zu verkürzen – und sei es mit einem Ball aus Lumpen in einer alten Socke oder etwas später mit einem Tennisball. Es gab ein paar Pfosten, an denen man ein Netz in verschiedenen Höhen befestigen konnte, für Volleyball, Wurfringe, Tennis mit hölzernen Schlägern. Der Hof war so groß wie ein Feld für Volleyball oder wie drei Viertel eines Tennisplatzes. Ich hatte für die Befestigung einen beweglichen Stahlhaken entwickelt, aber ein Wärter durchschaute meine List und erkannte, dass der Haken auch als Waffe dienen konnte. Und so wurden auf jeder notwendigen Höhe der Pfosten feste Haken angeschweißt.

Mit dem Tennisball spielten wir »Knast-Squash« mit der bloßen Hand gegen eine Wand. Man könnte sagen: Dabeisein war wichtiger als Gewinnen, aber wir haben schon sehr hart um den Sieg gespielt. Im Winter hatten wir sehr kalte Hände und ein harter Ball ließ die trockene Haut aufspringen. Wir spielten »bucket ball«, eine Art Basketball in einen Eimer hinein. Hugh und ich spielten auch Tennis-Einzel. Wir rannten sonntags frühmorgens raus und spielten schon eine Partie vor allen anderen. Hugh war jünger und fitter, aber hin und wieder konnte ich ihn schlagen, mehr durch Raffinesse als durch Tempo. Wenn ich vorher eine Handvoll Rosinen essen konnte, war ich wegen der zusätzlichen Energiezufuhr ganz gut. Ja, das war unfair, aber ich habe es Hugh auch gesagt. Wahrscheinlich sind Rosinen eine leistungssteigernde Substanz.

Ich erfand eine besondere »Industrie« gegen die Einsamkeit: Postkarten für Geburts- und andere Feiertage, denn jahrelang waren Grüße aus der Außenwelt verboten. Jeder erhielt eine Geburtstagskarte von jedem anderen. Jeder dichtete seine eigenen Verse, malte ein Bild, gestaltete die Karte nett oder witzig, wie er gerade wollte. Auch Hochzeitstage wurden begangen. Solche Gesten stifteten Einigkeit untereinander. Weihnachten ohne Familie war eine sehr einsame Zeit. Von Anfang an versuchte ich als Ausgleich für die Isolation Raum für unser Zusammensein zu schaffen. An Weihnachten durften wir Gebäck, getrocknete Früchte und Süßigkeiten kaufen. Alle packten etwas ein und legten es unter unseren Weihnachtsbaum. Und jeder erhielt ein eingepacktes Weihnachtsgeschenk. Der Baum war aus einem Stück brauner Pappe geschnitten.

Mancher bekam als Geschenk, was er selbst dazu gegeben hatte. Aber das war egal, Geben und Nehmen war entscheidend. Übrigens wurde der Tannenbaum über die Jahre immer mehr geschmückt, mit einer grünen Schnur, silbernen und goldenen Sternen aus Zigarettenpapier, das die Wärter weggeschmissen hatten und am Ende sogar mit einem roten Stern an der Spitze. Der irritierte ein paar Bedienstete und sie rissen ihn herunter und trampelten auf ihm herum.

Nach und nach verbesserten sich die Zustände. Jock Strachans Artikel über unsere miesen Haftbedingungen im Jahr 1965 trugen sicher dazu bei. Einmal kam unerwartet der Ministerialdirektor für die Vollzugsanstalten höchstpersönlich zu Besuch. Wir hatten keine Zeit gehabt, uns untereinander abzusprechen. Er gab jedem die rechte Hand, während er mit der anderen den Hut zog. Mit dieser Höflichkeit wollte er uns wahrscheinlich beeindrucken. Keiner der älteren Comrades mit kürzeren Haftstrafen sagte ein Wort über die Art, wie wir hier behandelt wurden. Also machte ich den Mund auf und beklagte mich lautstark über die herrische Art unseres Diensthabenden. Natürlich konnten die Offiziellen diesen Missstand nicht zugeben, weil Gefangene nicht über ihre Bewacher bestimmen können. Aber die Dinge besserten sich, und als wir in ein neues Gefängnis zogen, speziell gebaut für weiße politische Gefangene, verschwand dieser böartige du Preez aus unserem Leben.

Möglicherweise hatten die Veränderungen auch mit der großen Politik zu tun. Der ehemalige Gefängnisminister Balthazar Johannes Vorster war inzwischen Staatspräsident und hoffte, die Sanktionen gegen Südafrika durch eine offenere Außenpolitik aushebeln zu können. Er wollte dem Apartheidstaat den Weg über Afrika zurück in die Weltarena ermöglichen. Dafür musste Vorster das Land öffnen. Die Besuche von Helen Suzman und des Komitees des Internationalen Roten Kreuzes, IKRK, waren Teil dieses Prozesses. Vorster war vielleicht der erste Hardliner unter den Afrikaaner-Nationalisten, der feststellte, dass weiße Südafrikaner die Menschenwürde der Schwarzen respektieren mussten. Selbst wenn er das nicht ernst meinte, hatte das Konsequenzen, die weder er noch seine Nachfolger kontrollieren konnten.

Nach rund fünf Jahren wurden wir in ein neues, speziell für uns weiße politische Gefangene gebautes Gefängnis gebracht. Die äußeren Bedingungen waren dort sehr viel besser: Toilette mit Spülung, ein Bett aus Holzplanken mit Pferdehaarmatratze. Es gab ein kleines Waschbecken und sogar heißes Wasser, sowie einen kleinen Schrank mit einem kleinen angeschraubten Brett, das als Schreibunterlage diente. Später sah ich Fotos unserer neuen Zellen in einer Zeitung. Manche Leute sagten sofort,

wir lebten ja wie im Ferienlager. Aber man verliert seine Freiheit, und ich kenne niemanden, der freiwillig mehr als 20 Jahre campen würde.

Die IKRK-Delegationen waren uns sehr zugetan. Sie sagten, dass sie nirgendwo in der Welt so harsche Einstellungen der Gefängnisbeamten gegenüber den Häftlingen erfahren hätten wie in Südafrika. Sie meinten, das hänge mit dem Calvinismus zusammen, der wichtigsten Religion der Buren und der Regierenden. Für Calvinisten ist Verbrechen keine soziale Tatsache, sondern eine Sünde und darum verhasst. Verbrecher musste man behandeln wie Sünder. Wir, die weißen Gefangenen, waren die schlimmsten Sünder von allen, weil wir die weiße Vorherrschaft von innen, aus dem System heraus, in Frage stellten. Wir waren in ihren Augen Verräter.

Im Übrigen brachten uns die Vertreter des IKRK jedes Jahr einen Gruß von den Comrades in Robben Island mit und wir schickten ihnen unsere Grüße fürs nächste Jahr auf gleichem Weg zurück.

Helen Suzman war keine burische Calvinistin, sondern stammte aus einer jüdischen Einwandererfamilie aus Litauen. Sie hat viel für uns getan, obwohl ich ihre politischen Ansichten nicht teilte. Sie vertrat einen so reformistischen Weg, dass die Apartheid noch lange gedauert hätte, wenn wir ihr gefolgt wären. Aber in ihrer Sorge für einzelne Menschen zeigte sie beträchtlichen Mut und Entschlossenheit, und sie spielte eine wichtige Rolle bei der Bloßstellung der Brutalität der Apartheid draußen und in den Gefängnissen. Eine Weile hat sie auch Esmé bei ihren zahlreichen Bemühungen geholfen, eine Besuchserlaubnis zu bekommen. Aber eines Tages schrieb sie an »Frau Goldberg« anstatt an die »liebe Esmé«, dass sie ihr nicht weiter helfen könne und ihr nicht weiter schreiben werde. Esmé fand heraus, dass die Sicherheitspolizei Helen Suzman berichtet hatte, Esmé baue Bomben für die IRA und sei eine gefährliche Person. Dass sie das glaubte, ist wirklich erstaunlich.

## Geistliche Betreuung

Ich bin zwar nicht religiös, aber ich wollte den jüdischen Geistlichen, Rabbi Katz, doch sehen. Vielleicht bräuchte ich irgendwann einen Zeugen, wenn mir oder anderen etwas Schlimmes zustoßen sollte. Ich verlangte nicht von ihm, Nachrichten nach draußen zu schmuggeln. Das hätte er auch nicht getan.

Er betonte: »Die Regel besagt, ich bin Ihr geistlicher Beistand und nicht mehr.« Aber andere Geistliche informierten zum Beispiel die Familie über die Krankheit eines Gefangenen, weil das ein schlichtes Gebot der Menschlichkeit ist. Einmal hat sich der Rabbi nach drei Monaten Ab-

wesenheit bei mir entschuldigt. Er sei in Israel gewesen und hätte viel in seiner Gemeinde zu tun gehabt.

»Wie ist die Lage in Galiläa?«, fragte ich ihn, weil meine Tochter dort im Kibbutz lebte. Er antwortete nicht.

»Sagen Sie mir bitte, ob sie in Gefahr ist oder nicht!«

»Es ist alles ruhig dort«, versicherte er. Da wurde ich grob.

»Jetzt sagen Sie mir schon, was da los ist! Sie können nicht mein geistlicher Beistand sein und sich weigern, mir über meine Familie Auskunft zu geben!« Danach veränderte sich unsere Beziehung.

Zum jüdischen Neujahrs- und Pessach-Fest brachte er Pakete mit und wir teilten sie unter uns auf. Den größten Anteil hatte ich in den ersten Monaten, als wir nur zu viert waren (Turok, Tarshish, Goldberg, Strachan). Wir waren sehr pedantisch und ich bekam drei Viertel. Später änderte sich die Balance. Ich war der einzige Jude unter sieben Häftlingen.

Vielleicht war ich ja unfair gegenüber dem Rabbi. Trotz seiner zimperlichen Angst vor der Autorität verhielt er sich bisweilen ganz clever. Zum Beispiel gab er uns ungesäuertes Brot, weil Süßigkeiten nicht gestattet waren. Später fand er eine Schokolade, die wie dieses Brot aussah. Ein anderes Mal brachte er einen Fruchtsaft mit, eine Spezialität aus den USA. Der Saft sah aus wie Wein zum Pessach-Fest. Man rief mich ins Büro und fragte: »Was steht da auf der Flasche, ist das nicht Hebräisch?«

»Fruchtsaft für Pessach, nicht alkoholisch«, sagte ich.

»Woher wissen Sie das?«

»Weil es auf den anderen Seite in Englisch steht.«

Rabbi Katz half dabei, meinen Vater im Altenheim der jüdisch-orthodoxen Gemeinde unterzubringen. Bis dahin hatte er trotz Krankheit in einem schäbigen Hotel mit schrecklich schlechter Verpflegung gewohnt. Er lebte sehr genügsam von seiner kleinen Rente. Das war schon eine kleine Ironie der Familiengeschichte, wenn man bedenkt, dass meine Eltern und ich Freidenker waren.

Ich war bei meinem Nachdenken über die Religion schon vor vielen Jahren zu dem Schluss gekommen, dass Götter oder höhere Wesen Konstrukte des menschlichen Geistes sind und nicht umgekehrt. Ich fand es nicht wichtig, zu wissen, was vor dem Beginn des Universums existiert hatte. Das war eine Frage ohne Ende: Wenn etwas das Universum erschaffen hatte, musste es etwas anderes geben, dass dieses Etwas erschaffen hatte usw. Im Laufe meines Lebens hat die wissenschaftliche Forschung die Grenzen des Unerklärlichen immer weiter hinausgeschoben. Dennoch werden wir vermutlich nie alles wissen, und gegenwärtig ist mir ganz wohl dabei, schulterzuckend sagen zu können: »Was soll's?« Ich

kann intellektuell nicht nachvollziehen, einerseits das Diktum der modernen Naturwissenschaften von der unveränderlichen und unzerstörbaren Energie und Materie zu akzeptieren und andererseits zu behaupten, sie existierten nur, weil ein schon vorher existierendes Ur-Wesen, ein Geist, ein Gott diesen Ursprung befahl. Was hat dieser Geist befohlen? Wie man aus etwas heraus Ordnung schafft, das vorher nicht existierte? Mir reicht es, dass Materie und Energie existieren und ich mich um die sozialen Aspekte des Lebens zu kümmern habe.

Es ist nicht weiter verwunderlich, dass die herrschenden Gruppen mit immer neuen Begründungen versuchen, den Status quo mit seinen krassen Ungleichheiten, vor allem in Bezug auf die Eigentumsverhältnisse, aufrechtzuerhalten. Religionen scheinen sich mit den Interessen der wirtschaftlich mächtigen Gruppen häufig gut zu vertragen. Moral heißt meines Erachtens, dass wir als menschliche Wesen in einer Gesellschaft Verhaltensregeln aufstellen. Diese Regeln nennen wir sittliches Verhalten. Wir halten sie ein oder auch nicht, je nach unserer persönlichen Verpflichtung. Die Angst vor göttlicher Strafe scheint Menschen nicht mehr oder weniger moralisch zu machen. Manche halten sich an die Regeln, andere nicht. Die Tragik ist, dass manche Sachwalter dieser Regeln sie selbst nicht beachten. Als Bewohner eines Landes, in dem alle großen Religionen in völligem Widerspruch zu ihren eigenen Werten die Apartheid unterstützt und ihre Regeln befolgt haben, konnte ich kein Anhänger dieser Religionen sein. Auf der anderen Seite haben im Laufe der Jahre viele Menschen gerade wegen ihres Glaubens gegen die Apartheid opponiert. Darum will ich nicht alle Gläubigen verurteilen. Ich ziehe daraus den Schluss, dass ich mit Anhängern gleich welcher Religion im Prinzip kein Problem habe. Ich toleriere sie, solange sie mir nicht ihren Glauben aufzwingen wollen oder mir mit Ausschluss oder gar Tod drohen.

Meinem Vater schien es zunächst sehr gut zu gehen, nachdem er ins jüdische Altenheim gezogen war. Aber nach ein paar Wochen wirkte er wieder schwächer und ich befürchtete, dass er nicht mehr lange leben würde. Bei jedem Besuch sah seine Haut durchsichtiger aus und die Gesichtsknochen traten wie bei einer Totenmaske hervor. Er hatte eine Lungenentzündung und konnte nur noch schwer atmen. Bei seinem letzten Besuch im Gefängnis begann er zu husten und konnte nicht mehr aufhören. Er wurde ins Krankenhaus eingeliefert. Ein paar Sonntage später kam Hillary mich besuchen. Morgens hatte sie wie immer mit meinem Vater telefoniert. Als sie gerade wieder zu Hause war, wurde sie aus dem Krankenhaus angerufen, und um zwei Uhr mittags kündigte man mir erneut ihren Besuch an. Mein Vater war gestorben. Er war alt und müde



Nachruf auf meinen Vater

gewesen, aber sein Geist war noch so wach gewesen, dass wir es kaum fassen konnten.

Fünf Jahre später, am Tag vor meiner Freilassung, brachte man mich auf meine Bitte an sein Grab auf dem jüdischen Friedhof in Johannesburg. Später wäre das nicht möglich gewesen, weil ich das Land direkt aus dem Gefängnis verlassen musste. Ich wurde also von Wärtern begleitet. Vater hatte eingeäschert werden wollen, aber die orthodoxe jüdische Gemeinde führte keine Einäscherung durch, weil man gemäß des Talmud »da sein« muss, wenn die letzte Trompete bläst und der Messias kommt und »deine Muskeln und Kräfte wieder in Fleisch verwandelt werden«.

Der Hauptmann hielt am Pförtnerhaus, wo man ihm mitteilte, der Friedhof sei heiliger Boden und deshalb müssten wir alle unser Haupt bedecken. Die Wärter wollten erst nicht, aber der Hauptmann erklärte fest, dies sei ein Ort des Gebetes und sie hätten die Religion anderer zu respektieren. Ironischerweise musste ich zum ersten Mal seit der Hochzeit eines Freundes in den fünfziger Jahren wieder eine Kippa tragen. Wir fanden das Grab und die Bewacher zogen sich etwas zurück. Ich dachte: »Vater, du alter Halunke, du nimmst immer noch viel Raum ein und machst immer noch Schwierigkeiten, wie dein ganzes Leben lang.«

Dann wurde mir plötzlich weh ums Herz und ich konnte endlich die Trauer über seinen Verlust zulassen. Solange ich im Gefängnis war, hatte ich das Gefühl unterdrückt, aber nun konnte ich endlich in Frieden Abschied nehmen. Ich hätte ihn gerne noch so viele Dinge gefragt und nun konnte ich ihn nie wieder irgendetwas fragen. Dann dachte ich an seine Beerdigung vor fünf Jahren. Der Intendant des berühmten *Market Theatre* bot an, an meiner Stelle einen Text an Vaters Grab vorzutragen. Ich wünschte mir Bertolt Brechts *An die Nachgeborenen*. Ich fand, das passte zu meinem Vater, und das Gedicht reflektierte auch mein eigenes Leben und meine Einstellungen. Darin heißt es:

Was sind das für Zeiten, wo  
 Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist  
 Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt! [...]  
 Die Straßen führten in den Sumpf zu meiner Zeit.  
 Die Sprache verriet mich dem Schlächter.

Ich vermochte nur wenig. Aber die Herrschenden  
 Saßen ohne mich sicherer, das hoffte ich.  
 So verging meine Zeit  
 Die auf Erden mir gegeben war. [...]  
 Dabei wissen wir doch:  
 Auch der Hass gegen die Niedrigkeit  
 Verzerrt die Züge.  
 Auch der Zorn über das Unrecht  
 Macht die Stimme heiser. Ach, wir  
 Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit  
 Konnten selber nicht freundlich sein.  
 Ihr aber, wenn es so weit sein wird  
 Dass der Mensch dem Menschen ein Helfer ist  
 Gedenkt unsrer  
 Mit Nachsicht.

Hillary Hamburger (früher Kuny) gab mir vor kurzem einen Nachruf auf meinen Vater, der seinerzeit im *Sunday Express* erschienen war, und als ich ihn las, weinte ich um meinen einsamen Vater und wahrscheinlich auch um mich.

## Comradeship

Im Laufe von 20 Jahren Gefängnis habe ich mehr als 40 Comrades Lebewohl gesagt. Sie waren mit weniger Jahren Haft davongekommen. »Politische« bekamen keinen einzigen Tag Straferlass, »Kriminelle« dagegen ein Drittel oder die Hälfte ihrer Haftdauer. Ich habe mich immer mit ihnen über ihre Freilassung gefreut, aber gleichzeitig war es schmerzvoll, weil ich mich fragen musste, ob ich wirklich jemals rauskommen oder im Knast sterben würde. Das klingt wie ein Widerspruch, weil ich doch zugleich überzeugt war, hier nicht bis ans Ende meiner Tage ausharren zu müssen, da sich das Apartheidsystem historisch überlebt hatte. Aber Logik und Gefühle fallen nicht unbedingt ineins. Gefühle überwältigen einen einfach, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, was man eigentlich fühlen sollte. Im Gefängnis kannst du nicht um psychologische Betreuung bitten, weil du deine Seele nicht in die Hände des Feindes legen willst. Du musstest dein eigener Therapeut sein. Meine Definition seelischer Gesundheit bedeutete, fähig zu sein, die Gefühle bei klarem Kopf mit dem objektiv Richtigen in Übereinstimmung zu bringen. Oft habe ich das in den frühen Morgenstunden – ganz für mich alleine – versucht, wenn ich nicht schlafen konnte und die Gedanken in meinem Kopf kreisten und

kreisten, wie ein Hund, der hinter seinem Schwanz herjagt. Du musstest diese inneren Konflikte in den Griff bekommen, sonst zerstörten sie dich. In anderen Phasen musstest du mit jemandem am Tag reden, um wieder etwas gelassener zu werden. Wenn irgend möglich, habe ich das zu vermeiden versucht, um andere nicht mit den eigenen Problemen zu belasten. Ohne Erfolg. Manchmal war ich sehr niedergeschlagen. Das gibt es draußen, warum nicht auch drinnen. Mit der Zeit wird das Loch immer tiefer, und es wird jedes Mal schwerer, wieder hinauszuklettern. In so einer dunklen Stimmung kann es dir passieren, dass du mit den Fingern so gerade eben den Rand des Depressionslochs erreichst und dir jemand anderer auf die Hände tritt und schon fällst du wieder zurück. Ich habe mich viel mit Baruch Hirson unterhalten, der 1964 wegen Sabotage zu neun Jahren verurteilt worden war. Baruch war Trotzki. Und auch mit Bram Fischer habe ich viel gesprochen, als er noch am Leben war. Jeder von uns wusste, wann er jemanden allein lassen oder Trost anbieten sollte. In diesen langen Jahren kamen und gingen diese Phasen, und manchmal fühlte ich mich besonders einsam, auch wegen des Altersunterschieds zu den jüngeren Gefangenen. Nelson Mandela war schon vor uns hinter Gittern und kam erst nach uns, nach 27 Jahren, wieder frei.

Man muss nicht jeden mögen, dem man begegnet. Aber bis heute besteht zwischen mir und meinen Genossen aus dem Gefängnis eine besondere Verbindung: Freundschaft, gemeinsame Erfahrungen, wir mögen uns. Das ist phänomenal. Und einige dieser Freunde machen mein Leben lebenswert. Da geht es nicht um Liebe wie zu einer Frau, sondern um ein gegenseitiges, tiefes Verständnis und die Gewissheit, gemeinsam einer Bewegung anzugehören. Wir haben uns gegenseitig unser Leben anvertraut. Und wir hatten die gleiche politische Überzeugung und den gleichen Feind; das war eine sehr mächtige, verbindende Kraft. Keiner von uns schämte sich, im Gefängnis zu sein. Im Gegenteil, wir waren stolz darauf. Und dieser Stolz nährte uns. Er gab uns Kraft. Tatsächlich waren wir für die draußen – und die »Kurzzeitgefangenen« – lebende Symbole des Widerstands, der sogar hinter Mauern weiterlebte.

Aber es war nun mal so: Man sucht sich nicht aus, mit wem man im Gefängnis sitzt. Man kennt seine Leidensgenossen irgendwann besser als die eigene Frau. Es gibt keine Auszeit: 365 Tage im Jahr, 24 Stunden am Tag, jedes Niesen, Husten und Pupsen bekommen alle anderen mit. Jeder meiner schlechten Witze wurde beantwortet: »Oh nein, nicht schon wieder!« Und man muss lernen, damit fertig zu werden. Jeder hat Macken und die mussten wir tolerieren. Und wir zeigten möglichst wenig Gefühle. Nur so konnten wir überleben.

Fred Carneson, der mich für Umkhonto rekrutiert hatte, war unter der Folter zusammengebrochen und hatte ausgesagt. Ihm war widerfahren, was wir alle meinten, vermeiden zu können, bevor wir die Folter am eigenen Leib erlebten. Wenn es dann passierte, brach eine Welt zusammen. Fred schämte sich furchtbar. Es tat weh, das zu sehen. Er zweifelte an seiner eigenen Entschlossenheit und das zeigte sich vor allem, wenn er manchmal allzu dogmatisch war. Der Umgang mit ihm fiel uns schwer, weil wir selbst alle unter Stress standen. Wir wussten, er war sehr verletzlich und wir sollten freundlich zu ihm sein. Trotz seiner Statur als Anführer wurde er erst in der letzten Phase seiner Haft ins Mickey-Komitee gewählt. Wir dachten, er solle das Gefängnis mit dem Gefühl verlassen können, dass wir ihm vertrauten und als Comrade schätzten. Wir mussten sein Selbstvertrauen wieder aufbauen. Heute glaube ich, wir hätten das viel eher versuchen sollen. Im Rückblick gibt es viel zu bereuen im Leben.

Fred musste, wie wir alle, auch mit dem ganzen Stress der Familie draußen fertig werden. Einmal, als wir im Winter draußen Postsäcke nähten, wurde er gerufen. Nach einer Weile kam er zurück, weinend, fluchend und schreiend in seiner furchtbaren Qual. Sein katholischer Beistand hatte ihm erzählt, dass seine achtjährige Tochter Ruthie zusammengebrochen war. Sie wurde zwar von einem Arzt, den wir kannten, gut versorgt. Aber Fred war außer sich über den Druck, der auf seine Familie ausgeübt wurde. Sarah, seine Frau, wurde ständig drangsaliert und verhaftet. Die kleine Ruthie hielt das nicht aus. Wenn man nicht helfen kann, machen einen die Gedanken daran verrückt. Ich ging zu ihm, ließ ihn toben und sagte ihm, dass er »diesen Buren« nicht die Genugung geben solle, sein Leid und seine tiefe Verletzung zu sehen. Eigentlich durften wir nicht miteinander sprechen, aber zu meiner Überraschung wurde ich nicht dafür bestraft.

So konnten wir uns gegenseitig beistehen. Aber es kam auch zu Handgreiflichkeiten zwischen uns. Oft ging es darum, dass Comrades meinten, ich würde ihnen nicht vertrauen. Sie hatten offensichtlich auch aus ihren eigenen Verhören nicht gelernt, dass man das, was man nicht weiß, auch unter der Folter nicht verraten kann. Bei solchen Streitigkeiten hat immer einer eingegriffen und gesagt: »Denis, du warst sehr grob zu ihm, du solltest dich besser entschuldigen.« Und dann sagte ich: »Okay, ich war grob, aber es war richtig, das Problem anzusprechen.« Heute würde ich sagen, das war nur eine halbherzige Entschuldigung.

Die Frage der Geheimhaltung führte zu moralischen Dilemmata. Wie sollten wir mit Verrätern umgehen? Ein Gefangener, der wegen Sabotage

zwölf Jahre bekommen hatte, hatte in einem Prozess gegen uns ausgesagt. Er zog aber keinen Vorteil daraus, musste in Haft bleiben und wurde in unserer Gruppe isoliert. Das war sehr hart, aber ich wüsste nicht, wie wir das anders hätten machen sollen. Zwei Comrades haben sich einige Male verstohlen mit ihm unterhalten. Ich fand das falsch, weil sie damit eine Mehrheitsentscheidung ignorierten.

Einen Ausbruch hätten wir mit einem Spitzel in unserer Mitte niemals bewerkstelligen können. Eine Gemeinschaft von Gefangenen hat immer etwas vor den Behörden zu verbergen. Etwa unsere Tricks, wie wir trotz des Verbots – 16 Jahre lang! – an Nachrichten kamen: Die schwarzen Gefangenen, die die Büros in der Verwaltung putzten, nahmen die Zeitungen dort aus den Papierkörben und legten sie in unsere Abfalltonnen. Wir bezahlten mit Tabak, der üblichen Währung in Gefängnissen. Einmal wurden so viele Zeitungen geliefert, dass eine Inflation ausbrach. Die neue Währung war Seife. Wir brauchten diese Heimlichkeiten, sonst wären wir überführt worden. Alles in allem waren wir eine sehr disziplinierte Gruppe Comrades und am Ende hat sich unsere Kameradschaft, um das viel strapazierte Wort zu benutzen, wirklich gut bewährt.

Ich kam als sehr viel stärkere Persönlichkeit aus dem Gefängnis heraus, als ich hineingegangen bin, sehr viel gebildeter als ein normaler Ingenieur. Ich hatte viel gelesen, studiert und sonst nichts zu tun gehabt, um meinen Geist zu beschäftigen. Keinerlei Ablenkung! Intellektuell bin ich gewachsen, wir hatten endlos Zeit zum Nachdenken. Ich lernte, durch Tausende Details hindurch zum Wesentlichen vorzustoßen. Ich konnte die Komplexität meines Landes auf sehr einfache Art erklären. Wenn mich Menschen fragen, wie ich nach all den Jahren im Gefängnis so bleiben konnte, wie ich heute bin, kann ich nur sagen: Ich blieb nicht unverändert. Ich habe mich viel mehr als früher beobachtet, wurde mir meiner Stärken und Schwächen viel mehr bewusst. Das heißt nicht, dass ich sie immer im Griff habe, aber die Spannungen in mir selbst wurden mir viel klarer.

Ich muss auch sagen, dass sich manche Comrades, die ein paar Tage, Wochen oder auch Monate im Gefängnis waren und glauben, sie wüssten jetzt alles, irren. Dem ist nicht so, denn die Länge der Zeit hat ihre Wirkung. Je länger die Haft andauert, desto wichtiger und härter wird der Kampf dagegen, »institutionalisiert« zu werden. Der Widerstand gegen das Bild vom Gefangenen im eigenen Kopf ist der Schlüssel dafür, als nützliches Mitglied der Gesellschaft zu überleben. Ich weiß, auch ein kurzer Freiheitsentzug ist schwer und stellt eine einschneidende Unterbrechung im Leben dar. Ich möchte hier nicht Comrades verunglimpfen,

die eine »Parkschein«-Haft von bis zu fünf Jahren abzusitzen hatten, sondern anregen, darüber nachzudenken, was eine Haft bedeutet, die sich Jahr für Jahr verlängert, ohne ein definitives Ende.

Während der Kampf draußen immer heftiger wurde, waren uns die Hände gebunden und der Mund geknebelt. Die Ohnmacht war unser Alltag. Wir hatten keine Wahl und konnten keine Entscheidungen treffen, wir haben diskutiert, aber ohne Konsequenzen und Einfluss. Wir waren abgeschnitten von den alltäglichen Kämpfen.

## Prozess für bessere Haftbedingungen

Das Leben im Gefängnis verbesserte sich nur sehr, sehr langsam. Den Hauptanstoß gab eine Artikelserie im *Rand Daily Mail*, die Jock Strachan 1965 schrieb. Der Mann, bei dem ich als MK-Rekrut in Port Elizabeth das Bombenbauen gelernt hatte, hatte drei Jahre mit uns in Haft gesessen und enthüllte nun, wie Gefangene in südafrikanischen Gefängnissen behandelt wurden. Jock hatte für die Veröffentlichung keine Erlaubnis beim Ministerialdirektor für Gefängnisse eingeholt. Das war strafbar. Er wurde verklagt und seine Verteidigung musste alle seine Behauptungen beweisen können.

Jock schrieb zum Beispiel, dass sich Gefangene vor den Augen anderer Gefangener nackt ausziehen mussten. Das sei zwar gegen die Vorschriften, gehöre aber zum Alltag, wie er mehrmals bei der Neueinlieferung von Gefangenen gesehen habe. Aber natürlich war Jock nicht jeden Tag an der »Rezeption« gewesen. Wir bestätigten alle seine Beobachtung, aber das war vor Gericht unerheblich. Jock hatte sich aufs Hörensagen verlassen und konnte seine Behauptung nicht »beweisen«. Dann kam eine weitere Komplikation hinzu: Jock hatte in einer eidesstattlichen Erklärung versichert, seine Artikel entsprächen der Wahrheit. Sein Anwalt meinte aber, er solle aus rechtlichen Gründen bestimmte Aussagen zurückziehen. Jock verfasste deshalb eine neue eidesstattliche Erklärung. Aber er konnte den stellvertretenden Herausgeber des *Rand Daily Mail*, Benjamin Pogrand, nicht dazu bringen, die ursprüngliche Fassung zu vernichten.

Benjie, den ich noch aus der Schulzeit kannte und den die Polizei als einen »der schärfsten und wirkungsvollsten Kritiker der Regierung« qualifizierte, wollte sie als historisches Dokument aufbewahren. Leider, aber nicht schwer vorzusehen, fand die Sicherheitspolizei beide Dokumente bei einer Razzia in den Büros der Zeitung. Weil sich die Erklärungen widersprachen, belegten sie einen strafbaren Meineid. Das war ein Grund für eine weitere Anklage.

Das Gerichtsverfahren war ein interessanter Fall. Jocks Anwalt bat drei von uns, zugunsten seines Mandanten vor Gericht aufzutreten: Dave Evans, den apartheidkritischen Reporter und späteren Schriftsteller, Alan Brooks, den aktiven Kommunisten, und mich. Im November 1965 wurden wir mit einem militärischen Transportflugzeug an die Küste von Durban gebracht. Das war aufregend, obwohl wir bei der Landung nur einen flüchtigen Blick auf das Meer werfen konnten.

Die Gefängnisbehörden und die Strafgefangenen im dortigen Zentralgefängnis verhielten sich uns gegenüber sehr respektvoll. Wir bekamen gutes Essen und die Gefangenen gaben uns so viel Tabak, wie wir wollten. Zwischen den Vormittags- und Nachmittagssitzungen im Zeugenstand nahm ich das Mittagessen im Büro des befehlshabenden Offiziers ein. »Nehmen Sie noch ein Stück Bratfisch mit Zitrone«, schlug er vor. »Nehmen Sie doch noch ein Glas Milch.« Ich bin überzeugt, er wollte verhindern, dass ich vor Gericht über die Verhältnisse in seinem Gefängnis sprach.

Schließlich kamen Dave und ich in den Zeugenstand. Meine Aussage über die Gefängnisse, in denen ich mit Jock gesessen hatte, entsprach nicht nur der Wahrheit, ich untertrieb sogar die Zumutungen und Widerwärtigkeiten, denen Häftlinge, insbesondere Schwarze, ausgesetzt waren. Die meisten Menschen hätten diese Grausamkeiten kaum glauben können. Jocks Anwälte waren mit unseren Zeugenaussagen sehr zufrieden und glaubten, Alan nicht mehr in den Zeugenstand rufen zu müssen. In meiner Aussage hatte ich daran erinnert, wie mutig Jock und seine Frau 1960 beim Protest gegen das Sharpeville-Massaker gewesen waren. Sie hatten sich bewaffneten Polizisten in den Weg gestellt, die auf demonstrierende Schwarze schießen wollten. Zugegeben, ich wollte mit meiner Aussage auch den Zuhörern im Saal, darunter vielen Comrades, zeigen, dass meine Strafe von viermal lebenslänglich mich nicht eingeschüchtert hatte. Der Staatsanwalt griff das natürlich auf und sagte, ich würde alles Mögliche behaupten, um die Regierung in Misskredit zu bringen. Ich erwiderte, die Wahrheit reiche vollkommen aus.

Die Gefängnisbehörden boten Hunderte Gefängnisbeamte als Zeugen auf. Jock hatte zum Beispiel in einem Artikel geschrieben, dass neue Häftlinge nicht wie vorgeschrieben einzeln von einem Arzt untersucht würden. Stattdessen müssten sie sich draußen oft nackt in einer Reihe aufstellen, der Arzt ginge hinter ihnen entlang und hielt dem einen oder anderen kurz das Stethoskop an die Brust. Drei Chirurgen des Distrikts bestätigten diese Schilderung. Die Gefängnisbeamten behaupteten hingegen, dass jeder Gefangene von diesen Ärzten gründlich untersucht

worden wäre. Der befehlshabende Offizier sagte aus, dass er die Prozedur jeden Tag von seinem Schreibtisch aus persönlich durchs Fenster überwache. Bei einer Ortsbegehung stellte sich heraus, dass er den Gefängnis Hof von seinem Schreibtisch aus gar nicht sehen konnte. Das alles schien den Richter nicht zu beeindrucken.

Ein Comrade sagte aber auch gegen Jock aus. Raymond Thoms war zusammen mit einem anderen zu zwölf Jahren Haft verurteilt worden, weil sie geplant hatten, die Polizeistation in Hillbrow, einem Stadtteil Johannesburgs, in die Luft zu jagen. Ein Spitzel hatte sie in die Falle gelockt. Raymond sagte aus, Jock habe sich im Gefängnis mit Ben Turok verschworen. Sie hätten ausgemacht, dass Jock irreführende Artikel veröffentlichen solle, um die Regierung lächerlich zu machen. Für diese Falschaussage wurde Thoms, glaube ich, eine vorzeitige Entlassung versprochen.

Noch vor der Urteilsverkündung schrieb Raymond eine Mitteilung an Dave Evans, Alan Brooks und mich. Wir saßen zu der Zeit in einer Gemeinschaftszelle. Thoms schob den Zettel unter der Tür hindurch. Er gestand, dass er Jock verraten habe und den Tiefpunkt der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung erreicht habe. Nun wolle er Jocks Anwälte informieren, dass er das Gericht belogen habe. Alan fand den Zettel wichtig und machte eine Kopie. Ich versteckte das Original. Thoms wechselte über Nacht erneut die Seiten und erzählte den Behörden von seinem Widerruf. Daraufhin wurde unsere Zelle durchsucht und unsere Habseligkeiten wurden auf den Kopf gestellt. Sie fanden die Kopie deszettels, das Original aber nicht.

Jocks Anwälte wurden benachrichtigt und besuchten uns. Ich sagte den Anwälten, dass die Gefängnisleitung das Zettel-Geständnis von Thoms suchen würde und falls sie es fänden, vernichten würde. Das würden sie nicht wagen, meinten Jocks Anwälte, wenn sie als Rechtsvertreter von seiner Existenz wüssten. Sie hatten noch Vertrauen in den Apparat. Ich holte den Zettel, leider nicht unbeobachtet, und übergab ihn den Anwälten. Sie freuten sich, weil sie glaubten, er würde Jock helfen.

Dem war leider nicht so. Der Richter behauptete, er habe sich nicht auf die von Thoms vorgetragene Beweise gestützt und wies die Aussage und den Zettel zurück. Der Verräter bekam keine Haftverkürzung für seinen Verrat. Meine Aussage lehnte der Richter ebenfalls ab. Er hielt mich für einen frohgemuten Banditen, der alles täte, um die Regierung zu diskreditieren. Daves Zeugenaussage bezeichnete er als glaubwürdig, akzeptierte sie aber ebenfalls nicht, weil sie von einem regierungskritischen Gefangenen kam. Auf der anderen Seite hätten alle Gefängnisbe-

amten die Wahrheit gesagt. Wenn sie sich widersprochen hätten, habe das an der Fülle der Ereignisse gelegen, und ihre Gedächtnislücken seien verständlich. Ich wusste, dass sie das Blaue vom Himmel herunter gelogen hatten. Jock erhielt weitere vier Jahr Haft und wurde zu uns zurückgebracht.

Er war wirklich ein tapferer Mann und trotz seiner Verurteilung leitete seine Aktion den Beginn einer neuen Ära im Gefängnisbetrieb ein. Mein Vater war durch die Artikel sehr beunruhigt. Er besorgte sich eine Sonder-Besuchserlaubnis, weil er von mir die Wahrheit über unsere Haftbedingungen wissen wollte. Ich nahm ihm das Versprechen ab, mit diesen Informationen keinen Aufruhr zu veranstalten, der sich auf unsere Haftbedingungen negativ auswirken könnte. Und dann erzählte ich ihm so viel, wie es die begrenzte Zeit erlaubte. Er machte sich handschriftliche Notizen und das dauerte seine Zeit. Vor allem war es nicht einfach, über die Beamten zu berichten, die uns gerade überwachten. Mein Vater schickte seine Aufzeichnungen an den Gefängnisbeauftragten. Es hatte keine negativen Auswirkungen und meine Comrades waren vom Kampfgeist meines Vaters beeindruckt: »Old Sam kämpft immer noch«, sagten sie.

Raymond Thoms war so verzweifelt, dass er Streichhölzer zusammenband, sie anzündete und sich die brennenden Enden in die Augen drückte. Ich nehme an, er hoffte als Halbblinder auf das Erbarmen der Gefängnisbehörden. Aber sie erbarmten sich nicht. Thoms musste jeden einzelnen Tag seiner zwölfjährigen Strafe absitzen. Ich war zu der Zeit gerade krank, und es ergab sich, dass wir gleichzeitig duschten. Ich brachte es nicht übers Herz, ihn stehen zu lassen, sondern führte ihn zum Duscraum. Diesmal war ich es, der heftige Kritik einiger Comrades einstecken musste. Mit der Zeit gewann Raymond wieder etwas Sehvermögen zurück. Einige Jahre nach seiner Entlassung hat er sich das Leben genommen.

## Erinnerungen an Bram Fischer Vorbild, Freund und Comrade

Bram Fischer, den bis heute hoch verehrten und hoch angesehenen Anwalt, geboren 1908 in einer Familie der burischen Elite, lernte ich Anfang der 1960er Jahre kennen. Ich besuchte ein Seminar zur Planung moderner Schnellstraßen in Johannesburg und Brams Tochter Ruth lud mich zum Sonntagsessen ein. Die Leute plauderten vor dem Essen miteinander und

es schien, als seien die Gäste ohne Einladung einfach vorbeigekommen. Die Unterhaltung drehte sich um alle gerade aktuellen Themen. Erörterungen über nationale und internationale Affären mischten sich mit Klatsch und Tratsch über Prominente zu einem fröhlich plätschernden Geplauder, das über der sonntäglichen Muße schwebte. Meine Ingenieursarbeit weckte Interesse, aber ich glaube, es geschah eher aus Höflichkeit gegenüber dem Besucher. Bram stand eindeutig im Mittelpunkt, während seine Frau Mollie umherging und dafür sorgte, dass Speisen und Getränke genauso reibungslos flossen wie die Gespräche. Die Gäste nahmen Brams Bemerkungen unverkennbar mit großer Achtung zur Kenntnis. Im Kontrast dazu war seine Bescheidenheit beeindruckend. Er schien von innen heraus zu strahlen.

Erst nach unserer Anklage im Oktober 1963 habe ich ihn beim ersten Treffen mit unseren Anwälten in Pretoria wiedergesehen. Das Team besuchte uns im Gefängnis und Bram war der Leiter. Er war sehr ruhig und leise, und ich dachte zunächst, dass er immer so sei. Dann wurde er noch stiller, wahrscheinlich weil er sich große Sorgen um uns machte. Aber es war mehr als das. Er hatte sich an unseren Untergrundaktivitäten beteiligt und war sicher beunruhigt, weil einige der in Rivonia verhafteten Leute ihn gesehen hatten und identifizieren könnten.

Den ganzen Prozess hindurch war Brams Auftreten seriös und sehr entschieden. Er arbeitete sehr konzentriert, selbst in dem kahlen Besuchszimmer im Gefängnis. Dieser Raum war mit Sicherheit verwandt und wurde abgehört. Brams helle Haut war sehr dünn, die Adern schienen hindurch. Wenn er ungehalten war, lief sein Kopf bisweilen rosarot an. Wenn er jedoch schweigen musste und wütend wurde, erstarrte sein Gesicht aschfahl und seine zusammengepressten Lippen waren blutleer. Seine blauen Augen funkelten, bis er sie entweder halb schloss oder seinen Kopf nach vorne neigte, um seine Gefühle zu verbergen. Später saßen wir neun lange Jahre zusammen im Gefängnis und langsam verstand ich, dass seine Ruhe ein Ausdruck für die Intensität seiner Empfindungen war.

Der Anwalt Fischer drückte sich in beiden Sprachen, Englisch und Afrikaans, gewählt und präzise aus. Während unseres Prozesses fluchte er fast nie. Einmal fragte er mich in einem Zweiergespräch, wie ich unsere Situation einschätze. Die Uhr der Apartheid sei abgelaufen, meinte ich. Er ließ mich ausreden und sagte dann: »Wir kriegen diese Bastarde noch, nicht wahr?« So ein Schimpfwort kam selten aus seinem Mund und ich hielt es für einen Ausdruck seiner Entschlossenheit. Erst im Nachhinein begriff ich, dass er unsere schwierige Lage im Prozess gemeint hatte.

Aber das war mir damals unwichtig. Unsere Zukunft hing stärker von der Politik als von der Justiz und ihrer Auffassung von Recht, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit ab.

Während des gesamten Prozesses entwickelte Bram immer neue Ideen, weil er um unser Leben kämpfte. Er war akribisch in seinen Vorbereitungen. Einmal erklärte er mir eine Grundregel in Kreuzverhören: Stelle dem gegnerischen Zeugen niemals eine Frage, deren Antwort du nicht schon kennst, sonst läuft das Verhör aus dem Ruder und kann sich gegen dich wenden. Wir hatten eine Verteidigungsstrategie festgelegt. Demnach hatte das MK-Oberkommando keinen konkreten Termin für den Beginn des Guerillakampfes bestimmt, auch wenn wir viel über die Operation Mayibuye (»Komm zurück«) diskutiert hatten. In diesem Sinne waren unsere Recherchen zur Herstellung von Waffen, Landminen, Granaten und Sprengsätzen nur vorbereitende Maßnahmen von Menschen, die sich ihrer historischen Verantwortung für den Fall X bewusst sind.

Bram trat trotz der Angst vor möglichen Kronzeugen vor Gericht auf und bewies damit großen Mut. Nur in den ersten Tagen, als die Farmarbeiter von Rivonia als Zeugen aussagten, kam er nicht in den Gerichtssaal. Zwei andere Comrades, Mitglieder der südafrikanischen KP und von MK, wussten ebenfalls von Brams Rolle in beiden Organisationen und hätten ihn verraten können. Sie taten es nicht. Generell war auffallend, dass Kronzeugen ihre Mitgliedschaft in ANC und MK zugaben, aber die in der Kommunistischen Partei verschwiegen. Wir vermuteten, dass sie nicht den Hass der Sicherheitspolizei gegen Kommunisten auf sich ziehen wollten, die in ihren Augen die Urheber des Aufstands waren. Auch Comrades, die unter der Folter zusammengebrochen waren, bewahrten ein Gespür für Selbstschutz und verschleierten ihre Verbindung zur SACP mit langatmigen Schilderungen anderer Aktivitäten.

Wenn Bram nach Rivonia kam, sah er in seinem Anzug, mit seinem eleganten Hut und der Aktentasche unter dem Arm immer sehr gepflegt aus. Was er über die Operation Mayibuye dachte, wusste ich nicht. Wir konnten darüber erst diskutieren, als er 1966 als »Lebenslänglicher« im Gefängnis zu mir stieß. Er war drei Monate nach Ende des Prozesses verhaftet, gegen Kautionsfreilassung und in den Untergrund abgetaucht. Bram hat mir seine wirkliche Meinung über diese Operation nie mitgeteilt. Im Zentrum unserer Debatten stand die Frage, wie man ein unmenschliches Regime durch eine Revolution stürzen könne. Bram war überzeugt, dass der Sturz der herrschenden Klasse mit Waffengewalt herbeigeführt werden müsse und dass dies rechtmäßig sei. Aber zur Operation Mayibuye bezog er keine klare Position. Das war für ihn nicht

untypisch. Er ließ sein Gegenüber oft mit Absicht im Unklaren. Er hörte zu und machte nur unverbindliche Bemerkungen, während er über das Gesagte nachdachte. Er wollte niemandem aktiv widersprechen, um ihn nicht zu beleidigen. Diese Art führte manchmal zu Problemen. Sein Ansehen war so hoch, dass zwei Comrades mit völlig gegensätzlichen Meinungen behaupteten, Bram habe ihnen jeweils zugestimmt. Wer ihn kannte, konnte sich vorstellen, dass er keinem zugestimmt hatte. Er hatte einfach nur keinem von beiden widersprochen!

Bram, der sehr gebildet war, liebte Musik, und nach unseren abendlichen Platten-»Konzerten« führten wir hitzige Debatten. Er mochte klassische Musik und klassischen Jazz, z.B. Dave Brubeck. Wichtig war ihm, dass auch moderne Musik so sorgfältig komponiert war wie eine Symphonie. Jam-Sessions und Improvisationen gefielen ihm hingegen gar nicht. Da war ich gänzlich anderer Meinung: Spontane Variationen über ein Thema führten meines Erachtens zu völlig neuen musikalischen Ausdrucksformen. Bram akzeptierte gerade noch Beethovens oder Bartoks Variationen, auch »seriösen« Jazz, Rockmusik dagegen fand er furchtbar. Ich fand Gefallen an guten Rocksongs, die ich mit Vergnügen hörte, darunter Lieder von den Beatles und den Stones.

Afrikanische Rhythmen und Trommeln fanden Gnade vor Brams Ohren, das Schlagzeug beim Jazz aber verurteilte er als dekadent, vermutlich weil es amerikanisch und ihm deshalb suspekt war. Den Scat-Gesang Ella Fitzgeralds, die ich verehrte, fand er kindisch und strukturelos, während Opernarien, bei denen sich der Gesang bisweilen völlig vom Text trennte, in seinen Ohren herrlich klangen. Wir waren wirklich nicht immer einer Meinung.

Der Politiker Bram hörte nie auf zu denken. Wir lasen zum Beispiel einen Bericht über einen sowjetischen Kreuzer, der mit seinen Begleitschiffen vor der Nase der in Singapur versammelten Regierungschefs des Commonwealth durch die Straße von Malakka fuhr. Die Premiers waren den Pressemeldungen zufolge äußerst ungehalten. Eine sowjetische Hochseeflotte – das war zu viel für sie. Spontan entwarf Bram eine Strategie, wie die Machtbalance im Indischen Ozean verändert und damit die Befreiung der Länder an der Ostküste des afrikanischen Kontinents vorangetrieben werden könnte. Fred Carneson hat sich Brams Ausführungen genau eingepägt, und als er freigelassen wurde, hat er die Vorschläge über die Kommunistische Partei an die Sowjetunion weitergeleitet. Brams Visionen waren wirklich international und umfassend.

Bram erlaubte sich nur selten, körperliche oder seelische Schmerzen zu zeigen. Lieber nahm er am Sport teil und verdrängte den Schmerz.

Kurz nach seiner Verurteilung begannen wir *bucketball*, eine simple Art von Basketball, zu spielen. Auf einem Tisch stand ein Hocker und darauf stand ein Eimer, in den man den Tennisball hineinwerfen musste. Dieses Spiel war bei uns äußerst körperbetont. Ich prallte einmal nach einem Stoß gegen die Ziegelsteinmauer. Ein anderes Mal dribbelte ein Spieler den Ball elegant um Bram herum, der hinter ihm herjagte. Der Gegner klemmte sich den Ball wie ein Rugbyspieler unter den Arm und gab Bram einen harten Stoß. Bram griff auf seine Erfahrungen im Rugby zurück, das er vor 40 Jahren in einer Provinzmannschaft gespielt hatte. Er packte sich den ausgestreckten Arm des Gegenspielers, ließ seine Füße in die Höhe schnellen und holte ihn mit einem Judogriff von den Beinen. Bram rollte über die Schulter ab und stand auf. Der andere richtete sich atemringend mühsam wieder auf.

Bram besaß einen ausgeprägten Sinn für Humor. Weihnachtsfeiern waren seine Spezialität. Als wir zum ersten Mal unser eigenes Weihnachtsessen aus aufgesparten Dosen mit Spaghetti und Hackbällchen, Erbsen, eingemachten Pfirsichen mit Kondensmilch und dergleichen vorbereiteten, leistete er seinen ganz eigenen Beitrag. Er las uns sichtlich vergnügt die »Teeparty des verrückten Hutmakers« aus Lewis Carrolls *Alice im Wunderland* vor und wir bekamen wahre Lachkrämpfe!

Im Jahr 1974 war Bram häufig krank. Er musste an den Augen operiert werden, seine Hüfte schmerzte stark, seine Verdauung war schlecht und er wurde immer dünner und schwächer. Ein Mitgefangener drängte mich, ich solle Bram dazu bringen, beim Gefängnisarzt eine Untersuchung durch einen Spezialisten durchzusetzen, um die Ursachen seiner Leiden abzuklären. Wir sprachen mit Bram und wie üblich lehnte er ab. Er sei bei ganz guter Gesundheit. Ich bin mir sicher, dass ihn am meisten erstaunte, dass wir seine Versuche, seine Leiden zu verbergen, durchschaut hatten. Schließlich willigte er doch ein.

### Krankheitstagebuch Bram Fischer

Die folgenden Notizen fertigte ich an, weil Bram nach meinem Dafürhalten nicht angemessen behandelt wurde. Ich wollte einen zeitnahen, sachlichen Bericht schreiben, mit dem sich eine Beschwerde gegen die Gefängnisleitung begründen ließ. Falls sie nicht reagierte, hoffte ich, dass der Bericht »draußen« als Munition gegen die hartherzige Haltung der Gefängnisbürokratie genutzt werden konnte. Ich habe damals alles aufgezeichnet und versteckt. Es sind einfache Protokolle, weil ich keinen Zugang zu den Krankenakten hatte.

12. Mai 1974: A[bram] F[fischer] im Krankenhaus, nachdem das Magengeschwür geblutet hat; einige Tage im Gefängnis-Krankenhaus, danach in dem des Zentralgefängnisses Pretoria; keine Operation, aber Transfusionen etc.

Juli 1974: Auf seine Bitte und die Empfehlung des Arztes hin wird bei AF die Prostata entfernt. Chirurg operierte im OP-Saal. Laut Bericht in der Akte (den ich für einen Arzt des Roten Kreuzes aus dem Afrikaans ins Englische übersetzen musste) war der Befund für Krebs zwar negativ, zeigte aber alle Anzeichen für Krebs, darum Drüse in die Pathologie zur gründlichen histologischen Untersuchung, Laborbericht soll ans Gefängnis geschickt werden. Dieser Bericht war offenbar nicht in der Akte. Wurde die Untersuchung in der Pathologie wirklich gemacht? Wie lautete der Befund? Wurde der Bericht ans Gefängnis geschickt? Hat der Gefängnisarzt bei der Pathologie Druck gemacht? Haben Arzt oder Facharzt die histologische Untersuchung und den Bericht des Chirurges gesehen? [...]

Sept. 1974: Den Gefängnisarzt Dr. Brandt gesehen – akute Schmerzen in der Hüfte. AF nicht untersucht. Medikamente zur Schmerzlinderung der Arthritis. Erleichterung, verschlimmerte aber das Magengeschwür. Dann Physiotherapie. Nach etwa zwei Wochen sagt der Therapeut, Physio hilft nicht. Überweist ihn zum Arzt und empfiehlt Röntgen und Orthopädie. (Sagt mir gegenüber), dass er nicht weiß, was in seinem Bericht steht. AF nicht zum Arzt gerufen und nichts passiert. In dieser Zeit bittet AF um eine Krücke. Nicht verfügbar, heißt es. Wir fanden für ihn einen Besenstiel in der richtigen Länge. Dann, erst dann, wurden richtige Krücken besorgt. AF nicht zum Röntgen geschickt. Im Oktober hatte Dr. Groenewald Dienst. Ordnete Röntgen für AF an. Dann wurde er endlich geröntgt. Danach zwei bis drei Wochen (würde ich sagen) keine Reaktion.

Fünf oder sechs Tage vor dem Sturz sieht der Orthopäde AF im Gefängnis, sehr hastige Untersuchung. Ordnet erneut Röntgen an (d.h. er hat keine Röntgenplatten erhalten, bis AF ihm sagt, die stünden zur Verfügung). Arzt hat eine Tonbandaufnahme von der Diagnose gemacht, bevor er die Röntgenplatten gesehen hat.



Mein Tagebuch über Bram Fischers Krankheit

5. Nov. AF ist bei Dr. Groenewald, will Meinung des Spezialisten von ihm hören. Der warnt ihn vor Stürzen – Oberschenkelhalsknochen sehr fragil. Gespräch über Ersatz für Hüftgelenkskopf.

6. Nov. AF fällt im Waschraum hin, während er hilflos versucht, mit seinen Krücken in die Dusche zu steigen.

7. Nov. AF bittet Krankenpfleger, den Arzt zu holen, weil er einen Knochenbruch befürchtet. Der sagt, unmöglich, den Arzt zu rufen, seine Meinung: nicht gebrochen.

9. Nov. Dr. Brandt [hat jetzt wieder Dienst und] sagt: kein Bruch. Große Schmerzen Di 12 & Mi 13 (Do)

Fr 15. Nov. AF sieht Dr. Brandt – Röntgen & sofort gemacht. Röntgenarzt sagt Bruch und schickt ihn in einem Rollstuhl zurück.

Sa 16. Nov. Spezialist sagt Bruch und will versuchen, Bett im Krankenhaus zu bekommen

Di 19. Nov. AF wird ins Verwoed-Krankenhaus eingeliefert.

Mi 4. Dez. AF wird zurückgebracht. Wir finden ihn alleine im Rollstuhl im Speisesaal. AF verwirrt und unfähig zu sprechen. Am Nachmittag hohe Temperatur. Unfähig, sich selbst zu helfen. DTG [Denis Theodore Goldberg] schlägt dem Diensthabenden vor, die Nacht bei AF in der Zelle zu verbringen. Zustimmung nach langem Streit. (Zuerst sagte er, ich dürfe ihn nur ins Bett bringen) ... die ganze Nacht. Unfähig, ihn zu drehen. DG musste ihn hochheben, um ihn auf die Toilette zu setzen. Große Schmerzen. Keinen Arzt gesehen.

Do 5. Dez. Temperatur niedriger am Morgen. Unfähig, die einfachsten Dinge zu tun. Kann immer noch nicht sprechen. DTG übernachtet nochmals dort. Wacht nachts auf und findet AF, wie er sich abmüht, zum WC zu kommen. AF fällt und DTG fängt ihn (wörtlich) in der Luft auf. Noch keinen Arzt gesehen, obwohl DTG den Diensthabenden darum gebeten hat.

Fr 6. Dez. 10 Uhr vormittags AF ins Krankenhaus.

Hörte, dass Krebs in der Hüfte gefunden, als Oberschenkelknochen genaigt wurde. Beginn Kobalt-Therapie. Akute und andauernde Schmerzen in der Hüfte begannen im frühen September. (Hatte dort seit Jahren arthritische Schmerzen, aber nie so stark und konstant.) Aber keine Röntgenaufnahme bis Mitte Oktober, dann wochenlang keinerlei Behandlung, obwohl Physiotherapeut auf Überweisung zum Chirurgen gedrängt hatte. Warum wurde das nicht sofort gemacht, warum wurde er nicht direkt geröntgt?

Punkt ist hier: Die unnötigen Verzögerungen können tödlich gewesen sein. Vor allem, weil fehlende Sorgfalt zu Sturz & Bruch des krebser-

fallenen Oberschenkelknochens führte (mutmaßliche Ausdehnung von Metastasen). Außerdem weiß man, dass Prostatakrebs sekundär mit Knochenkrebs einhergeht. Die extreme Schwächung des Schenkelhalses bei einem relativ jungen Mann könnte (sollte?) GPs (Brandt/Groenewald), Spezialisten und Röntgenärzte alarmiert haben, dass möglicherweise Knochenkrebs vorlag & Verbindung zu Prostatakrebs, besonders, WENN sie den Juli-Bericht vom Chirurg & Path./Histologischer Bericht kannten. Hatten die Gefängnisärzte (Brandt/Groenewald) Kenntnis von den Bericht(en) im Juli? Wurde das Spezialisten gesagt? Sah Spezialist die Röntgenaufnahmen vor Bruch? Warum wurde Knochenkrebs ausgeschlossen – schon vor dem Bruch? Man weiß, dass eine Hormontherapie bei Prostatakrebs eine Rückbildung der Knochenkrebs-Metastasen herbeiführen kann. Aber Prostatakrebs erst festgestellt Januar 75, anstatt im Juli 1974.

Wäre AF im frühen September geröntgt & Krebs erkannt worden, hätte die Kobalt-Bestrahlung zweieinhalb Monate früher als Ende Nov. beginnen können. Und wenn das Röntgen sofort Mitte Okt. erfolgt wäre, wären anderthalb Monate gewonnen worden.

Muss fragen, ob Krebs im Juli bekannt war und die Diagnose verheimlicht wurde? Ein irrer Gedanke, aber die Frage muss gestellt werden.

Aus diesem Tagebuch kann man ablesen: Ärzte sind nicht erreichbar, wenn ein Insasse sie braucht und sehen will (Do 7. Nov.). Das ist generell so und nicht nur in AFs Fall.

Unwilligkeit der Krankenpfleger, einen Arzt zu rufen (Fr 8. Nov.).

a) Es dauerte 13 Tage, bis AF nach dem Knochenbruch ins Krankenhaus eingewiesen wurde.

b) Es dauerte neun Tage, den Bruch zu diagnostizieren.

c) Es dauerte vier Tage nach der Diagnose, um ein Bett für AF zu bekommen / Verwaltungskram zu erledigen.

d) Als zurückgebracht vom Krankenhaus am 4. Dez. war AF nicht in dem Zustand, zurückgebracht zu werden. Ich gehe davon aus, dass die behandelnden Ärzte der Rückverlegung nicht freiwillig zugestimmt haben. Ich denke, sie bekamen starken Druck aus der Verwaltung.

e) 4., 5., 6. Dez. KEIN EINZIGER Arzt kam, um nach dem schwer kranken Mann zu sehen.

DTG hat sehr bereitwillig etwa 48 Stunden am Stück mit AF verbracht, um ihm zu helfen. Aber er ist keine ausgebildete Krankenschwester & das war nicht die richtige Art, für ihn zu sorgen. Bram war so ausgezehrt, dass DTG ihn aufheben, ihn aufs WC setzen oder wieder ins Bett legen

konnte. Rasierte ihn. Es war gut, das Notwendige für ihn tun zu können; furchtbar traurig, dass es überhaupt nötig war. Da habe ich dann geweint – im Dezember, als ich begriff, dass er Krebs hatte und bald sterben würde. Die Endgültigkeit – ja, an diesem Ort entsetzlich zu ertragen. ABER Vertrauen in die Zukunft & die GEWISSHEIT, dass wir eines Tages (& ab jetzt in nicht allzu vielen Jahren) draußen sein werden, lässt nicht viel Raum zum Grübeln. WIR WERDEN FREI SEIN!

Dies sind meine Notizen aus dem Gefängnis. Ich habe sie versteckt. Baruch Hirson nahm sie mit, als er entlassen wurde. Sie wurden abgeschrieben und Stephen Clingmann hat sie teilweise in seiner Biografie Bram Fischers verwendet. Die volle Abschrift wurde der Wahrheits- und Versöhnungskommission (*Truth and Reconciliation Commission*; TRC) für die Anhörungen über die Zustände in den Gefängnissen übergeben.

Die Wahrheitskommission sollte die politisch motivierten Verbrechen während der Apartheidzeit untersuchen. Sie arbeitete von 1996 bis 1998 unter dem Vorsitz von Erzbischof Desmond Tutu. Mehr als 20.000 Opfer der Apartheid haben in öffentlichen Anhörungen über ihr Leid berichtet. Täter erhielten Amnestie, wenn sie sich zu ihren Taten – Folter, Entführung, Mord durch Erschlagen, Gift, Briefbomben – bekannten. Die neue Regierung hielt es für politisch wichtiger, eine neue Gesellschaft aufzubauen, in der der Hass überwunden werden sollte, als einzelnen Personen Genugtuung oder »Rache« in einem Prozess zu verschaffen. Die Wahrheitskommission hatte Vorrang vor Straf- und Zivilrecht, also auch vor Klagen für Entschädigung. Das steht in völligem Widerspruch zu der Auffassung, dass Gerechtigkeit Strafe für Verbrechen beinhaltet. Unzählige Südafrikaner haben gegen das alte System gekämpft, weil sie einen Rechtsstaat wünschten, in dem die Täter vor Gericht gestellt werden würden.

Aber das Problem war noch komplexer. Zum System gehörten nicht nur die Vollstrecker, Polizisten und Agenten, sondern auch und vor allem ihre Befehlshaber im Sicherheitsapparat und in der Politik. Diese waren sehr schwer zu überführen, weil viele Taten im Geheimen geplant und Unmengen von Dokumenten in den vier Jahren des Übergangs vernichtet worden waren. Die Wahrheitskommission hat einiges ans Licht gebracht. Die Frage aber bleibt: Haben die Anhörungen den Opfern die erhoffte Katharsis gebracht? Haben ihre Schilderungen den Verbrechern und ihren Mitläufern, die »nichts gewusst« haben wollen, ihr moralisches Versagen bewusst gemacht?

Ich glaube, der Sieg über die Täter und die Sühne ihrer Taten muss

Teil des Aufbaus einer »besseren« Gesellschaft sein, wie sie der ANC mit dem Slogan *A better life for all* fordert. Eine Entwicklung in dieser Richtung muss für jeden Einzelnen konkret erfahrbar sein, damit das »bessere« Leben eine lebendige Realität für alle Südafrikaner wird.

Bram starb am 8. Mai 1975 als Gefangener an Krebs. Zuletzt wurde er in das Haus seines Bruders in Bloemfontein verlegt, das man zum Gefängnis erklärte. Die Behörden untersagten seinen Töchtern, ihn zu beerdigen. Er wurde eingäschert, wie er es gewünscht hatte, aber seine Asche wurde heimlich verstreut. Bis heute wissen wir nicht, wo. Die Apartheidbehörden fürchteten offensichtlich, seine Beerdigung könne von Protesten begleitet werden und sein Grab zu einem Wallfahrtsort für Freiheit und Demokratie werden.

Die Geschichte von Brams letzten Tagen hatte für mich noch ein Nachspiel. Als er bei seinem Bruder untergebracht war, bat ich meinen Vater, ihm ein Geburtstagstelegramm von uns zu schicken, da er im April 1975 Geburtstag hatte. Wenige Wochen, nachdem er gestorben war, wurde ich zu einem Gefängnismajor zitiert. Er war ein Ire, der in der britischen Armee gedient hatte. Danach war er in sieben britischen Kolonien in Afrika im Gefängnisdienst gewesen. Immer wenn ein Land die Unabhängigkeit erlangt hatte, war er in die nächste Kolonie gegangen. Dieser Major war ein rabiater Typ und freute sich, mich jetzt an der Angel zu haben, weil ich mich einmal beim Minister über ihn beschwert hatte. Er wollte wissen, wieso ich seinerzeit meine Beschwerde »außerhalb der üblichen Kanäle« vorgebracht hätte. Nun ist der Minister die höchste offizielle Stelle, aber für diesen Sadisten war das »außerhalb« der Hierarchie. Ganz offensichtlich war er damals wegen seines Betragens gerügt worden. Er sagte, er würde mich schon kriegeln, ohne die Regeln zu verletzen. Ich hätte ohne Erlaubnis mit einem anderen Gefangenen kommuniziert. Sie seien im Besitz des Textes, den ich meinem Vater mitgegeben habe und der auch im Telegramm stehe. Das Telegramm war konfisziert worden. Bram hatte es nicht erhalten.

»Was sind Sie nur für ein Mensch«, fragte ich, »dass sie einen Geburtstagsgruß an jemanden beschlagnahmen, der neun Jahre mit uns gelebt hat und im Sterben liegt?«

Er habe mich gewarnt, antwortete er, und nun habe er mich und ich würde bestraft werden. Natürlich forderte ich zuallererst, meinen Anwalt zu sprechen, und dann gab ich ihm eine Lektion über die Unmenschlichkeit und endete mit der Notwendigkeit von Gerichtsprozessen wie in Nürnberg für alle, die Komplizen der unmenschlichen Apartheid waren. Ich regte mich mächtig auf und stürmte aus dem Raum – aber ver-

dammt! Ich war im Gefängnis und die Tür war verschlossen. Trotzdem war es eine großartige Vorstellung, auch wenn ich der Einzige war, der sie genießen konnte. Mein Auftritt hatte keine weiteren Konsequenzen für mich, und ich vermute, dass die Vorgesetzten des Majors den Ärger vorausahnten, den sie bekommen würden, wenn sie mich wegen des Telegramms anklagten. Der irische Offizier wurde versetzt.

## Gesundheitsversorgung im Gefängnis

Brams Schicksal war das Ergebnis systematisch vernachlässigter ärztlicher Versorgung im Gefängnis. Das haben auch andere Comrades und ich selbst am eigenen Leibe erfahren.

Dave Evans, der fünf Jahre lang mein Mitgefangener war, und ich hatten eine Diarrhö, die einfach nicht aufhören wollte. Unteroffizier Du Preez, der für die politischen Gefangenen verantwortlich war, händigte jedem Gefangenen nur ein paar Blatt Toilettenpapier pro Tag aus und genoss es, uns damit zu erniedrigen.

Du Preez tat sparsam, obwohl sein Lagerraum mit Toilettenpapier vollgestopft war. Er genoss die Macht, die er über uns hatte. Schließlich sah ich den Arzt und bat ihn, uns Toilettenpapier zu verschreiben. Du Preez war dabei.

»Wie können Sie es wagen, meine Zeit mit solchem Unsinn zu vergeuden?«, fragte der Arzt ärgerlich.

»Ich habe Durchfall und nicht genug Klopapier. Das ist eine Frage der Hygiene und dafür sind Sie zuständig. Also verschreiben Sie mir das Papier.«

»Das bekommen Sie vom Unteroffizier ...«

Kein Vorgesetzter will gerne für die Dummheit seines Untergebenen verantwortlich gemacht werden. Ich erklärte, Du Preez habe das abgelehnt. Jetzt spielte der Arzt die autoritäre Rolle und drohte:

»Ich bringe Sie zum diensthabenden Beamten.«

»Ja bitte, tun Sie das. Dann bekomme ich Toilettenpapier.«

Du Preez erkannte mit einem Mal, dass er zu weit gegangen war, gab nach und sagte, er werde das Papier besorgen.

Dann verlangte ich ein Medikament gegen den Durchfall. Der Arzt meinte, ich äße zu viel! Aber wir litten Hunger. Wir waren ständig hungrig.

»Kennen Sie die Gefängnisportionen?«, fragte ich ärgerlich.

»Nein.«

»Dann behaupten Sie nicht, dass ich zu viel essen würde. Ich bin krank.«

Der Arzt verordnete eine genaue Beobachtung des Krankheitsverlaufs. Ich kam in Isolationshaft, d.h. ich hatte keinen Hofgang und keinen Kontakt zu meinen Mitgefangenen. In der Zelle lagen nur meine Matten und Decken. Eigentlich sollte ich nun behandelt werden, aber der Arzt hatte wohl angenommen, dass ich ein Lügner sei. Unter Beobachtung würde ich nur die zugeteilten Essensrationen zu mir nehmen können, war die Begründung, und nichts anderes (das es sowieso nicht gab!). Nur die Wärter durften mich sehen. Nach jedem Stuhlgang sollte ich einen Pfleger rufen. Aber es gab keine Klingel, nichts. Ich musste lauthals nach ihm rufen. Unter dem Deckmantel medizinischer Behandlung hatte der Arzt mich in Isolationshaft gesteckt, die normalerweise nur bei Vergehen gegen die Gefängnisordnung verhängt wurde.

Der Krankenpfleger musste Hunderte Gefangene versorgen. Er hätte dreimal täglich Fieber messen und meine Verdauung prüfen müssen. Aber er war daran nicht interessiert und kam nur selten vorbei. Das war auch bei der Tablettenausgabe so. Wenn der Pfleger kam, sagten wir in Anlehnung an ein Kinderlied den Reim auf: »*Run, run, as quick as you can, you can't catch me, I'm the medicine man.*« Wer drei Mal am Tag Tabletten einnehmen sollte, bekam sie nur zwei Mal, weil das nicht zum Dienstplan passte. Warum sollte sich der Pfleger darum sorgen? Wir wurden eben zu früh weggeschlossen. Darüber hat sich kein Pfleger je bei den Ärzten beschwert. Auch wenn ein Gefangener gerade wegen eines Arztbesuches o.ä. nicht anwesend war, gab es kein Medikament. Wie mag das wohl bei den schwarzen Gefangenen ausgesehen haben? Schon die weißen Kriminellen wurden noch schlechter als wir behandelt.

Manche Pfleger waren mit Drogen vollgepumpt. Das konnte man an ihren Pupillen sehen. Und solche Leute sollten die Krankenakten führen. Wozu das führen konnte, hatte sich bei Bram Fischer gezeigt.

Mein Vater hatte unterdessen an den zuständigen Direktor im Ministerium geschrieben und eine angemessene Behandlung für mich verlangt. Dave und ich verlangten nun von dem diensthabenden Offizier, einen Facharzt hinzuziehen, da sich der Gefängnisarzt nicht um uns kümmere. Der Wachhabende redete sich damit raus, dass er dem Arzt nichts befehlen könne. Aber nach ein paar Wochen kam ein Spezialist. Ich bin sicher, dass wir das der Intervention meines Vaters zu verdanken hatten.

Dr. Bremer war erfreut, dass ich seinen Namen kannte, und bekräftigte, sein Vater sei der frühere Gesundheitsminister der Nationalen Partei gewesen. Er hatte ein mit Vitaminen angereichertes Weizenbrot zu subventionierten Preisen, das bekannte »Bremer-Brot«, eingeführt. Bremer war wirklich ein netter Mann, höflich und korrekt. Er benahm sich

einfach wie ein Profi. Im Gefängnis war es so selten, dass sich jemand »normal« verhielt, dass man überrascht war, wenn so etwas geschah. Er führte eine Anamnese durch und untersuchte mich gründlich. Ich sei wirklich krank, befand er, und ich habe fast geweint, nicht weil ich krank war, sondern weil dieser Arzt mir endlich glaubte. Dr. Bremer war auf eine sehr ruhige Art kompetent. Es würde seine Zeit brauchen, aber »wir werden Sie schon wieder auf die Beine stellen«, meinte er. Tatsächlich brauchten Dave und ich drei Monate, um wieder voll zu Kräften zu kommen.

Im üblichen Gefängnisalltag war es für Gefangene leicht, Kopfschmerztabletten zu bekommen. Kopfschmerzen grassierten. Gegen Sodbrennen dagegen gab es nichts. Ich kaufte Zahnpasta mit Magnesium, die ich aß und die ein wenig gegen die Säure half. Bei vielen Insassen ließ die Sehkraft sehr schnell nach und alle Brillenträger mussten die Gläser häufiger wechseln, als dies draußen der Fall gewesen wäre. Es bedeutete viel Stress, die eigene Würde und Integrität zu bewahren. Viele männliche Gefangene litten an Problemen der Harnblase oder der Sexualorgane. Die Prostata scheint auf Bewegungsmangel zu reagieren. Blasenentzündungen und Probleme beim Wasserlassen waren weit verbreitet und bei einigen spielten die Nieren verrückt. Nach ein paar Monaten plagten solche Maleschen auch jüngere Männer zwischen 20 und 40 Jahren.

Die Mängel der medizinischen Versorgung zeigten sich besonders krass in der Zahnheilkunde. Anfangs hatten wir einen schrecklichen Zahnarzt, der uns in einem völlig veralteten und maroden Behandlungszimmer traktierte. Dann brachte man uns mit bewaffneter Eskorte zu privaten Dentisten draußen. Diese Ärzte waren nicht schlecht, sie haben wenigstens unsere Zähne gerettet. Als die Praxis im Gefängnis renoviert worden war, kam ein neuer Gefängniszahnarzt. Er fand immer einen Grund, einen Zahn zu ziehen. Entweder zog sich das Zahnfleisch zurück oder es gab zu viele Löcher oder der Zahn war schon zu oft plombiert worden usw. Manches Mal habe ich gehört, wie er Gefangene genauso grob und unhöflich wie die Wärter anfuhr. Schließlich wurde er versetzt. Das Gesundheitsministerium hatte festgestellt, dass er mehr Zähne als üblich gezogen hatte. Er hatte einfach für gezogene Zähne ein höheres Honorar bekommen als für gefüllte Zähne! Ich hatte fast keine Backenzähne mehr. Normalerweise vertraut man Fachleuten, aber im Gefängnis war das ein Ding der Unmöglichkeit.

Dr. Brandt hat uns acht Jahre behandelt, eine ungewöhnlich lange Zeit. Er musste auch in unserem Prozess gegen den Gefängnisminister Stellung beziehen, in dem wir u.a. den Bezug von Zeitungen einklagten.

Wir hatten vor Gericht erklärt, dass die völlige Isolation von der Welt draußen psychische Schäden hervorrufen könne. Dr. Brandt schrieb in seinem Gutachten, er hätte in all den Jahren keine psychische Auffälligkeiten bei uns feststellen können. Das war wohl das Minimum, was er sagen musste, um seine Chefs zufrieden zu stellen. Wir entgegneten, wir hätten nicht von einer bereits eingetretenen Schädigung gesprochen und das Gutachten sei so unzureichend, dass es vom Gericht nicht berücksichtigt werden solle. Ich glaube, genau das wollte er erreichen.

Einige Zeit später war ich bei ihm zur Behandlung. Sein Verhalten zeigte, dass er wissen wollte, was ich von seinem Gutachten hielt. Ich machte ihm keinen Vorwurf, weil er unter Druck gestanden und keinen Schaden angerichtet hatte. Wenn er gewollt hätte, hätte er uns fertigmachen können. Immerhin fand ich es sehr nett, dass uns jemand bescheinigte, nach all den Jahren Gefängnis noch nicht übergeschnappt zu sein! Manchmal bat ich ihn, mich nicht zum Spezialisten zu schicken, sondern mich selbst zu behandeln, weil ich mit einer Erkältung o.ä. nicht wochenlang auf einen Termin warten wollte. Er antwortete, unsere kleine Gruppe sollte die beste Behandlung bekommen. Das war vielleicht der Grund, warum er so häufig Fachärzte hinzuzog.

Eine andere Erfahrung habe ich Jahre später im staatlichen Krankenhaus in Pretoria, dem Lehrkrankenhaus für medizinische Berufe, gemacht. Ich sollte mich einer Prostata-Untersuchung unterziehen und die Gefängnisbürokratie machte daraus eine militärische Operation. In einem Autokonvoi fuhren wir über einen Umweg zum Hospital. Die Polizeiwagen, der vergitterte Gefangenentransporter und die Schaltzentrale standen mit Sprechfunkgeräten in ständiger Verbindung. Das Gefängnispersonal war bewaffnet, einer war mit Handschellen an mich gekettet und ich trug zusätzlich Fußfesseln. Im Krankenhaus wurde ich mit einem Rollstuhl und einer Decke empfangen. Kein Mensch war zu sehen! Rund um das Hospital und auf den Fluren waren Beamte in Zivil postiert. Auf dem ganzen Weg bis zum Operationssaal wurde ich von bewaffneten Wärtern begleitet und meine Fußschellen wurden bei jedem Umbetten wieder neu an den Bettrahmen angeschlossen. Noch auf dem OP-Tisch fesselten sie mich an beiden Knöcheln. Sie müssen mich wirklich für Superman gehalten haben. Als ob ich aufstehen und wegrennen könnte, unter Narkose ... Verrückt!

Ein Professor der Urologie untersuchte mich. Ich habe seinen Namen vergessen und das hat er verdient. Er war jung, hatte einen brillanten Ruf, aber er hatte nicht den Mut, die Aufpasser aus dem OP zu werfen.

»Sie werden mich röntgen, nicht wahr?«, fragte ich.

»Ja.«

»Meinen Sie nicht, die Fußfesseln sollten entfernt werden?«

»Tja, ich kann Ihnen nicht sagen, ob wir die Fußfesseln abnehmen können.«

»Professor, ich denke, Sie sollten sich an die Heilkunst halten und die Sicherheit den Beamten überlassen. Sie müssen als Arzt handeln und nicht als Sicherheitsoffizier.«

Aber dann wirkte die Narkose und ich verlor das Bewusstsein. Die Wärter blieben natürlich im OP.

Immer wieder wunderte ich mich darüber, wie unterwürfig sich Ärzte gegenüber dem Apartheidstaat und seinem Sicherheitsapparat verhielten. Einmal untersuchte zum Beispiel ein Orthopäde im Staatlichen Hospital Pretoria mein rechtes, stark schmerzendes und geschwollenes Knie. Ich konnte kaum noch gehen. Im Untersuchungsraum – bewaffnete Wärter standen um uns herum – wandte sich der Professor, ohne mich anzusehen, an den Gefängnispfleger und fragte:

»Macht der Gefangene« ... dies oder das oder jenes? Der Major und ich sahen uns an und ich sagte:

»Doktor, ich kann für mich selbst sprechen. Ich bin der Patient, nicht der Major.«

Er ignorierte mich und fragte erneut den Pfleger.

»Professor, ich bin der Patient, sprechen Sie mit mir.«

»Oh«, sagte er und schaute sehr ängstlich drein, so als hätte er sich in die Hose gemacht. Immerhin hatte das Schweigen des Majors etwas im Hirn des armen Mannes in Bewegung gesetzt. Er fragte ihn: »Darf ich direkt mit dem Gefangenen sprechen?« Was war das für ein Arzt?!

1977 war Steve Biko, der charismatische Anführer der *Black-Consciousness*-Bewegung, die ein stolzes Selbstbewusstsein der Unterdrückten als Voraussetzung der Befreiung propagierte, in Polizeigewahrsam ermordet worden. Zwei Ärzte hatten gefälschte Totenscheine unterzeichnet. Nach diesem Skandal hatte die Dienstaufsicht die Ärzte angehalten, sich um die medizinische Versorgung zu kümmern und die Sicherheitsfragen der Polizei zu überlassen. Aber sie hatte die Ärzte nicht ermutigt, Einmischungen der Sicherheits-



BCM-Anführer Steve Biko

kräfte in ihre Arbeit zurückzuweisen. Also versetzte der Sicherheitsapparat die Ärzte immer noch in Angst und Schrecken.

Dieser Orthopädie-Professor behandelte mich schließlich ganz normal, trotz des bewaffneten Personals im Untersuchungsraum und rund um das Krankenhaus. Ich hatte beginnende Arthritis in Knien und Fußgelenken. Der Arzt meinte, ich solle in sechs Wochen zur Nachuntersuchung kommen – und ich wusste gleich: Weil er diesen Termin in meiner Gegenwart festgelegt hatte, würde ich ganz sicher nicht zu diesem Datum zurückkehren. Irgendein Sicherheitstyp käme bestimmt auf die Idee, dass ich mit meinem imaginären Kommunikator eine ganze MK-Einheit zu meiner Befreiung dorthin dirigieren würde!

Als ich den Arzt nach acht Wochen wiedersah, saß er hinter einem völlig leeren Schreibtisch. Keine Akte, nichts, nur ein paar Bogen Papier. Er sah mich durch seine Brille an und fragte schroff: »Worum geht's?«

Ich erklärte, er hätte mich zur Nachuntersuchung bestellt und sei mein behandelnder Arzt.

»Oh ja«, sagte er, »worum ging es?«

»Haben Sie nicht meine Krankenakte?«

»Nein.«

»Wie können Sie mich dann behandeln?«

»Mr. Van de Merwe ...«

»Mein Name ist nicht Van de Merwe! Ich heiße Goldberg! Wie können Sie es als ausgebildeter Mediziner wagen, mich unter falschem Namen zu verarzten!«

Er hatte meine Akte nicht, weil sie beim Direktor des Krankenhauses in einem Safe unter Verschluss lag und der Direktor nicht da war. Diese Geheimnistuerei – sie würden es Sicherheit nennen – war frappierend. Sie hatten mir tatsächlich den Namen eines Wärters gegeben, und dazu einen, der bei weißen Afrikanern so häufig vorkommt wie Cohen in New York oder Müller in Deutschland. Jetzt war ich wirklich sehr wütend!

»Wenn ich hierhergebracht worden wäre und wäre kollabiert, woher hätten Sie gewusst, dass ich gegen Penicillin allergisch bin? Sie wissen nicht, wo meine Akte ist! Sie kennen nicht mal meinen Namen! Wie können Sie es wagen, sich so zu benehmen?« Jetzt war er in sich zusammengesunken.

Die Wärter waren dabei, auch der Major. Ich war zu aufgebracht, um sie zu beachten, aber sie schritten nicht ein. Wahrscheinlich war ich nach den vielen Jahren im Gefängnis zu einer Art Institution geworden, und sie wussten, dass ich mich auf jede nur mögliche Art zur Wehr setzen

würde, sollten sie versuchen, mich zu hindern, zu tun, was ich für richtig hielt. Schließlich beruhigte ich mich und sagte einfach: »Ich finde, Sie verhalten sich nicht wie ein professioneller Arzt. Das ist widerwärtig und ich werde Ihnen nicht erlauben, mich zu behandeln.«

Es war Major Buys, der sich bei dem Professor entschuldigte. Ein Professor ist eben ein Professor. Es tue ihm sehr leid, sagte er. Er werde den Gefangenen bringen, wenn der Direktor anwesend sei und die Akte vorliege. Später im Gefängnis entschuldigte sich Buys fast bei mir. Er versicherte, beim nächsten Mal würde ich unter meinem richtigen Namen im Krankenhaus behandelt. Und tatsächlich war beim nächsten Besuch alles in Ordnung und sogar meine Penicillinallergie war in der Akte vermerkt. Der Professor behandelte mich diesmal zuvorkommend und höflich.

Bram Fischer war das traurigste Opfer dieser menschenverachtenden »Gesundheits«-Versorgung im Gefängnis. Ein Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes, Dr. Müller, vertrat bei der Beurteilung des Falles die Position, dass jeder nur halbwegs kompetente Arzt schon beim ersten Blick auf die Bluttests hätten erkennen können, dass etwas nicht stimmte und Bram wahrscheinlich an Krebs litt. Aber keiner hat sich darum gekümmert!

Dr. Müller sagte dem Minister für Gefängnisse, Jimmy Krüger – berüchtigt wegen seiner Aussage im Parlament, dass der Tod Steve Bikos ihn »kalt lasse« –, dass seine Ärzte den Krebs schon lange vor der offiziellen Diagnose hätten entdecken müssen. Müller blieb so unbeirrbar bei seiner Aussage, dass der Minister dem IKRK schließlich untersagte, ihn noch einmal nach Südafrika zu schicken.

Unser hartnäckiger Widerstand, der Protest unabhängiger Ärzte, der weltweite Aufschrei über den Tod Steve Bikos, die Arbeit des Internationalen Roten Kreuzes und die Anstellung eines kompetenten Pflegers wie Major Buys zeitigten langfristig ihre Wirkung. Langsam verbesserte sich die medizinische Versorgung im Gefängnis.

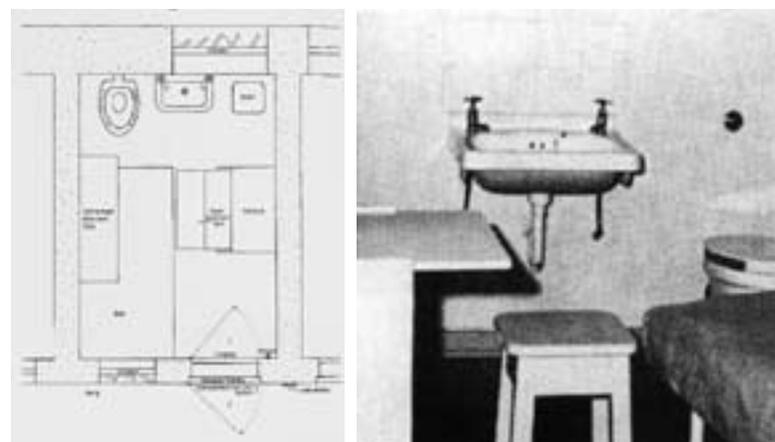
Buys war einer der wenigen, der sich in der Biko-Affäre mit einem Rest an Würde verhalten hat. Als Steve Biko ins Gefängnishospital von Pretoria gebracht wurde, begriff Buys, dass er dringend ärztliche Hilfe brauchte. Vergeblich versuchte er, die diensthabenden Ärzte zu bewegen, ihm zu nächstlicher Stunde zur Hilfe zu eilen! Er war ein fachkundiger und fürsorglicher Pfleger. Unter ihm veränderte sich der medizinische Dienst in unserer Abteilung von einer Farce zu einer ganz guten Versorgung.

## Präzision war das Geheimnis Die Flucht 1979

Im Juni 1978 hatten wir zwei Neuzugänge im Sicherheitstrakt des Zentralgefängnisses in Pretoria, zwei junge Männer, die erst vor kurzem ihr Studium abgeschlossen hatten. Tim Jenkin, blond, mit Brille und sehr dünn; Stephen Lee, braunes Haar, unschuldiger Blick und etwas kräftiger gebaut als sein Freund. Die beiden waren in Großbritannien gewesen und dort zum ANC gestoßen. Dann waren sie nach Hause zurückgekehrt und wegen illegaler Aktivitäten zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Als mir Tim Jenkin kurz nach seiner Ankunft eröffnete, dass er fliehen wolle, war ich total verblüfft. Ich hatte bereits einen gescheiterten Fluchtversuch hinter mir. Trotzdem ließ mich während der ersten Jahre in der alten Haftanstalt von Pretoria der Gedanke an eine Flucht nie ganz los. Zwischen 1964 und 1965 war ich sogar der Vorsitzende eines Fluchtkomitees. Aber dieses Unternehmen kam nie über das Stadium erster Überlegungen hinaus. Ein Mitgefangener hatte uns verraten.

Die beiden ANC-Comrades baten mich um ein Versteck für Geldscheine. Beide hatten das Geld im After »gebunkert«, und zwar in Aluminiumhüllen für Zigarren. Noch überraschter war ich, als sie erzählten, ihre Eltern hätten ihnen die Geldscheine ins Pollsmoor-Gefängnis von Kapstadt geschmuggelt. Das erforderte Mut! Ich fand einen sicheren Platz für ihr Geld. Nach 15 Jahren Gefängnis hatte ich Erfahrung, wie man etwas unauffindbar verschwinden lassen konnte.



Grundriss einer Gefängniszelle und Blick ins Zelleninnere

Tim war sehr vorsichtig, als er mich ansprach. Er fürchtete, ich könnte ihn für einen Lockspitzel halten. Daran hatte ich überhaupt nicht gedacht. Tim stammte aus einer wohlhabenden Familie, vor der ich große Hochachtung hatte, weil sie ihn großartig unterstützt hatte. Sein Vater, ein bekannter Anästhesist, hatte nach dem Tod Steve Bikos im Jahr 1977 als Vertreter einer neu gegründeten Ärztevereinigung eine Debatte über ärztliche Ethik ausgelöst. Scharf kritisierte er die Ärzte, die Steve Biko hatten sterben lassen, die Spuren der Täter aus der Sicherheitspolizei verwischt und einen falschen Totenschein ausstellten hatten. Auf Jenkins Betreiben musste die südafrikanische Regierung eine Untersuchungskommission zu Steve Bikos Tod einsetzen, die zu dem Schluss kam, dass sich das medizinische Personal auf seine ureigenste Aufgabe, die Ge-

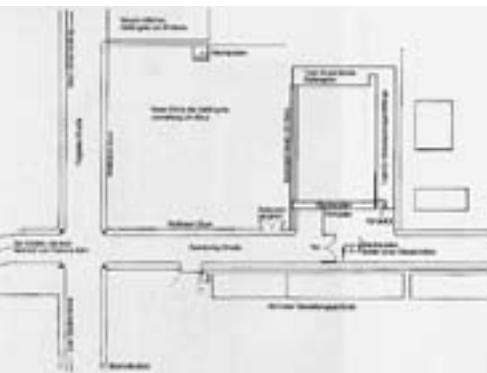
sundheitsversorgung, zu konzentrieren und sich notfalls dem Druck des Sicherheitsapparates zu widersetzen habe.

Für Tim war es wunderbar, zu erleben, wie sich sein Vater den politischen Auffassungen des Sohnes annäherte und sie zum Schluss teilte. Seine Mutter und sein Bruder unterstützten ihn ebenfalls. Für die meisten Weißen war ein abtrünniges Familienmitglied, ein Opponent gegen die Apartheid, ein Außenseiter, von dem sie sich abgrenzten. Aber auch ich hatte Glück mit meinen Eltern. Sie waren politisch engagiert und haben während des Rivonia-Prozesses und der langen Haftjahre stets zu mir gehalten.

Umgekehrt vertraute mir Tim rückhaltlos. Er sah in mir zweifellos den Genossen aus dem Oberkommando von Umkhonto we Sizwe. Er wusste, dass ich im Rivonia-Prozess zu lebenslänglich verurteilt worden war. Wem sonst hätte er sich also offenbaren sollen, wenn nicht mir! Trotzdem verhielt er sich vorsichtig.



Blick auf das Gefängnis der Politischen in den 70er Jahren, vom Laufsteg der Wachposten aus.



Lageplan des Gefängnisses von Pretoria in den 70er Jahren

Er war der Anführer des Duos. Stephen war ein freundlicher, netter junger Mann, den ich sehr mochte, der aber seinem Freund die Wortführung überließ.

Tims Plan war schon weit fortgeschritten, als ich beschloss, selbst an der Flucht teilzunehmen statt nur bei der Ausführung zu helfen. Deshalb wollte ich mir aller Details dieses Planes sicher sein; ich wollte nicht noch einmal gefasst werden. Es war ein aufregendes Projekt. Als wir schließlich beschlossen, als gesamte Gruppe zu fliehen, nahm das Projekt die Dimension einer Massenflucht im Stil des Films *Gesprengte Ketten* (*The Great Escape*) an. Die ganze Gruppe nahm an den Diskussionen über die Flucht teil. Nur zwei Gefangene sollten zurückbleiben. Der eine war John Matthews, ein ehemaliger MK-Sprengstoffexperte, dessen 15-jährige Strafe in einem Jahr abgelaufen sein würde. Er schien uns mit seinen 65 Jahren nicht mehr fit genug für die Unternehmung. Der Zweite war der 38-jährige Tony Holiday. Er war 1976 wegen Bildung einer Untergrundzelle in Kapstadt zu sechs Jahren Haft verurteilt worden. Er hatte schon fast die Hälfte seiner Strafe abgessen und würde als relativ »kleiner Fisch« bald freigelassen werden. Wie bei John hätte ihm ein missglückter Fluchtversuch bis zu fünf Jahre zusätzliche Haft einbringen können. Das Risiko war zu groß. Außerdem wollte Tony sein Philosophiestudium im Gefängnis beenden.

Die Planung des Vorhabens wäre ohne die Bereitschaft aller zu Kooperation und gegenseitiger Hilfe undenkbar gewesen. Wir waren zu der Zeit zehn Leute. Außer Tim, Stephen, John, Tony und mir noch Alex Moumbaris, die »Akademiker« David Rabkin, Jeremy Cronin und Raymond Suttner, sowie Dave Kitson aus dem MK-Oberkommando, der im gleichen Prozess wie Matthews zu 20 Jahren verurteilt worden war. Jeder wusste genau, was der andere tat. Jeder half auf seine Weise, Dinge zu verstecken oder zu kaschieren und die Wärter abzulenken.

Mir schien, dass ich als der »Mann von Rivonia« und »Lebenslängliche« stärker als alle anderen bewacht wurde. Meine Flucht wäre ein großer politischer Erfolg für den ANC, ein weltweit beachteter Schlag ins Gesicht der Apartheid. Aber dieser Gefängnisausbruch würde auch den südafrikanischen Polizeiapparat bis zum letzten Mann mobilisieren. Ohne Zweifel hätten sie danach unsere politischen Strukturen im Inland durchkämmt und es hätte eine Welle von Verhaftungen und Infiltration durch Agenten gegeben. Ohne Opfer, ohne Schaden an anderer Stelle wäre mein Entkommen kaum möglich. Diesen Preis musste ich bedenken. So stellte ich erst mal den Kontakt »nach draußen« zu unseren Genossen her.

Wir brauchten einen Lieferwagen oder einen kleinen Laster für acht Leute. Vom ersten Schritt aus dem Gefängnis an blieben uns rund zehn Minuten bis zum Auslösen des Alarms. Da sollten wir möglichst schon aus der Stadt sein. Die Genossen draußen per Post zu erreichen war eine sehr langwierige Prozedur. Ich musste einen Brief mit einem speziellen Code schreiben. Der brauchte bis zu drei Wochen, bis er überhaupt das Gefängnis verließ. Er ging durch den gesamten Sicherheitsapparat bis hin zum Hauptquartier und dann noch zur Nationalen Sicherheit. Den gleichen Weg nahm der Brief wieder zurück. Erst wenn die Sicherheitspolizei noch einmal kontrolliert hatte, dass er alle Stellen ordnungsgemäß passiert hatte, kam der Brief in die Ausgangspost. Von dort ging er zu einer Kontaktperson, die ihn weitergab.

Mein Kontaktmann war Baruch Hirson in London, der dort später Professor für Geschichte wurde. Jetzt kann ich darüber sprechen, denn er ist gestorben. Wir hatten ein paar Jahre zusammen gegessen. Er hatte neun Jahre bekommen, weil er dem *Armed Resistance Movement* angehörte, einer Sabotagegruppe von Studenten, Professoren und Journalisten aus dem Dunstkreis der Liberalen Partei, die gegen die Apartheid kämpfte. Obwohl wir politisch unterschiedliche Auffassungen vertraten – Baruch war Trotzlist –, schlossen wir Freundschaft. Kurz vor seiner Entlassung 1973 hatten wir den »Code für alle Fälle« erarbeitet.

Baruch hatte mir großzügig angeboten, mein Kontaktmann in London zu werden. Trotz aller Unstimmigkeiten mit dem ANC und der Konflikte zwischen moskautreuen Kommunisten und Trotzlisten hatte Baruch mir seine Hilfe im Notfall zugesichert. Jetzt brauchte ich unseren Code und unseren Kontaktweg und beides funktionierte.

Als ich Baruch 1979 um Unterstützung bat, lebte er schon einige Jahre in London und war immer noch ein bekannter Trotzlist, also alles andere als ein Vertrauter des ANC. Nun sollte er für mich unser Büro in der Hauptstadt Mosambiks, Maputo, und keinen Geringeren als den meistgesuchten Mann des Apartheidregimes, Joe Slovo, kontaktieren.

Dafür musste er eine gehörige Portion Stolz hinunterschlucken, und das rechne ich ihm hoch an. Hirson und Slovo hatten sich in der



Comrade Joe Slovo, Mitte der 60er

gemeinsamen Zeit in Johannesburg gestritten. All das mussten sie wegen meines Anliegens beiseite schieben. Auch Slovo musste seinen Stolz überwinden. Als ich ihn später fragte, antwortete er, er habe mit Hirson kooperiert, als er gesehen habe, wer der Absender der Botschaft war.

Die ANC-Genossen mussten die Angelegenheit eingehend prüfen. Das war vielleicht die schwierigste Wegstrecke, die mein Brief zurücklegen musste. Hirson, dem Trotzlisten, traute man nicht. Schon dadurch dauerte es einige Zeit, bis Joe mir antwortete. Immerhin war der erste Schritt zur Kontaktaufnahme getan. Ein Fluchtdatum wurde festgesetzt und die Modalitäten für den Fluchtwagen wurden geklärt.

Während der Planungen für den Ausbruch aus dem Gefängnis entwickelte sich zwischen Alex Moumbaris und den »Akademikern«, wie wir sie nannten, eine unüberbrückbare Kluft über die Frage, wer an der Flucht teilnehmen sollte und wer nicht. Das Problem bestand darin, dass wir laut Plan nur drei Verstecke in einem Schrank im Gefängnis zur Verfügung hatten. Alex war mit Tim und Stephen verbunden. Der Sohn griechischer Eltern und einzige Nicht-Südafrikaner in der Gruppe galt der Apartheid-Propaganda als klassischer Kommunist, der im Auftrag ausländischer Mächte handelte. Er war 1973 zu zwölf Jahren verurteilt worden und das Regime hatte seine schwangere Frau nach Frankreich abgeschoben. Die »Akademiker« David Rabkin, Jeremy Cronin und Raymond Suttner waren alle drei als Mitglieder der SACP im Untergrund tätig gewesen und kurz nach den Aufständen in Soweto 1976 ins Gefängnis gekommen.

Alex wollte die Fluchtgruppe auf drei Personen reduzieren: auf ihn selbst, Tim und Stephen. Die Akademiker bestanden darauf, dass ich auf alle Fälle dabei sein müsste; meine Flucht sei für die Bewegung politisch äußerst wichtig. Meine Teilnahme hätte aber für Alex das Aus bedeutet. Das lehnte er ebenso wie einen neuen Fluchtplan aggressiv ab. Er hatte starke persönliche Gründe zu entkommen. Aber die hatten wir natürlich alle! Auch im Gefängnis darf der Egoismus nicht die Oberhand gewinnen. Einzelwünsche müssen mit den Bedürfnissen und den Rechten aller anderen in Einklang gebracht werden. Tim konnte nicht hintanstellen, weil er das Ganze geplant hatte, und auch Stephen war von Anfang an dabei gewesen. Es gab also keinen Platz für mich in diesem Team. Für das Gelingen einer Flucht ist absolute Einigkeit notwendig. Die war so nicht gegeben.

Im Rahmen der Fluchtvorbereitung hatte ich die Aufgabe übernommen, den Wächter des Nachtdienstes, Vermeulen, so lange wie möglich bei seinem Rundgang durch die Zellen aufzuhalten. Fast jeden Abend ver-

wickelte ich ihn vor meiner Zelle in lange Gespräche über sein geliebtes Rugby-Team von Nordtransvaal, die »Blauen Bullen«, die mich als Kapstädter überhaupt nicht interessierten. Aber ich nutzte diese langweilige Pflichtübung, um ihm Informationen über die Sicherheitsvorkehrungen im Gefängnis zu entlocken.

Als Bauingenieur kannte ich mich mit technischen Anlagen gut aus und nach einer Weile zogen mich die Wärter zu Rate, wenn etwas kaputt war oder nicht funktionierte. Im Gefängnis traten häufig Kurzschlüsse auf, weil das elektrische System schlecht installiert war. Glühbirnen brannten durch und Sicherungen sprangen heraus. Licht war für die Sicherheit im Gefängnis sehr wichtig und wir nutzten diesen Umstand, um Vermeulen durch den Wechsel von Glühbirnen und Sicherungen aufzuhalten. Ich half ihm mit größter Langsamkeit, während Tim und die anderen außerhalb ihrer Zellen herumhuschten und Schlüssel ausprobierten. Vermeulen kam jeden Abend, um mit mir zu plaudern.

Ich bin ein aktiver Mensch. Jeder im Gefängnis wusste, wann ich anwesend war. Tim dagegen bewegte sich lautlos durchs Gefängnis. Er saß so still in seiner Zelle, dass er kaum bemerkt wurde. Er verhielt sich so diszipliniert, dass er nie offen gegen eine Vorschrift verstieß, selbst wenn er eine Regel übertrat! Er hatte diese ruhige Ausstrahlung, die für die illegale Arbeit so ungeheuer wichtig ist. Genauso ruhig und unschuldig soll Tim seine berühmten »Flugblattbomben« in Kapstadt deponiert haben. Das waren dicke Pakete mit Flugblättern, die mit einer Mini-Sprengladung und einem kleinen Zeitzünder versehen an belebten Plätzen und Straßen in die Luft flogen. So erreichten die Flyer viele Passanten. Und weil sie so weit flogen, war die Polizei nicht in der Lage, alle einzusammeln. Tim erzählte mir, er habe sich manchmal mitten unter die Menschenmenge gemischt und den Erfolg seiner Arbeit überprüft. Danach veränderte er das ein oder andere Detail. Unser Tim war wirklich ziemlich abgebrüht!

Falls ich doch noch mit den anderen fliehen sollte, hatte ich einige Dinge zu bedenken: Wenn Tim zum Beispiel beim Morgenrundgang nicht an seiner Zellentür stand, sondern noch im Bett lag – wie die Stoffpuppe bei seiner Flucht –, würden die Wärter keinen Verdacht schöpfen. Aber wenn ich bei der Morgenzählung nicht erschien, würde meine Zellentür sofort aufgeschlossen werden. Ebenso wenn Vermeulen mich abends schlafend vorgefunden hätte statt mit ihm zu plauschen. Wenn ich wie Tim, Stephen und Alex am Fluchttag aus dem großen Gefängnistor getreten wäre, hätte mich sicher ein Angestellter oder Polizist auf der Stelle erkannt. Nach mehr als 15 Jahren Haft kannte wirklich jeder

Polizist und Mitarbeiter Gesicht und Statur des berüchtigten Rivonia-Manns. Ich fragte mich immer häufiger, ob meine Beteiligung am Ausbruch vielleicht mehr schaden als nutzen würde. Ohnehin war die Flucht inzwischen in den Köpfen von Tim, Stephen und Alex eine Sache von drei Leuten geworden. Sie hatten sich gedanklich bereits von den »Akademikern« und dem Rest von uns entfernt.

Zu bedenken war zudem, wie sich mein Leben im Gefängnis nach einer weiteren misslungenen Flucht verändern würde. Die Haftbedingungen würden bestimmt drastisch verschärft werden und ich war über die Jahre nicht gerade fitter und stärker geworden. Vielleicht würde ich bis zum Lebensende im Gefängnis bleiben, obwohl ich eigentlich glaubte, dass sie uns in fünf bis zehn Jahre freilassen würden. (Tatsächlich dauerte es für mich weitere fünfeinhalb und für Nelson Mandela etwas mehr als zehn Jahre.) Schon früh hatte ich gelernt, dass ein Anführer Verantwortung für seine Gefährten übernehmen muss. Mir war stets bewusst, dass ich dem Oberkommando unserer Befreiungsarmee angehörte. Auch jetzt wollte ich versuchen, mich wie ein Kommandant zu verhalten und die Verantwortung für alle Comrades zu übernehmen.

Noch während unserer Fluchtvorbereitungen wurde plötzlich vor dem Gefängnistor ein Postenhäuschen gebaut. Tim, Stephen und vor allem Alex waren sehr beunruhigt. Sie befürchteten, der Umbau würde ihre mühsam entwickelten Vorbereitungen und Pläne durchkreuzen. Das Trio wollte jetzt schnell fliehen. Speziell Alex war besorgt. Auch Vermeulens Dienstplan änderte sich. Nach über zehn Jahren Nachtschicht wurde er in die Tagesschicht versetzt. Darüber beklagte er sich bitterlich bei mir und wollte gar den Gefängnisdienst aufgeben. Aber ich überredete meinen Bewacher, den neuen Dienstplan rückgängig machen zu lassen. Vermeulen war alleinstehender Vater mit einer 16-jährigen Tochter. Er müsse nach der Schule auf sie aufpassen, sagte er, weil sie sich gerne »mit jungen Männern vergnüge«, anstatt für den Schulabschluss zu lernen. Darüber hinaus hatte er wegen Diabetes Augenprobleme und konnte den Schriftverkehr am Tag nicht bewältigen. Ich erklärte ihm, wie er wieder in die Nachtschicht kommen könnte, wo wir ihn so dringend brauchten. Es funktionierte und er war mir sehr dankbar.

Tim, Stephen und Alex wollten, dass ich einen Brief an den ANC schrieb, um das Fluchtdatum vorzulegen. Ich gab zu bedenken, dass der ganze Vorgang zu langwierig sei und drei Monate dauern könnte, genauso lange wie bis zum verabredeten Termin. Alex war über meine Antwort wütend und nannte mich einen Lügner, der ihren Fluchtplan zerschlagen wolle. Das verletzte mich sehr. Auch der Konflikt zwischen

Alex und den »Akademikern« hatte sich inzwischen so zugespitzt, dass er kaum noch zu überwinden war. Tim war bei solchen Disputen nie dabei. Er hatte wenig Kontakt zu den anderen, war gern allein und genügte sich selbst in seinen Gedanken. Er zeigte selten Gefühle und zog sich bei jedem Versuch, in sein Innerstes vorzudringen, sofort zurück. Jetzt interessierte er sich nur für die technischen Fragen und vermied jede Konfrontation. Er arbeitete lieber weiter statt abzuwarten, bis die politische Linie ausdiskutiert war. Mir ging es da ähnlich. Denn wenn man wartete, bis alles ausdiskutiert war, hatten sich vielleicht die Bedingungen schon wieder verändert und die Diskussion fing von vorne an. Meine dialektischen Genossen verstanden diese Dialektik schlecht.

Meine Gedanken kreisten immer wieder um die entscheidenden Fragen: Nach Lage der Dinge waren Tim, Stephen und Alex das richtige Team für eine erfolgreiche Flucht. Alex sah in mir eine Belastung und dieses Argument war nicht ganz von der Hand zu weisen. Ich war zu bekannt und mit meinen 46 Jahren vielleicht nicht mehr fit genug für eine beschwerliche Flucht in ein fremdes Land. In dieser Zeit hatte ich mehrmals einen Arzt und einen Optiker außerhalb des Gefängnisses aufgesucht und gemerkt, dass mir die Welt draußen Schwierigkeiten bereite. Wahrscheinlich hätte ich schon die belebte Straße vor dem Gefängnis nicht überqueren können. Mit Geld konnte ich schon gar nicht mehr umgehen. Ich weiß nicht, ob ich mich fürchtete oder ob mir plötzlich meine körperlichen Schwächen bewusst wurden. Aber das alles war für die drei zur Flucht Entschlossenen nicht wichtig, sie wollten nur schnell fliehen und nicht länger auf Hilfe von außen warten.

Ich diskutierte das alles mit Dave Kitson, der nur wenige Monate nach mir als neues Mitglied des Umkhonto-Oberkommandos ins Gefängnis gekommen war. Er war zu zwanzig Jahren Haft verurteilt worden, hatte schon 15 Jahre hinter sich und war inzwischen 59 Jahre alt. Auch er sah das Problem des Alters und der körperlichen Schwäche. Wir kamen zu dem Schluss, dass wir wohl auch von uns aus Nein zu einer Flucht sagen mussten. Im Gefängnis kann man Probleme schlecht ausdiskutieren, weil es keine Vollversammlung gibt, wo alle ihre Meinung sagen und am Ende einen Beschluss fassen können. Deshalb blieb Dave als Letzter von uns im Fluchtkomitee. Wir dachten, sein Rat könne den Jüngeren hilfreich sein und alle beruhigen.

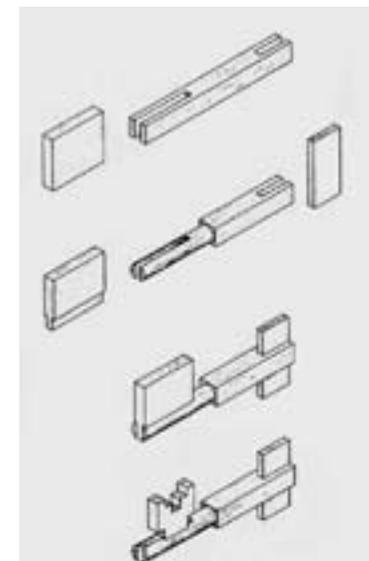
Als ihm jedoch alle drei ein Ja oder Nein zu seiner Beteiligung an der Flucht abverlangten, weil nur Mitglied werden durfte, wer auch mitfloh, antwortete er mit Nein. Damit gab es kein Fluchtkomitee mehr. Das Trio agierte von nun an allein, aber wir haben nie gezögert, es weiter zu un-

terstützen. Tim und seine zwei Genossen sahen sich selbst als entschlossene Aktivisten und uns als Zauderer, die die Flucht stoppen wollten, weil sie den Kampfeswillen verloren hatten. Die drei konnten an nichts anderes mehr denken. Tim hat unsere Auseinandersetzungen in seinem Bericht über die Flucht für den ANC und auch in seinem Buch *Und vor uns die Freiheit* nicht dargestellt.

Eine weitere heftige Kontroverse blieb leider nicht aus. Die drei wollten Vermeulen knebeln und fesseln und ihm seine Dienstwaffe und den Schlüssel für sein Privatauto abnehmen. Das hätten wir bei einer großen Flucht tun können, aber nicht, wenn die Mehrheit der ANC-Genossen im Gefängnis zurückblieb. Ein Anschlag auf einen Wärter und ein Waffendiebstahl haben Auswirkungen auf das Sicherheitsdenken im Gefängnis. Das hätte uns in große Bedrängnis gebracht. Ich war für alle verantwortlich und bestand darauf, die Flucht so zu planen, dass ein solches Vorgehen nicht nötig wurde. Keine Gewalt gegen Wärter! Mein Verhältnis zu Alex erreichte während dieser Auseinandersetzung den Tiefpunkt.

Als Tim schier unlösbare Schwierigkeiten wegen eines Schlüssels für Tor Nummer sechs hatte, half ich ihm. Seit etwa zehn Jahren hatte ich einen Schlüssel versteckt. Es war eine Art Dietrich, drei Stück Draht mit Bindfaden zusammengebunden. Diesen Schlüssel hatte ich gebastelt, als ich noch in der Holzwerkstatt arbeitete. Der Schlüssel passte in viele Schlösser, weil er mit geschickten Bewegungen in die richtige Position gebracht werden konnte. Er musste in jeder Tür anders einrasten und passte auch in Tor sechs.

Tim stand überdies noch vor dem größten Problem, das ich bislang auch nicht hatte lösen können: Die dicken Zellentüren aus Metall – nicht die Gittertüren – waren von innen nicht aufzuschließen. Sie hatten nicht mal ein Schlüsselloch. Tim fand einen grandiosen Ausweg: Er befestigte den



Konstruktion eines Holzschlüssels



Der alte Schlüssel für die Zellen auf Robben Island

Schlüssel an einem Besenstiel, den er aus dem vergitterten Zellenfenster hinaus auf den Gang und dann rechts zur Zellentür hin balancierte. Mit meisterhafter Koordination und einem Rasierspiegel schaffte er es, das Schlüsselloch zu finden, den Schlüssel hineinzustecken und dann mit dem Besenstiel wie mit einer Kurbel zwei Mal umzudrehen.

Tim besaß von Natur aus nicht nur eine hervorragende Körperkoordination, er hatte auch Sinn für Präzision. Er erzählte mir, wie er als 15-jähriger Junge kleine Elektro-Rennautos gebaut hatte. Diese kleinen Autos sind normalerweise schwer zu steuern. Tim baute bei seinen Autos den Motor aus und arbeitete ihn an einer Drehbank nach. Mit dem Ergebnis, dass er seine Fahrzeuge besser lenken und seine Freunde besiegen konnte. Tim war ein großes Talent, ein Ingenieur der Genauigkeit, brillant und absolut exakt.

Für die letzte Feinarbeit an den Schlüsseln brauchten wir einen LötKolben. Den hatten wir in unserer Sektion schon vor Jahren benutzt, als wir Lautsprecher in unseren Zellen installiert hatten. Ich hatte diese Anlage eingebaut und wusste, dass der LötKolben im Büroschrank des Gefängnischefs lag. Ich durfte ihn manchmal für Reparaturen benutzen. Also taten wir so, als hätte David Rabkins Lautsprecher einen Defekt, und ich reparierte ihn, wozu ich Tim als Helfer anforderte. So konnte Tim die Schlüssel löten, und ich hielt Wache.

Man hat Tim später kaum geglaubt, dass er sich die jeweilige Form und Machart der Schlüssel durch bloße Beobachtung eingeprägt hatte. Aber es war so. Auch ich hatte meinen Dietrich nur durch das Studium der Schlüssel am Bund der Wärter angefertigt. Man kann die geometrischen Formen des Schlüsselbartes sehen, und dann feilt man seinen Schlüssel so lange nach, bis er schließt. Dazu brauchte man etwas technisches Hintergrundwissen. Die größte Schwierigkeit für Tim war nicht der Schlüsselbart, sondern der Schaft, der genau ins Schlüsselloch passen musste. Die meisten Schlüssel hat Tim aus Holz gemacht. Das war seine Spezialität. Holzschlüssel haben einen großen Vorteil gegenüber Metallschlüsseln. Sie sind sehr leise und machen kein Geräusch, wenn sie schließen.

Wie bei den Schlüsseln halfen wir auch bei der Suche nach Zivilkleidung, die wir in dem Altkleiderkorb für Putzklappen fanden. Die Klamotten hatten die sogenannten *stockies* zurückgelassen, Gefangene, die noch nicht verurteilt waren und Zivilkleidung tragen durften. Welch ein Erlebnis, als wir für den großen, schlanken Stephen perfekt passende Jeans fanden. Leider war für den kleinen, kräftigen Denis nie etwas Passendes dabei!

Ich war auch der Anlass, der dazu führte, dass wir Schuhe für die Flucht bekamen. Ich hatte schon jahrelang eine Knieverletzung, die sich nach meinem Fluchtversuch aus dem Vereeniging-Gefängnis, als ich vom Dach gesprungen war, noch verschlimmert hatte. Schließlich genehmigte die Gefängnisverwaltung eine Operation, um den Meniskus zu entfernen. Danach bekam ich sogar Physiotherapie, eine Seltenheit im Gefängnis. Der Therapeut, ein wirklich netter Mensch, empfahl mir aus medizinischen Gründen gepolsterte Sohlen für mein Bewegungstraining. Ich durfte ein Paar Adidas-Sportschuhe kaufen. Welch ein Laufgenuss! Ich schlief mit den Schuhen unter dem Kopfkissen und genoss den frischen, neuen Geruch. Genau wie damals, als ich mit neun Jahren meine ersten Rugbyschuhe bekam.

Hauptmann Schnepel, der Gefängnischef und ein unberechenbarer Typ, kam nun auf die Idee, dass es unfair sei, wenn nur ich und nicht alle »seine« Männer Sportschuhe hätten, und nun durften alle Adidas kaufen. Die leuchtenden Farben waren wunderbar und fröhlich. Wir machten aus den Turnschuhen schwarze Straßenschuhe für die Fluchtgruppe: Für mein Geografiestudium hatte ich wasserfeste schwarze Tinte, um Landkarten zu zeichnen. Tim erzählte mir Jahre später, dass farbige Schuhe damals viel mehr in Mode waren als glänzende schwarze Schuhe, die an einen Kirchenbesuch erinnerten. Man bleibt wirklich zurück im Gefängnis!

Dann ordnete Schnepel an, dass wir zu den Sportschuhen weiße T-Shirts tragen sollten, um die Gefängniskleidung zu schonen. Wir würden sie beim Sport nicht so durchschwitzen. Dave Kitson, der das Familienmagazin *Huisgenoot* lesen durfte, fand darin Porträts von amerikanischen Filmstars zum Aufbügeln. Sofort kam ihm die Idee, dass wir die Flucht-T-Shirts mit diesen Bildern modisch aufpeppen konnten. Ich habe vergessen, wer Jackie Bisset bekam! Wir alle fühlten uns also für das Gelingen der Flucht verantwortlich. Die Chance sollte nicht durch einen Fehler verspielt werden.

Jeder von uns kannte das Versteck für die Fluchtkleidung und das Werkzeug in einem



Tim in seiner Fluchtkleidung

Schrank hinter dem Heißwasserboiler in den Duschen. Was für ein Schock, als wir Wasser aus dem Schrank rinnen sahen. Der Boilerleckte und musste repariert werden. Also haben wir den Sack mit den Sachen vorübergehend in einem Treppenaufgang hinter einer verschlossenen Gittertür versteckt. Als diese Gittertür zugeschweißt wurde, fiel es uns schwer, die Sachen wieder herauszuholen. Alex rutschte der Sack aus der Hand, und er fiel in das dunkle Treppenhaus. Wir bastelten eine Art Enterhaken und schafften es, den Sack hochzuziehen und ihn wieder mit den Händen zu fassen. Die anderen standen um uns herum und »putzen« den Boden, um uns vor Blicken zu schützen.

Heute verstehe ich, warum die drei Männer über die Bauarbeiten im Gefängnis so besorgt waren. Aber die Konfrontation zwischen der Dreiergruppe und uns anderen Gefangenen hatte sich immer mehr zugespitzt. Wir standen kurz vor dem endgültigen Bruch, weil sie nicht bis zum vereinbarten Fluchtdatum warten wollten. Kurz vor der Flucht forderte Alex mich ultimativ zur Hilfe auf. Ich sollte meine Glühbirne zerbrechen und dadurch den Wärter ablenken. Aber wie sollte ich das anstellen, ohne den Behörden den Beweis zu liefern, dass ich die Flucht mit vorbereitet hatte? Mit Folter war alles zu haben. Man weiß nicht, ob man stark genug ist oder ob man alles ausplaudert. Vor allem nach so vielen Jahren Gefängnis. Ganz sicher würde es nach der Flucht viel härter zugehen. Aber Alex machte sich darum keine Gedanken. Natürlich würde ich den gewünschten Kurzschluss erzeugen. Ich entschloss mich, die Sicherung durchbrennen zu lassen. Das konnte Zufall sein, es kam zumindest sehr oft vor. Aber die Glühbirne wollte ich nicht, wie gefordert, zerbrechen. Das ist ganz untypisch für einen Kurzschluss.

Ich wollte auch nicht mein »Studienprivileg« verlieren. Diese Vergünstigung bedeutete mir sehr viel und war ein Schlüsselement für mein Überleben. Alle meine Mitgefangenen hielten mich für den eifrigsten Studiosus. Ich studierte schon mehr als 15 Jahre und das jeden Tag, manchmal bis zu zehn Stunden. Wie soll man sonst die Zeit füllen, ohne das elektrische Licht fürs Studieren? Alle Neuzugänge fanden es großartig, so viel Zeit fürs Studieren zu haben. Sie beneideten mich ein wenig. Ich aber wäre lieber frei gewesen und hätte tausend andere Sachen gemacht. Sollte ich mein Studium im Gefängnis gefährden? Am meisten ärgerte mich, dass Alex so selbstverständlich von mir verlangte, zu tun, was ihm nützlich schien. In seinem Denken tauchte ich, der Lebenslängliche, mit meinen eigenen Interessen nicht mehr auf. Er hörte meinen Argumenten gar nicht zu. Ich hatte mir schon ein dickes Fell zugelegt, aber das war zu viel.

Am Ende spielte das alles keine Rolle. Wir stießen auf die beste Lösung für das Problem: Das Trio hatte herausgefunden, dass der Fluchtweg aus dem Gefängnis am Büro des Nachtdienstes vorbeiführte. Die Ausbrecher ließen in diesem nachweislich unzuverlässigen elektrischen System eine Sicherung ausfallen und versteckten sich dann in einem Schrank unterhalb der Treppe. Ich rief nun Me-e-e-nee-ee-ee-er. Vermeulen verließ seinen Dienstraum und kam in unsere Gefängnissektion. Ich bat ihn, die Sicherungen wieder reinzudrehen, und wir begannen mit unserer abendlichen Plauderei. Meine Kameraden marschierten ungehindert an dem unbesetzten Platz vorbei und waren verschwunden.

Sergeant Badenhorst entdeckte die Flucht, als er am nächsten Morgen unsere Zellentüren aufschloss. Tagsüber blieben die schweren Eisentore gewöhnlich offen, und wir waren dann nur hinter der zweiten Tür, der Gittertür, eingesperrt. Badenhorst war zwar schon durch das aufgeschlossene Eingangstor ins Haus gekommen, hatte aber nichts bemerkt.

Er öffnete die erste Tür: Stephen Lee lag noch im Bett. Er öffnete die zweite Tür und Tim war auch noch im Bett. Ich war der Dritte und stand ganz unschuldig hinter meinem Gitter stramm. Badenhorst blickte zurück und sah, dass die beiden anderen immer noch nicht aufgestanden



Tim Jenkin, Stephen Lee und Alex Moumbaris nach der Flucht

waren. Dann ging ihm plötzlich ein Licht auf: In ihren Betten lagen Puppen! Ich beobachtete ihn die ganze Zeit. Er wurde kreidebleich und taumelte an die Wand des Ganges. Ich dachte, gleich wird er ohnmächtig oder erleidet einen Herzanfall. Dann riss er sich zusammen und rief nach seinem Vorgesetzten. Vor Schreck versagte ihm die Stimme, und es kam nur noch ein Piepsen: »Piet, Piet.« Nun stolperte er die Treppen hinunter. Gefängnisoffizier Pieterse, eigentlich ein freundlicher Typ, der nur selten die Nerven verlor, kam die Treppe herauf, begutachtete die Bescherung und schloss erst einmal alle anderen Zellentüren auf, um zu sehen, ob noch einer fehlte. Ich bilde mir ein, dass er mir ein wenig zulächelte. Auch Alex war eine Attrappe.

Nun tauchten jede Menge Sicherheitspolizisten auf. Die Beamten zeigten sich höchst überrascht, mich vorzufinden. »Goldberg, Sie noch hier! Na, Sie sollten doch geflohen sein. Wenn einer einen Grund zum Abhauen hatte, dann doch Sie!« Nur einer meinte: »Nein, Goldberg, ich wusste, Sie fliehen nicht. Kommunisten halten aus, kämpfen bis zum Ende. Sie sind doch einer?« Ich enthielt mich ausnahmsweise jedes Kommentars.

Tim und Alex schafften es binnen 24 Stunden über die Grenze nach Swasiland und weiter nach Mosambik. Stephen versteckte sich in Johannesburg und wurde von unseren Genossen später herausgeschmuggelt. Jahre später sind wegen dieser Sache noch einmal eine ganze Reihe seiner Helfer verurteilt und hinter Gitter gebracht worden.

Sie hatten es geschafft. Wir blieben zurück, überwältigt von gemischten Gefühlen: Freude, Traurigkeit und Angst. Raymond Suttner hat mir einmal aus eigener Erfahrung berichtet, wie sehr es einem Gefangenen zusetzen kann, wenn er in schwacher körperlicher Verfassung nach langer Haft ein zweites Mal dem Terror der Verhöre ausgesetzt wird. Nach Verbüßung seiner Strafe im Zentralgefängnis von Pretoria kam er 1986 in Präventivhaft und wurde vollkommen isoliert, Ende offen. Raymond, von dem ich immer dachte, er sei der Comrade »Revolution pur« erlitt einen fast völligen Zusammenbruch. Vielleicht war es nur die Gesellschaft eines kleinen Vogels, die ihn vor dem Wahnsinn gerettet hat. Der Vogel schlief auf seiner Brust. Erst in diesem Augenblick, erzählte mir Raymond, habe er eine Vorstellung davon bekommen, was »lebenslanglich« für mich bedeutet haben müsse und wie schwer es für mich war, die anderen entkommen zu sehen, ohne mitgehen zu können. Nach 27 Monaten wurde er aus seiner zweiten Haft freigelassen. Später hat er viele Bücher zur Geschichte des Untergrundkampfes veröffentlicht, zum Beispiel *Inside apartheid's prison*, eine bewegende Schilderung seiner Sicherheitsverwahrung im Gefängnis.

Die Order an uns hieß: »Normal verhalten.« Es gab sogar noch Frühstück vor den Verhören. Ich wusste natürlich von nichts. Ich hatte Gitarre gespielt und dann dem allabendlichen Lautsprecherkonzert gelauscht. Danach hatte ich Vermeulen gerufen, weil das Licht ausging. Alles keine besonderen Vorkommnisse.

Die Sicherheitspolizei nahm vor allem David Rabkin und Tony Holiday in die Mangel. Was sie sich von diesen Unschuldsengeln versprachen, blieb uns ein Rätsel. Viele hochrangige Vertreter der Gefängnisverwaltung kamen noch Tage später, um das Desaster in Augenschein zu nehmen. Jeder überzeugte sich zuerst, ob ich wirklich noch da war, und wurde schon ruhiger, wenn er mich sah.

David's Vater kam umgehend aus England zu einem lange geplanten und längst genehmigten Besuch. Das hat uns wahrscheinlich viel Unbill erspart. Der britische Geschäftsmann Rabkin ersuchte General Le Roux, den zweithöchsten Gefängnisbeamten Südafrikas, wegen der außerordentlichen Umstände um ein Gespräch, das er mit den Worten beendete: »Im Geschäftsleben gibt es Gewinne und Verluste. Man kann nicht immer gewinnen. Ich hoffe, die verbliebenen Gefangenen werden nicht für die Flucht bestraft.« Da die Behörden vor allem international um Schadensbegrenzung bemüht waren, blieben unsere Behandlung und die Verhöre erträglich. Aber es gab eine neue Regel, wonach wir sonntags in den Zellen bleiben mussten. Bisher hatten wir in den Hof gehen oder Sport treiben dürfen.

Ich empfand diese neue Regel als eine versteckte Strafe und verlangte, sofort einen der höchsten Beamten, Brigadier Gericke, zu sprechen. Ich kannte ihn schon seit 1963. Aber er ließ sich nicht in seiner Sonntagsruhe stören und kam nicht. Ich blieb gegenüber der Wachmannschaft vom Wochenende so hartnäckig, dass keiner wagte, uns einzusperren. Gericke kam am Montagmorgen zu mir: »Sie denken wohl, Sie können mich rufen lassen, wann immer es Ihnen passt!«

»Es hat doch geklappt. Sie haben doch offensichtlich befohlen, dass wir sonntags nicht eingesperrt werden. Danke dafür! Ich weiß natürlich, Brigadier, dass Sie nur kommen, wenn Sie wollen.« Er lächelte, seine Ehre und sein Ego waren befriedigt. Dann bat er mich, unsere Beschwerden aufzählen. Ich sehe noch vor mir, wie dieser Hüne von einem Mann seinen großen und bestimmt sehr kostbaren Mont-Blanc-Füllfederhalter zückte und ein Blatt Papier vor sich ausbreitete.

Ich schilderte all unsere Probleme: beim Studieren, beim Briefversand, die Reglementierungen bei den Besuchen und vor allem das impertinente Betragen der Wärter. Allen Reklamationen wurde stattgegeben und

ich muss sagen, dass sich die Situation danach etwas besserte. Vermeulen wurde verhaftet, für mehrere Monate eingesperrt und der Mithilfe beschuldigt. Unter Androhung physischer Gewalt erzwangen sie ein falsches Geständnis von ihm. Er sagte aus, wir hätten ihm die – lächerliche – Summe von 200 Rand versprochen. Vermeulen wurde für schuldig befunden, ging aber in Berufung und wurde freigesprochen. Während des Verfahrens hatte Stephen Lee in London einer britischen Zeitung die Story seiner Flucht erzählt. Vermeulens Rechtsanwalt bat ihn daraufhin um eine eidesstattliche Erklärung, dass sein Mandant keine Hilfe bei der Flucht geleistet habe. Stephen tat das. Die Meinungen darüber waren geteilt, denn er half natürlich einem Angehörigen des verhassten Regimes. Aber er zeigte damit auch, der ganzen Welt zur Kenntnis, dass wir trotz allem, was man uns tagtäglich angetan hatte, human denkende Menschen waren und danach handelten. Für Vermeulen wandelte sich deshalb der »Terrorist« Stephen Lee zu einem »anständigen Menschen«. Ich war mit Stephen einer Meinung. Er hasste die Ungerechtigkeit und bekämpfte sie, die Apartheid und jede andere auch.

Nach den ersten Berichten über die Flucht, ohne Details über die Geflohenen, nahmen viele Bekannte und Freunde an – oder hofften zumindest –, dass ich einer der Flüchtigen wäre. Das bedeutete natürlich eine große Aufregung für Esmé. Alex' Frau Josie hatte häufig bei Esmé angerufen, sie nach Nachrichten über »unsere Männer« gefragt und ihre Ängste bei Esmé abgeladen. Diese Anrufe hörten abrupt auf, nachdem klar war, dass Alex sicher in Mosambik gelandet war. Als sich herausstellte, dass ich nicht an der Flucht teilgenommen hatte, war dies für Esmé eine tiefe Enttäuschung. Wie sollte sie auch wissen, wie kompliziert alles gewesen war und warum ich zurückgeblieben war? Sie nahm mit einigem Recht an, dass ich einmal mehr die Bedürfnisse anderer über die ihren gestellt hatte. Später erzählte sie mir, am schlimmsten sei die Kaltherzigkeit der jüngeren Comrades wie Josie und des Trios gewesen, die nichts unternommen hätten, um sie zu trösten.

Auch Baruch Hirson war sehr enttäuscht, als die zwei Flüchtlinge ohne mich in London eintrafen. Er ärgerte sich, dass all seine Bemühungen, die meiner Flucht gegolten hatten, ignoriert worden waren. Nach meiner Freilassung aus dem Gefängnis sprach ich mit ihm in London noch einmal über die Flucht. Er verstand danach besser, dass ich keine Chance gehabt hatte, aber ich glaube, er hat mir nie richtig verziehen, dass ich ihn »im Stich gelassen« habe. Natürlich wäre ich gern als Held aus dem Gefängnis gekommen. Es war schwer zu verkraften, dass ich zurückbleiben musste. Dennoch war ich glücklich über den Erfolg meiner

Comrades, und trotz meiner Enttäuschung war ich sehr stolz auf unseren Part bei der Sache, die ein Schlag ins Gesicht des Regimes war. Die Kombination aus Tims unglaublichem Gefühl für Präzision und seinem Mut war das Geheimnis der gelungenen Flucht. Mut allein, ohne diese Präzision, hätte nicht ausgereicht! Tim treffe ich übrigens heute noch hin und wieder, und ich würde sagen, dass wir ein freundliches, wenn auch nicht besonders enges Verhältnis zueinander haben.

Ich konnte mit meiner Entscheidung leben und machte aus meinem Verbleiben im Gefängnis das Beste, was daraus zu machen war. Für die Gruppe war es gut, dass ich blieb. Ich konnte selbst in dieser harten Phase für alle Zurückgebliebenen mit den Behörden sprechen, Beschwerden vorbringen, Rechte einfordern und sogar Ärger zeigen. Als ich 1985 – fünf Jahre später – entlassen wurde, empfanden die Insassen meine Abwesenheit als eine große Lücke, wie mir ein Mitgefangener sehr viel später erzählte. Sie vermissten mich, weil sich vieles wieder zum Schlechten veränderte.

## Galgen und Gesänge 150 Hinrichtungen pro Jahr

Nach der Flucht von Tim, Stephen und Alex mussten die zurückgelassenen Gefangenen die Konsequenzen tragen. Die Politischen wurden fast drei Jahre in einen anderen Trakt verlegt. Dieses Gefängnis wurde aus Galgenhumor Beverly Hills genannt – weil es ein schrecklicher Ort war. Etwa 150 Hinrichtungen am Galgen fanden hier jedes Jahr statt, 52 Wochen im Jahr, zwei bis vier Hinrichtungen jede Woche. Einige unserer tapferen Comrades saßen in Beverly Hills im Todestrakt und warteten auf ihre Hinrichtung. Viele Abende sangen sie mit tiefen Stimmen unsere bewegenden Freiheitslieder. Ich versuchte sie auf meiner Blockflöte zu begleiten, denn Singen ist nicht meine Stärke.

Viele Jahre später wurde ich daran erinnert. Nach Nelson Mandelas Freilassung 1990 fuhren Medienvertreter mit ihm und anderen politischen Gefangenen nach Robben Island. Ich war dabei und sah das Inselgefängnis zum ersten Mal. Ein jüngerer Mann mit Rasta-Locken kam auf mich zu und fragte, ob ich Denis Goldberg sei. Ich bejahte, er stellte sich als James Mange vor und begrüßte mich als den »Penny Whistle Player« von Beverly Hills. Mein Flötenspiel habe ihnen gezeigt, dass ich noch am Leben war. Das habe sie gestärkt und alle hätten zugehört. Ich fühlte mich höchst geehrt. Ich bin kein geborener Musiker, doch im Ge-

fängnis brachte ich Musik und Noten zusammen, Ton für Ton, bis ich ein ganzes Lied spielen konnte. In diesen finsternen Nächten lernte ich, meine Gefühle und Empfindungen in Musik und Klang auszudrücken. Ich versuchte auch, von meinen Comrades Abschied zu nehmen, als wir wieder in ein anderes Gefängnis verlegt wurden. Wir waren einander nie begegnet und sollten uns nie mehr sehen. James Mange wurde zu lebenslänglich begnadigt. Mir war egal, ob die Wärter mein Flötenspiel bestrafen würden oder nicht.

Schon nach meiner Verurteilung im Juni 1964 war ich im alten Zentralfängnis von Pretoria in der Nähe des Todestrakts untergebracht gewesen. Damals war nur ein einziger weißer Strafgefangener hingerichtet worden. Er hatte sich eine seltsame Musik-Mischung für seine letzten Stunden ausgesucht: Kirchenlieder sowie sentimentale Country- und Western-Songs. Er schritt tapfer zum Galgen, wie ein Mann, und die anderen Weißen bewunderten ihn dafür, während sie bei Schwarzen nur abfällige Bemerkungen gemacht hatten. Die meisten Todeskandidaten aber waren Schwarze, auch drei ANC-Comrades aus Port Elizabeth. Einer der drei, Vuyisile Mini, war ein bekannter Schreiber und Komponist von Freiheitsliedern gewesen.

Die ganze Nacht hindurch sangen die Gefangenen die *Internationale*, *Nkosi Sikelel' iAfrika* und viele andere Lieder. Meine weißen Mitgefangenen hatten so große Angst vor den Schikanen der Wärter, dass sie den Mund nicht aufmachten. Auch ich sollte nicht singen, weil dann alle bestraft worden wären. Ich habe mich daran gehalten. Ich war gerade selber der Todesstrafe entkommen und nicht in bester Verfassung. Man ist nicht immer mutig, Mut ist eine relative Sache. Auch politische Gefangene sind nicht immer Helden. Revolutionäre sind keine Übermenschen, auch sie leiden und weinen. Bis heute tut es mir leid, dass ich nicht mit Vuyisile Mini und seinen beiden Comrades gesungen habe. Sie sind am 4. November 1964 hingerichtet worden.

In Beverly Hills mussten wir zwei lange Jahre und acht Monate miterleben, wie das Apartheidregime Menschen systematisch umbrachte. Unsere Zellen lagen direkt gegenüber dem Gebäude mit den Galgen, dazwischen war nur der zehn Meter breite Gefängnishof. Woche für Woche wurden die Galgen von den Schreibern vorbereitet und die Falltüren geprüft – jedes Mal ein lautes »Klack«. Diese Geräusche hämmerten sich in unsere Köpfe ein. Es war furchtbar und zermürbend. Wir hörten die Vorbereitungen und die Vollstreckung, ein schrecklicher Beweis für die Grausamkeit der Apartheid und den Rassismus der Strafjustiz in Südafrika. Nur wenige Weiße wurden gehängt. Viele weiße Kriminelle ver-

höhten die schwarzen Todeskandidaten. Einmal hörten wir die Angstschreie einer Strafgefangenen, die zum Galgen geführt wurde. Sie hätten sie auf einer Bahre hintragen müssen, erzählten die Wärter. Die Weißen amüsierten sich über ihre Not und klopfen widerliche rassistische Sprüche ... Am Ende seien wir Weißen eben doch die Stärkeren.

Noch Monate nach der Urteilsverkündung mussten die Häftlinge in ihrer Todeszelle auf die Hinrichtung warten. Am späten Nachmittag kam ein Amtsrichter, der die Todeskandidaten des nächsten Tages informierte. Langsam, zögerlich begann der Gesang, Hymnen, Kirchenlieder, sehr traurig; und dann schwoll er an, bis 3.000 Gefangenenkehlen diesen elenden Ort erfüllten, und sie sangen die ganze Nacht hindurch. In meinen Ohren hatten die hoffnungslosen Gesänge nur eine Botschaft: »Ich gehe ins Nichts.« Die Hymnen handelten zwar vom ewigen Leben, aber trotzdem war der Gesang so voller Verzweiflung, dass es uns schauderte. Für die, die dem Tod ins Auge blicken mussten, war es natürlich am grausamsten, aber es Woche für Woche zu hören, war ebenfalls schlimm.

Wir verzichteten auf den Hofgang, wenn die Galgen hergerichtet wurden. Es war nicht zu ertragen. Wir hörten, wie die Gefangenen in den Hinrichtungsraum gebracht wurden, und wir hörten die Falltüren nach unten klappen. Wie auf Knopfdruck rissen die Gesänge ab – und danach herrschte tiefe, tiefe Stille. Ein Gefühl der Erschöpfung, der Sinnlosigkeit und Leere machte sich breit. Es war grauenvoll. Nur ganz langsam gewannen wir die Fassung zurück und das Leben ging weiter bis zur nächsten Woche ...

Im Todestrakt unseres Gefängnisses waren auch einige MK-Comrades, die man wegen Anschlägen auf Polizeistationen, bei denen Polizisten umgekommen waren, zum Tode verurteilt hatte, obwohl sie nach der Genfer Konvention Kriegsgefangene waren: Simon Mogoerane, Jerry Mosololi, Marcus Motaung und sechs andere. Die Comrades unter den Häftlingen sangen, anders als die Strafgefangenen, Freiheitslieder. Sie sangen abends eine halbe Stunde lang, vor der Acht-Uhr-Glocke. Danach wurde das Licht gelöscht. Mit der Zeit lernten alle Häftlinge die schönen Melodien der Freiheitskämpfer. Ihr Gesang war furchtlos und voller Stolz. Sie sangen Lieder aus den 1950er und 1960er Jahren, die ich noch kannte, und neue aus den MK-Camps in Angola und anderswo.

Ein Lied berührte mich besonders, es war die Version eines Songs aus dem Befreiungskampf in Simbabwe. Der Refrain hieß: »Es lebe Comrade Ruth First. Lang lebe sie. Wir werden dich niemals vergessen. Es lebe Comrade Ruth First.« – »Es lebe Comrade Saloojee. Lang lebe er. Wir werden dich niemals vergessen. Es lebe Comrade Saloojee.« Dann folg-

ten immer weitere Strophen, für Vuyesile Mini und viele andere, die das Apartheidregime ermordet oder hingerichtet hatte. Danach besangen sie die schon verstorbenen großen ANC-Führer und Gewerkschafter wie Moses Kotane, voller Trauer über den Tribut an Menschenleben, den der Freiheitskampf forderte. Dann wurde es fröhlicher.

Optimistisch und schneidig stimmten sie an: »Es lebe Comrade Joe Slovo. Lang lebe er. Wir werden immer an dich denken. Es lebe Comrade Joe.« Es lebe Comrade Mandela, Sisulu und weitere, die im Gefängnis saßen. Und dann der Vers, der mich am meisten bewegte: »Es lebe der ANC. Lang lebe er. Wir werden immer an dich denken. Es lebe der ANC.« Sie begegneten dem Tod mutig, unverzagt und zuversichtlich, dass die Ziele erreicht würden, für die sie zu sterben bereit waren.

Das mag sentimental klingen und ich höre schon die Stimmen, die sagen, wir wären kindisch oder verblendet. Aber wenn man die Comrades so abgeklärt und dennoch in verschiedenen Stimmungen singen hörte, konnte man nur von ihrer Hingabe, ihrem Mut und ihrer Entschlossenheit ergriffen sein. Diese Comrades wussten, was sie taten und warum sie es taten.

Ihr Gesang endete jeden Abend mit der Nationalhymne *Nkosi Sikelel' iAfrika* und der *Internationalen*. Mal kam das eine, mal das andere Lied zuletzt. Die Kombination von nationaler Befreiung (»God bring back Africa«) und internationaler Klassenpolitik (»Wacht auf, Verdammte dieser Erde«) schien mir die beiden wesentlichen Stränge unserer Befreiungsbewegung abzubilden. Internationalismus und Widerstand gegen nationale Unterdrückung als Ausdrucksform der Klassenunterdrückung waren darin enthalten.

Sechs von ihnen wurden nach relativ kurzer Zeit begnadigt, aber ihnen muss es wie eine Ewigkeit vorgekommen sein. Moegerane, Mosololi and Motaung wurden am 9. Juni 1983 gehängt. Wir waren damals bereits verlegt worden. Ihre Hinrichtung führte weltweit zu einem Aufschrei der Empörung.

Ich kann nicht fassen, dass Leute die Todesstrafe wieder einführen wollen. Sie hat niemals Verbrechen verhindert, sondern nur den Staat und diejenigen, die sie exekutieren, gefühllos und gleichgültig gegenüber dem Leben gemacht. Es ist großartig, dass unsere gegenwärtige Verfassung die Todesstrafe verbietet.

## Kontakt zur Welt Prozess gegen die Zensur

Von Beginn der Haft an wurden alle politischen Gefangenen von Informationen und Nachrichten der Außenwelt abgeschnitten. Nach dem Motto: Safeknackern gibt man keine Schlösser und Schlüssel zum Spielen. Außerdem wurden unsere Briefe zensiert und die Besuche überwacht. Zum Beispiel durfte mir eine Besucherin nicht erzählen, dass während der populären TV-Serie *Welt im Krieg* über den Zweiten Weltkrieg so viele Zuschauer während der Werbepausen auf die Toiletten gingen, dass in den großen Städten der Wasserdruck nachließ. Wir durften weder über den Zweiten Weltkrieg noch über andere Kriege sprechen. Und als die USA 1976 die Zweihundertjahrfeier der Unabhängigkeitserklärung begingen, rissen sie einen kleinen Artikel darüber aus *Reader's Digest* heraus.

Selbst die Bücher, die wir für unser Studium brauchten, begutachtete ein Unteroffizier. Er händigte uns viele Bücher nicht aus. Sie gingen ungelesen in die Bibliothek zurück. Wir wollten diese unhaltbare Situation ändern. 13 Jahre hatten wir nichts von den Ereignissen in der Welt mitbekommen. Damals lebte Bram noch und er ließ unseren Anwalt aus dem Rivonia-Prozess, Arthur Chaskalson, fragen, ob es aussichtsreich sei, dazu einen Prozess zu führen. Der meinte, das sei ein schwieriger Fall. Also haben wir nichts weiter unternommen.

Die Zensur wurde immer absurder und selbst harmlose Magazine wurden verstümmelt. Nachdem Bram gestorben war, wollte ich die Sache noch einmal angehen. Ich studierte gerade Jura und war auch nicht so penibel wie Bram. Die Zensur war einfach zu lächerlich und wir hatten nichts zu verlieren. Meiner Meinung hatten wir eine Chance über das Verwaltungsrecht, demzufolge das Parlament die Ausarbeitung von detaillierten Regeln den Behörden überließ. Meine Mitgefangenen stimmten zu, und ich bekam den Auftrag, den Fall zu sondieren. Hillary fand einen Anwalt für uns.

Die Wahrscheinlichkeit zu gewinnen sei nicht sehr groß, meinte er, aber ich erklärte – wohl wissend, dass meine Aussage aufgezeichnet wurde –, ein cleverer Prozess werde die Intellektuellen selbst in der regierenden Nationalpartei in Verlegenheit bringen und sie würden sich für uns einsetzen. Auch Richter fanden es manchmal peinlich, wenn Beamte übereifrig agierten. Allerdings war es eher untypisch, dass ein Richter in so einem Fall den Verantwortlichen direkt aufforderte, den Mangel zu beheben. Er würde selbst bei einer schockierenden Anordnung vorsichtig sagen, der Gerichtshof hoffe, dass der Betreffende die Sache noch

einmal überdenken und dann zu einer anderen Entscheidung kommen würde.

Raymond Tucker, unser neuer Anwalt und einer der wenigen Menschenrechtsanwälte in jener Zeit, besuchte mich. Wir saßen uns an einem Tisch gegenüber und der diensthabende Offizier saß zwischen uns, und zwar so, dass er uns den Blick aufeinander verstellen konnte. Eine groteske Situation, aber sie war erlaubt. Bei Straftaten musste der Anwaltsbesuch in Sicht-, aber nicht in Hörweite des Aufpassers stattfinden, bei Zivilsachen musste er uns zusehen und zuhören können. Da aber in diesem Fall die Gefängnisbehörden der Antragsgegner waren, sollten sie auch nicht anwesend sein. Raymond schrieb an den Ministerialdirektor für Vollzugsanstalten und die Sache wurde behoben.

Trotz Abhöranlage erklärte ich Raymond im Beratungsraum, worum es uns in der Hauptsache ging. Ich hatte detaillierte Aufzeichnungen über die Zensur gemacht: Titel des Magazins, Nummer der Ausgabe, Seite, Spalte und Länge des Ausschnitts in Zentimetern, alles hatte ich protokolliert. Da ich die Notizen dem Anwalt nicht übergeben durfte, musste er alles mitschreiben – das war langwierig und ermüdend. Auch ein Tonbandgerät war nicht erlaubt. Tucker legte die Liste einem anderen Anwalt vor und der fand, das sei ein aussichtsreicher Fall. Nun waren meine Comrades an der Reihe und alle bereiteten eidesstattliche Erklärungen vor – wer wir waren, wofür wir in Haft waren und wie lange. Wir beantragten, das Gericht möge feststellen, dass wir berechtigt seien, Zeitungen, Quellen, Magazine und Journale unserer Wahl zu beziehen, und dass unsere Briefe und Besuche ausschließlich unter Sicherheitserwägungen zu zensieren seien. Der Fall Nummer M776/77 – Denis Goldberg und acht andere gegen den Minister für Gefängnisse, den Ministerialdirektor und den befehlshabenden Offizier des Gefängnisses in Pretoria – wurde dem Obersten Gerichtshof der Provinz Transvaal zur Entscheidung vorgelegt.

Ich führte in meiner eidesstattlichen Erklärung, die Grundlage des Prozesses war, aus, dass wir sehr viel härter als andere Gefangene behandelt würden und dass das vollständige Abgeschnittensein von Nachrichten negative Auswirkungen auf unsere Kontakte zu Familie und Freunden habe. Dies stelle eine ungerechtfertigte Strafe zusätzlich zum Freiheitsentzug dar. Richter Curlewis war uns sehr feindlich gesonnen. In seinem Urteil vom 5. August 1977 gab er dem Ministerialdirektor für Vollzugsanstalten fast uneingeschränkte Vollmacht, uns zu behandeln, wie er wollte. Eine Strafe bestehe nicht nur im Freiheitsentzug, »eine verurteilte Person kann nicht erwarten, im Gefängnis so zu leben wie

außerhalb des Gefängnisses. Ein Gefängnis ist kein Hotel mit verbarrikadiertem Ausgang.« Das brauchte er uns wahrlich nicht zu erzählen.

Der Richter sagte sogar, der Direktor sei frei, über die Behandlung von Gefangenen zu entscheiden, so als ob diese Behandlung »nicht gegen das Gefängnisgesetz und seine Regularien« verstoßen könnte. Unsere Anwälte meinten, so ein Urteil könne nicht unwidersprochen bleiben. Also gingen wir vor dem höchsten Gericht des Landes in Berufung. Dies dauerte mehrere Monate, die Berufung wurde am 15. Mai 1978 verhandelt und das Urteil wurde am 26. September verkündet.

Mir gefiel der ganze Prozess sehr, weil er eine intellektuelle Herausforderung war, und mehr noch, weil wir zurückschlügen. Wir beriefen uns auf die Mindeststandards der UNESCO für Regeln im Gefängnis. Danach mussten Gefangene über inländische und ausländische Nachrichten informiert werden. Sie sollten mit der Welt, die sie nach der Freilassung wieder beträten, vertraut bleiben. Die Staatsanwaltschaft erhob Einspruch, weil wir nicht das ganze UNESCO-Dokument vorlegen konnten. Damals gab es noch kein Internet. Ich nutzte die Abhöranlage und sagte, die Staatsanwälte wüssten sicherlich, dass wir Recht hätten. Sie könnten zwar die Wahrheit vertuschen, aber wir würden weiter nach dem Dokument suchen und es finden. Die Staatsanwälte zogen ihren Einspruch zurück.

Dann hatten wir die Idee, Experten aus anderen Ländern über die Haftbedingungen in ihren Ländern berichten zu lassen. Der damalige Direktor von Amnesty International, Pastor Paul Oestreicher, schickte eine Erklärung, in der er die Lage politischer Gefangener in anderen Ländern beschrieb. Überall hätten Gefangene Zugang zu Nachrichten. Am Ende seiner Erklärung betonte er aber, man habe ihn nicht in die Sowjetunion einreisen lassen, und holte dann zu einem Angriff auf die Sowjetunion und die Behandlung von Gefangenen in ihrem Herrschaftsbereich aus. Meine moskaufreundlichen Comrades waren sehr aufgebracht und wollten die Erklärung nicht benutzen. Ein anderer dagegen zog sich aus dem Prozess zurück, weil er dieses Statement einsetzen wollte. Ich fand die Erklärung auch nicht gut, sprach mich aber aus einem anderen Grund gegen eine Veröffentlichung aus. Ich glaubte, die Oestreicher-Darstellung würde die Öffentlichkeit nur von unserem eigentlichen Anliegen ablenken. Die südafrikanischen Medien würden sich auf den Passus stürzen, der sich auf die Sowjetunion bezog, und darüber vergessen, dass es in diesem Fall um unsere Haftbedingungen ging. Am Ende fanden wir auch noch das UNESCO-Dokument. Wie das Leben so spielt, hatte ausgerechnet der südafrikanische Beauftragte für Gefängnisse höchst-

selbst eine wichtige Rolle bei der Abfassung der Regeln gespielt und es wäre völlig bizarr gewesen, wenn die Staatsanwälte dagegen Einspruch erhoben hätten.

Und dann kam noch eine Überraschung hinzu: Plötzlich wurden die Nachrichten aus dem Staatsradio *South African Broadcasting Corporation* (SABC) im Gefängnis ausgestrahlt. Die Berichte waren zensiert und manchmal hörten wir nur den Wetterbericht und die Rugby- und Cricket-Ergebnisse. Und wenn die *Springboks*, das Rugby-Nationalteam, gegen ein den weltweiten Sportboykott ignorierendes Team verloren hatten, fielen auch die Sportnachrichten aus und wir hörten nur den Wetterbericht.

Der Oberste Richter des Berufungsgerichtes, Richter Wessells, kam nach sorgfältiger Prüfung zu dem Schluss, dass der zuständige Ministerialdirektor zwar die alleinige Verfügungsmacht über die Behandlung der Gefangenen habe, dass diese aber dem Gesetz nicht widersprechen dürfe. Dann kam der Abschnitt, den wir uns erhofft hatten: »Die Tatsache, dass dieses Gericht [...] große Zweifel daran hegt, was die Klugheit und Weisheit oder Zumutbarkeit der Entscheidung des Direktors in Bezug auf den Zugang des Klägers zu Nachrichten angeht, [...] ist ein Faktor, den der Direktor in Betracht ziehen möge, wenn er seine frühere Entscheidung überdenkt.«

Im Kern urteilte der Oberste Richter, dass die Sicht seines Vorgängers, Richter Curlewis, in Bezug auf die völlige Entscheidungsfreiheit des Ministerialdirektors falsch war. In verklausulierten Worten forderte Wessells den Direktor höflich auf, die Sache zu überdenken und uns Zugang zu Nachrichten zu gewähren.

Richter Wessells und General Jan Roux, der Stellvertretende Beauftragte für Gefängnisse, besuchten mich auch im Gefängnis. Der General war der Vorsitzende eines Ortsvereins der regierenden Nationalpartei. Außerdem saß er in Präsident Bothas allmächtigem »Staatssicherheitsrat«. Der Richter gab dem General einen kollegialen Klaps auf den Oberarm und sagte, »dieser junge Mann hier« kümmere sich um die Zeitungen und Zeitschriften unserer Wahl. In seinem schriftlichen Urteil hatte er noch gesagt, das Gericht habe keine Handhabe, sich direkt einzumischen, und nun tat er genau das auf informeller Ebene, und zwar in unserem Sinne.

Im September 1980 rief mich Brigadier Gericke zu sich und verkündete, wir könnten uns nun Zeitungen aussuchen. Ich bat ihn, das vor den versammelten Gefangenen zu wiederholen. Meine Comrades zeigten keine große Dankbarkeit, sondern nahmen die Erlaubnis einfach

zur Kenntnis. Die Übereinkunft war, dass wir alle Zeitungen und Zeitschriften lesen konnten, die es an Zeitungskiosken zu kaufen gab, und dass diese nicht zensiert würden. Auch die SABC-Nachrichten sollten unzensiert ausgestrahlt werden. Als wir sie dann häufiger hörten, kamen wir zu dem Schluss, dass sie so tendenziös und einseitig waren, dass sich die Antenne zur rechten Seite neigen müsste.

Wir teilten die Tages- und Wochenzeitungen unter uns auf. Ich bestellte die regierungsnahen Zeitungen. Ich konnte gut Afrikaans und meinte, wir sollten wissen, was der Feind denkt und tut. David Rabkin orderte den *Weekly Guardian*, der auch Artikel aus Großbritannien, aus der französischen *Le Monde* und der amerikanischen *Washington Post* abdruckte. Damit waren wir gut versorgt. Monatlang las ich gefräßig alle Zeitungen einschließlich der großen und kleinen Werbeanzeigen.

Nach 16 Jahren war die letzte von insgesamt zehn Forderungen, deren Durchsetzung ich mir kurz nach meiner Verurteilung 1964 vorgenommen hatte, erfüllt. Ich war froh, dass ich schon den halben Jura-Abschluss hatte, und noch erfreuter, dass wir so gute Anwälte hatten.

## Politischer Testballon Ausgehandelte Freilassung

Ich ahnte, dass Verhandlungen über meine Freilassung im Gang waren. Hillary Kuny schickte ein Memorandum an Justizminister Kobie Kotze und ich spürte, dass auch meine Tochter Hilly mit im Spiel war. 1985 bot das Regime dann allen politischen Gefangenen mit lebenslänglichen Freiheitsstrafen, auch denen aus dem Rivonia-Prozess, die Freilassung an, allerdings unter der Bedingung, dass sie den bewaffneten Kampf aufgeben würden. Das war eine äußerst heikle und brisante Entscheidung für uns.

Hillary Kuny wurde auf Wunsch eines Abgeordneten aktiv und schickte Ende 1982 ein Memorandum an den Justizminister, in dem sie um einen Straferlass für mich »aus persönlichen und humanitären Gründen« bat. Zu dem Zeitpunkt hatte sie mich bereits seit zwölf Jahren betreut. Sie betonte in ihrem Schriftstück, dass ich der einzige Weiße sei, »der bereits so lange seine Strafe absitzt, und der Einzige, der zu lebenslänglich verurteilt wurde«. Ihre Argumentation zielte darauf ab, dass ich als »höchst intelligenter Mann« durch meine vielen Studien eine »umfassende Bildung« besitze und daher ein »nützliches und produktives Mitglied der Gesellschaft« werden könne. Sie habe beobachtet, dass die Aus-

sichtslosigkeit auf Straferlass mich »völlig mutlos und verzweifelt« habe werden lassen. Auch habe sich meine Stimmung in den letzten Jahren sehr verschlechtert und nun fürchte sie um meine Gesundheit. Dann arbeitete Hillary noch einmal heraus, dass ich lediglich technischer Berater des ANC gewesen sei und dass das neue Gesetz zur Inneren Sicherheit die Höchststrafe für Sabotage von der Todesstrafe auf 20 Jahre Haft gesenkt habe. Abschließend betonte sie, dass sie das Memorandum nicht mit mir abgesprochen habe. »Ich stelle das Gesuch, weil ich mich mit Herrn Goldberg angefreundet und Respekt vor ihm gewonnen habe.«

Zwei Jahre vorher war schon Herut Lapid aus Israel tätig geworden. Meine Tochter lebte seit Ende der 1970er Jahre in einem Kibbuz und Lapid kam aus einem benachbarten Kibbuz. Lapid hatte dort ein Komitee gegründet, das versuchte, überall auf der Welt jüdische Gefangene frei zu bekommen. Lapid machte sich alle nur denkbaren politischen Kontakte in Großbritannien zunutze und versuchte auch den britischen Verteidigungsminister, Malcolm Rifkind, zu sprechen. Dabei betonte er meine jüdische Herkunft, obwohl ich nicht gläubig und schon gar kein Zionist war. Der hartnäckige Mann wollte einen Brief meiner Tochter an Premierministerin Margaret Thatcher nun in Kopie dem südafrikanischen Staatspräsidenten Pieter Willem Botha überreichen, der gerade Großbritannien besuchte.

Tatsächlich hat er den Brief mit weiteren sieben Unterschriften britischer Persönlichkeiten an Botha, der für seine jähzornige und kompromisslose Haltung berüchtigt war, übergeben.

In dem Brief bat Hilly das Regime um die Erlaubnis, dass ihr Vater bei ihr im Kibbuz leben dürfe, wo sie sich um ihn kümmern werde. Obwohl Hilly schon 30 Jahre alt war, glich der Brief eher der Bitte einer kleinen Tochter, die mich andeutungsweise als alten und schwachen Mann darstellte, der sein Leben hinter sich hatte. Sie hat mich nicht gefragt, aber ich hätte den Brief nicht durchgehen lassen. Ich weiß nicht, wie der Staatspräsident auf den Brief reagiert hat, aber allein die Tatsache, dass er zuvor der britischen Premierministerin überreicht worden war, dürfte eine gewisse Wirkung gehabt haben.

Herut Lapid wollte mich eigentlich im Dezember 1984 besuchen, brach sich aber den Arm und konnte nicht nach Südafrika reisen. Nachträglich



Pieter Willem Botha

erfuhr ich vom ANC-Repräsentanten in London, Solly Smith, dass der britische »Internationale Verteidigungs- und Hilfsfonds für das Südliche Afrika« Herut Lapid Geld zur Verfügung gestellt hatte. Der Fonds hatte seit den 1950er Jahren Anti-Apartheid-Aktivisten in Gerichtsprozessen finanziell unterstützt. Solly Smith hatte die Zustimmung des ANC eingeholt. Das war ein Hinweis, dass der ANC der Initiative Lapids positiv gegenüberstand. Erst viel später erfuhr ich, dass der ANC versucht hatte, mit mir Kontakt aufzunehmen. Es war für mich in jener Zeit sehr schwer, die Entscheidung über die Freilassung ohne Beratung mit meinen Rivonia-Comrades im weit entfernten Robben Island fällen zu müssen. So musste ich mir die versteckten Hinweise über die Haltung meiner Organisation, des ANC, zusammenreimen.

Zum Beispiel kam mich Bubbles Thorne, eine treue Freundin aus den Zeiten der *Modern Youth Society*, auf ihrem Rückweg von London nach Kapstadt in Pretoria besuchen. Das war erstaunlich, weil Besuche sonst langer bürokratischer Vorbereitung bedurften. Es war nach dem Angebot des südafrikanischen Staatspräsidenten bezüglich einer bedingten Freilassung im Februar 1985. Bubbles sagte, die Verhandlungen seien »authentisch«. Meine Frau Esmé erzählte mir später, dass sie lange nach diesem Wort gesucht hätten, um mir mitzuteilen, dass höchste Stellen des ANC das Vorgehen meiner Tochter und Herut Lapids billigten. Esmé selbst war eher unentschieden. Sie drängte mich in keiner Weise, die Vorbedingung zu akzeptieren und den bewaffneten Kampf aufzugeben. Sie erzählte mir später, sie hätte sicher niemanden aufgehalten, der meine Freilassung betrieb. Aber sie hätte bei dieser Initiative auch nicht aktiv mitmachen können, weil sie nur mich und nicht auch die anderen politischen Gefangenen betraf. Als dann aber der ANC verdeckt den Verhandlungsprozess unterstützte, habe sie das hingenommen. Ich bin wegen vieler Dinge sehr stolz auf Esmé, vor allem aber, weil sie damals diese höchst komplizierte Situation genau durchschaut hatte.

Kathy Satchwell, eine südafrikanische Menschenrechtsanwältin, erzählte mir ebenfalls nach meiner Freilassung, Thabo Mbeki habe sie gebeten, mich auf geheimem Wege wissen zu lassen, dass er über alles informiert sei. Die heutige Richterin am Obersten Gerichtshof sagte, sie habe die Nachricht an einen Comrade weitergeleitet. Aber wir saßen in verschiedenen Abteilungen des Gefängnisses und er konnte mich nicht erreichen. Das zeigt, dass unsere Führung hinter den Kulissen an meiner Freilassung beteiligt war.

Nach den Andeutungen von Hillary und Bubbles über einen möglichen Straferlass begann ich zu grübeln. Es gab ja auch Hinweise im Ge-

fängnis selbst. Weihnachten 1984 drängte mich zum Beispiel der oberste Krankenpfleger, Major Buys, eine Prostata-Operation abzusagen. Ich sei zu jung dafür, meinte er, vielleicht wolle ich noch Kinder haben, wenn ich wieder draußen sei. Die Operation könne diese Möglichkeit zunichte machen. Er schien zu glauben, dass meine Freilassung kurz bevorstand. Die Behörden wussten natürlich von Herut Lapid's bevorstehendem Besuch, und es kam mir in den Sinn, dass sie auf raffinierte Weise psychologischen Druck auf mich ausüben wollten. Major Buys schien mir ein unfreiwilliger Mitspieler in dieser Farce zu sein. Als zum Beispiel einige Wärter meine Zelle durchsuchten, meinten sie, die sei so aufgeräumt, dass ich nur schwerlich eine Frau für ein Zusammenleben finden würde. Auf meine scharfe Antwort, im Gefängnis gebe es keine Frauen, meinten sie nur, ich würde schon sehen ... Allerdings musste ich auch gegen die Paranoia ankämpfen, dass jedes kleine Vorkommnis Teil eines ausgeklügelten Komplotts gegen mich war. Dafür hätten sie alle ausgebildete Schauspieler und Psychologen sein müssen. Für einen einzelnen Gefangenen würden sie kaum einen solchen Aufwand betreiben. Man muss in den langen einsamen Stunden im Gefängnis diesen Teufelskreis immer neuer Phantasien bewusst durchbrechen, sonst zerstört er den Grübler.

Das Entgegenkommen des Regimes hatte einen politischen Hintergrund. Im Januar 1985 trafen sich der US-Unterstaatssekretär für das Südliche Afrika, Chester Crocker, und der südafrikanische Außenminister Pik Roelof Botha, der als offen für Veränderungen galt. Die beiden Unterhändler trafen sich auf der Insel St. Helena im Südatlantik. Laut Presseberichten soll Reagans Diplomat die südafrikanische Regierung während der dreitägigen Zusammenkunft aufgefordert haben, für die kriegsrischen Konflikte in der Region politische Lösungen zu finden. Die USA wollten die Kubaner in Afrika loswerden und dafür musste der Bürgerkrieg in Angola beendet werden. Die Gelegenheit war günstig, da der Kalte Krieg seinem Ende zuzuging. Ich glaube, das US-Außenministerium gab den Südafrikanern zu verstehen, dass sie im Gegenzug für eine weitere Unterstützung des Apartheidregimes die politischen Gefangenen freilassen mussten. Das war der Preis. Außerdem stand die US-Regierung innenpolitisch unter Druck. Der *Congressional Black Caucus*, ein Zusammenschluss afroamerikanischer Abgeordneter im Parlament, forderte ein umfassendes Anti-Apartheid-Gesetz.

Pik Botha kehrte nach Südafrika zurück und wenige Tage später kündigte Staatspräsident Botha an, er sei bereit, Nelson Mandela unter bestimmten Bedingungen freizulassen. Nelson sollte in sein »Homeland« Transkei zurückkehren und sich unter den Schutz seines Neffen Kaiser

Daliwonga Matanzima, eines aktiven Kollaborateurs des Apartheidregimes, stellen. Nelson, der ein vereintes Südafrika forderte, konnte diese Bedingung nicht annehmen. Unter dem Druck von Helen Suzman, der mutigen Abgeordneten der liberalen Demokratischen Partei, bot Botha auch anderen lebenslanglich einsitzenden politischen Gefangenen die Freilassung an. In allerletzter historischer Minute sozusagen. Aber sie erwarteten Gegenleistungen, die die weiße Wählerschaft beruhigen sollten. Es war ein Verzweiflungsakt nach dem Motto: »Mal sehen, welches politische Kapital wir daraus schlagen können.«

Zu diesem Zeitpunkt dachte ich noch, nicht das Angebot Bothas, sondern die längst laufenden Verhandlungen über meinen Fall würden mir die Freiheit bringen. Diese verworrene Lage führte zu einem Widerspruch: Wurden die laufenden Gespräche durch die neue Situation überholt? Das wäre schlecht für mich, denn ich wünschte mir eine bedingungslose Freilassung. Ich wollte weiter kämpfen und den bewaffneten Kampf nicht aufgeben.

Ich konnte die Gefangenschaft kaum noch ertragen; auch körperlich fiel es mir immer schwerer, ständig dagegenzuhalten und immer wieder neue Kräfte zu mobilisieren, um die tägliche Einmischung in mein Leben abzuwehren. Hätten sie mir die Freilassung nicht angeboten, hätte ich nicht darum gebeten. Auch unzumutbare Bedingungen, die darauf abzielten, mich zu erniedrigen, hätte ich abgelehnt. Die wichtigste Klausel in dem Angebot war die Absage an den Einsatz von Gewalt für politische Ziele. Tage- und nächtelang grübelte ich darüber nach, wie ich diese Klausel zu meinen Gunsten deuten könnte. Sie besagte nicht, dass ich mich von meiner Rolle im bewaffneten Kampf distanzieren musste. Sie war keine nachträgliche Entschuldigung, dass ich die Waffen gegen den Staat erhoben hatte. Ich müsste den bewaffneten Kampf auch nicht für falsch erklären. Mein einziges Zugeständnis wäre, nicht mehr persönlich als aktiver Soldat zu kämpfen. Am 13. Februar 1985 schrieb ich an Staatspräsident Pieter Willem Botha den folgenden Brief, der Teil meines komplizierten Entscheidungsprozesses war und 15 Tage vor meiner Freilassung abgeschickt wurde.

Lieber Herr Botha,  
meine Antwort auf Ihr Angebot einer Freilassung beschäftigt sich mehr mit der Zukunft des Landes als mit meiner persönlichen Situation.  
Das Schlüsselproblem der gegenwärtigen sich verschärfenden politischen Krise im Land ist die politische Repräsentation der 70 Prozent schwarzen Südafrikaner in den zentralen Organen der Regierung.

Für die friedliche Lösung dieser Probleme muss ein Klima geschaffen werden, in dem normales, friedliches politisches Handeln frei und sinnvoll möglich ist

Ob der ANC bei der Lösung mitwirkt, sollte nicht von der Frage abhängen, wer hier sein Gesicht wahrt oder als Erster nachgibt. Dieses polarisierende Denken muss aufgegeben werden. Sonst brauchen wir mit dem Hauptproblem der politischen Repräsentation gar nicht erst anfangen. Deshalb müssen beide Seiten aufeinander zugehen, sonst kommen wir der Lösung des größten Problems unserer Zeit nicht näher.

Ich ahne schon jetzt die kommenden Blockaden, wo doch gegenwärtig eigentlich die Möglichkeit zu Bewegung besteht. In der festen Überzeugung, dass es von historischer Bedeutung ist, die Gunst der Stunde zu nutzen, denke ich, dass der Vorschlag, an »einer normalen, friedlichen Politik teilzunehmen, die frei und zum Wohle aller ausgeübt wird«, für Sie akzeptabel sein sollte.

Dann müssten Sie meines Erachtens auch die Voraussetzungen dafür anerkennen, also gegenseitige Akzeptanz und gemeinsames Vorgehen. [...]

Ich fordere Sie auf, die großartigen Menschen, mit denen ich im Rivonia-Prozess vor Gericht gestanden habe, und andere politische Gefangene freizulassen und den African National Congress zu legalisieren. [...]

Im Folgenden möchte ich das Gesagte weiter ausführen.

Die politischen Gefangenen [...] sind leidenschaftlich der Demokratie verpflichtet. Darum sitzen wir hinter Gittern. Ein politisches System, das nur der weißen Minderheit demokratische Rechte zugesteht und diese der Mehrheit der Südafrikaner vollständig verweigert, können wir nicht akzeptieren. Bisher hat der weiße Staat alle Wege zu einer Demokratie verschlossen. Stattdessen hat er gegen alle friedlichen Proteste und Forderungen hart durchgegriffen. Darum haben wir uns für den bewaffneten Kampf entschieden. Diese Entscheidung wurde nicht leichtfertig getroffen. Es war die Wahl des letzten Mittels. Da hatte die schwarze Mehrheit schon lange nach mehr Schutz vor der bewaffneten Staatsmacht verlangt.

Wo keine Demokratie existiert [...], haben Demokraten die Pflicht, für Demokratie zu kämpfen. Als weißer Staatsbürger in Südafrika konnte ich erleben, dass auch Weiße trotz ihres Wahlrechts immer weniger Freiheit genießen.

Freiheit ist wahrlich unteilbar.

Die Weißen müssen für ihre eigene Freiheit einen Preis bezahlen. Sie müssen allen hier lebenden Menschen dieselben demokratischen Rechte einräumen. Wenn die Weißen dem nicht nachkommen, werden sie sich immer unfreier fühlen, weil der Kampf für ein gerechtes und demokra-

tisches Südafrika stärker werden wird. Wir wünschen uns ein Südafrika, in dem alle Menschen friedlich und freundschaftlich zusammen leben können; ein Land, in dem das kreative Potenzial aller so wunderbar verschiedenen Bevölkerungsgruppen zur materiellen und kulturellen Bereicherung aller Südafrikaner freigesetzt wird.

Wir wissen: Trotz der verschiedenen Kulturen wollen alle Menschen dieses Landes (d.h. dieses fast balkanisierten Territoriums Südafrika) im Wesentlichen das Gleiche: Sie wollen ihren Lebensunterhalt verdienen, mit ihren Familien zusammenleben, gut ernährte und gut ausgebildete Kinder haben. Alle wollen ein wenig lachen ... Und die Hautfarbe ist für unsere Hoffnungen und Sehnsüchte völlig belanglos.

Spielt es eine Rolle, dass die einen traditionell am liebsten Polenta mit Koteletts essen, während die anderen *putu* mit *nyama* anpreisen oder dass dem einen Joghurt und dem anderen *amasi* am besten schmeckt? [...]

Ihr Ziel sind nach wie vor unumstößliche Garantien zum Schutz der Weißen, vor allem der Afrikaaner. Aber damit vereiteln Sie jeden auch von ihnen gewollten Fortschritt, weil Sie Schwarzen weiterhin politische Rechte vorenthalten.

Das ewige Hinauszögern eines wahrhaft demokratischen Systems in unserem Land (einem Staat, der gleichwohl entstehen wird) ruft wachsende Frustrationen und Wut hervor. Ich fürchte, diese Stimmung in der breiten Bevölkerung führt zu genau den Gefahren für Weiße, die Sie vermeiden wollen.

Falls Ihre [rassistischen] Kriterien für die Behandlung ganzer Bevölkerungsgruppen, besonders der Schwarzen, weiter gelten, kann es gefährlich werden, fürchte ich. [...] Meiner festen Überzeugung nach können Sie den Weißen eine sichere Zukunft nur in einem Südafrika garantieren, in dem jeder volle demokratische Rechte genießt und in dem der ANC, der sich seit jeher diesen Rechten gegenüber verpflichtet fühlt, diese Entwicklung unterstützt.

Alle Menschen sind gleich, unabhängig von der Hautfarbe. An diesem Grundsatz hat der ANC immer festgehalten. Und genau aus diesem Grund war und ist es Weißen möglich, sich von ganzem Herzen dem ANC zu widmen, wie ich es getan habe.

Die Freiheitscharta, die in der Verfassung des ANC festgeschrieben ist, enthält die grundsätzliche Lösung für alle Probleme unseres Landes. Sie gewährleistet die individuellen Freiheitsrechte sowie Rechte für nationale und kulturelle Gruppen und ist damit DIE Grundlage für ein friedliches Südafrika.

Die Freiheitscharta besteht nachdrücklich darauf, dass die Vielfalt kultu-

reller und sprachlicher Traditionen (die Afrikaans einschließen müssen und das auch tun) respektiert und weiter entwickelt werden muss.

[Die kreativen Energien unseres Volkes können nur genutzt werden, wenn] alle Bürger notwendigerweise die Freiheit haben, in allen Organen des Staates mitzubestimmen. Erst dann sind die Bürger vor der strukturellen Gewalt unserer Gesellschaft und den Willkürakten der Regierung geschützt, die schwarzen Menschen die Arbeitsstellen nehmen und sie vom Land in unfruchtbare Gebiete vertreiben, wo die Bevölkerung an Unterernährung leidet. [...]

Es wird Generationen brauchen, die volle Leistungsfähigkeit freier Menschen in einem wahrhaft demokratischen Südafrika freizusetzen. Wir müssen den Anfang machen. [...]

»Anpassung oder Tod!« haben Sie gesagt. Lassen Sie uns doch all die von den Staatsorganen verschwendeten Kräfte nutzen, um etwas Neues aufzubauen. Ich habe von unserem Bekenntnis zur Demokratie geschrieben. Auch Sie haben hin und wieder ihren Glauben an eine demokratische Gesellschaft beteuert. Wir sollten unsere Überzeugungen einem Test aussetzen. Eine unverfälschte Nationalversammlung sollte eine Verfassung entwerfen, die alle Bürger unseres Landes einschließt. Das von Ihnen vorgeschlagene informelle Spielzeug-Forum entspricht einem solchen ernsthaften Ziel nicht. Nicht zuletzt, weil die Teilnehmer von Ihnen benannt werden und keine gewählten Volksvertreter sein sollen.

Lassen Sie uns Delegierte für eine verfassungsgebende Versammlung wählen, bei der alle Erwachsenen das Wahlrecht haben.

Wie die letzten Ereignisse und auch die Pressekommentare zeigen, werden alle Schritte zur Lösung unserer Probleme nur glaubwürdig sein, wenn der ANC beteiligt wird und daher auch die politischen Gefangenen freigelassen werden. [...]

Unter solchen Umständen hätten Sie m.E. keinen bewaffneten Kampf mehr zu fürchten. Ich würde mich gerne an solch einem gewaltfreien politischen Prozess beteiligen. (Ich denke, auch meine Genossen im Pollsmoor-Gefängnis und auf Robben Island würden daran teilnehmen, aber ich konnte dieses Memorandum nicht mit ihnen beraten. Das wurde verboten.)

Ich habe vollstes Vertrauen in das politische Urteil des südafrikanischen Volkes, wenn es denn seine Meinung in freien und fairen Wahlen frei ausdrücken darf.

Lassen Sie uns jetzt mit diesem Prozess beginnen, bevor die Infrastruktur zerstört und unsere Wirtschaft geschädigt ist; bevor ungezählte Milliarden bei dem sinnlosen Versuch verschwendet werden, mit einem Kanu gegen einen unaufhaltsamen Strom anzukämpfen. Lassen Sie uns das Bestehende

weiter ausbauen statt es zu zerstören. Lassen Sie uns jetzt beginnen, bevor noch mehr Menschenleben unnötig geopfert werden. Wir können ganz gewiss nicht zulassen, dass unsere Kinder niedergeschossen und Menschen zwangsweise umgesiedelt werden – alles im Namen einer Politik, von der Sie jetzt einräumen, dass sie falsch war.

Lassen Sie uns einen Anfang machen.

Lassen Sie uns einen mutigen Sprung in die Zukunft machen.

Die Wahl liegt bei Ihnen, Sie halten den Schlüssel zu unseren Gefängniszellen in Ihren Händen. Wenn Sie die Türen öffnen und wir wieder frei sind, haben wir die Wahl. Sollte irgendjemand, Ex-Gefangener oder nicht, gegen Ihre Gesetze über gewaltsame politische Aktionen verstoßen, haben Sie die Macht, sie nach Ihrem Gesetz zu bestrafen. [...]

Wir müssen das politische System, das Zwietracht unter unsere Bürger sät, sie zunehmend verbittert und voneinander trennt, in eine neue Ordnung transformieren, die die in der Freiheitscharta garantierten individuellen Rechte sowie die Rechte aller nationalen und kulturellen Gruppen garantiert und in der das ganze Volk eine Vereinigte Republik von Südafrika konstituiert.

Hochachtungsvoll,

D.T. Goldberg

Als P. W. Botha Mandela das Angebot zur Freilassung unterbreitet hatte, besuchte mich Herut Lapid zusammen mit Hillary im Gefängnis. Sein gebrochener Arm war geheilt. Er sagte, er werde mich aus dem Gefängnis herausholen und das Land nicht eher verlassen, bis dies in die Tat umgesetzt sei. Seine Pläne seien aber aus der Zeit vor Bothas Angebot und ich solle aufpassen, dass die neue Lage die bereits getroffenen Vereinbarungen nicht torpediere. Er war wie ein Bulldozer. Herut sagte: »Und wenn ich Ihnen die Kehle durchschneiden muss, ich werde Sie hier rausholen, um ihrer Tochter im Kibbuz willen.« Außerdem brauche mich meine Frau usw.

Hillary machte keinerlei Anstalten, mich zur Annahme oder Ablehnung des Angebotes zu bewegen. Ich bat, Nelson und die anderen Comrades treffen zu dürfen, aber das wurde mir versagt. Sogar mein Bruder Allan kam mich besuchen, aber nach all den vielen Jahren, in denen er ferngeblieben war, war das absurd.

Helen Suzman kam zusammen mit dem Minister für öffentliche Ordnung, Adriaan Vlok, einem Amtsträger des Regimes, dem später ein Giftanschlag auf einen streitbaren Kirchenführer nachgewiesen werden konnte. Die beiden wollten mich zu einer Annahme des Vorschlags über-

reden. Nelson Mandela lehnte das Angebot ab, aber ich akzeptierte es schließlich. Es war an der Zeit, die Dinge voranzubringen. Offensichtlich waren wir nicht in der Lage, Apartheid-Südafrika militärisch zu besiegen. Umgekehrt konnte das Regime unseren brennenden Wunsch nach Freiheit und Abschaffung der rassistischen Apartheid nicht auslöschen. Der Kalte Krieg ging dem Ende zu, weil sich die Ökonomie der Sowjetunion im Niedergang befand und die UdSSR weltweit an Einfluss verlor. Die USA brauchten eine Atempause. Ihre militärischen Interventionen und Stellvertreterkriege wurden zu teuer, zum Beispiel in Angola, wo die USA die westlich orientierte UNITA Jonas Savimbis mitfinanzierte. Die USA, Frankreich, die Bundesrepublik und Großbritannien drängten auf einen Wandel in Südafrika und auf regionale Lösungen in Angola, Mosambik und im ganzen südlichen Afrika. Ich glaubte, die Zeit für Verhandlungen sei reif. Außerdem betonte unser erstes MK-Manifest vom Dezember 1961, dass wir jederzeit zu politischen Verhandlungen bereit wären, wenn das Apartheidregime uns seinerseits aufrichtig entgegenkäme. Das waren die objektiven Faktoren.

Was ich subjektiv von den politischen Entwicklungen hielt, stand in meinem Brief an Staatspräsident Botha. Ich würde den politischen Kampf gewaltlos fortsetzen und mich nicht wieder ins Gefängnis bringen lassen. Natürlich hatte ich gemischte Gefühle, nach 22 Jahren aus dem Gefängnis zu kommen. Mir lag vor allem daran, unseren gerechten und bewaffneten Kampf nicht durch meine Freilassung verleugnen zu müssen.

Ich hatte im Gefängnis viel erreicht. Ohne mein Zutun war ich zu einem Symbol für Widerstand und dem Gewissen folgenden Handeln geworden. Aber es gefiel mir nicht, eine Ikone für Härte und Unnachgiebigkeit zu sein. Wer meint, ein Symbol leben zu müssen, riskiert, in der Vergangenheit zu verharren. Jüngere Gefangene fragten mich: »Denis, weißt du nicht, dass Samson Ndou, ein Anführer der Gewerkschaft für die kommunalen Angestellten des öffentlichen Diensts und Mitglied der Vereinigten Demokratischen Front, die Gewerkschaftsversammlungen mit den Worten beginnt: ›Unser Kampf ist nicht rassistisch. Es gibt Leute wie Bram Fischer oder Denis Goldberg, die immer noch im Gefängnis sitzen.« Die Jüngeren sagten, meine viermal lebenslänglich hätten ihnen geholfen, mit ihrer privilegierten weißen Vergangenheit zu brechen, am Befreiungskampf teilzunehmen und dabei ihre Freiheit oder gar ihr Leben zu riskieren. »Leben« ist juristisch gesehen unbegrenzt; eine lebenslange Freiheitsstrafe dauert so lange, bis du stirbst. Ein Symbol zu sein ist eine Sache, und Symbole sind wichtig, aber ich bin von Natur aus ein Macher, ein Aktivist, kein passives Vorbild. Ich fand, ich war lange

genug ein Symbol. Ich wollte raus und wieder aktiv am Leben teilhaben. Darüber hatte ich schon jahrelang mit meinen Comrades diskutiert, lange vor Bothas Angebot und lange bevor Herut Lapid versuchte, mich zur Annahme zu bewegen, weil meine Tochter sonst untröstlich sein würde, wie er sagte. Mir half, dass meine jungen Comrades, die ich hinter den Mauern zurückließ, meine Freilassung akzeptierten. Sie meinten, wir müssten den Kampf vorantreiben, es gebe viel zu tun.

Comrade Carl Niehaus, der später Sprecher Nelson Mandelas und Botschafter in den Niederlanden war, bevor er 2009 wegen finanzieller Machenschaften politisch abstürzte, schmuggelte mir einen Brief aus einem anderen Teil des Gefängnisses zu. Darin drückte er seine Bewunderung für mich aus und dass er gewünscht habe, ich sei sein Vater. Er dankte mir, dass ich ihm geholfen hatte, mit dem Gefängnis zurechtzukommen, dass ich die Weihnachts-»Partys« veranstaltet und so diese Zeit der besonders großen Sehnsucht nach der Familie für alle erträglicher gestaltet hatte. Wir haben uns später ein paar Mal getroffen, aber nie ernsthaft über unsere gemeinsame Zeit im Gefängnis gesprochen.

Warum habe ich das alles geschrieben? Einige werden sagen, es sei eine Art Selbstrechtfertigung und vielleicht ist es das auch. Viel mehr aber wollte ich über ein Leben in schwierigen Zeiten erzählen, über Probleme und Siege. Es war leichter, Teil des bewaffneten Kampfes zu sein, als mit 52 Jahren sagen zu müssen, man sei zu alt, Soldat zu sein.

## Leben Nummer sechs Wiedergeburt am 28. Februar 1985

Ich hatte gerade von meiner bevorstehenden Freilassung erfahren, da hatte ich auch schon ein Problem: Ich brauchte neue Kleidung. Hillary ging mit mir – begleitet von zwei Bewachern – in ein Geschäft in Pretoria. Es war schön, mit ihr hinten im Auto zu sitzen, einander an den Händen zu halten (sehr neu für mich und dennoch so alt wie die Berge), ihr Parfum zu riechen und gemeinsam die Stadt anzuschauen. Der Einkauf war aufregend, verwirrend und anstrengend. Nach einer Weile war ich vom Lärm und dem Kaleidoskop der Farben so ermattet, dass ich bat, ins Gefängnis zurückgebracht zu werden.

Mein wahres Leben war das Leben vor dem Gefängnis. Dann folgte viermal lebenslänglich. Und nun sollte ich aus dem freudlosen Bauch des Gefängnisses ausgespieden werden. Nach meiner Rechnung war ich 7.904 Tage im Knast. Mir war ein wenig beklommen zumute. Ich war zwar ei-

nige Male »draußen« bei Ärzten und im Krankenhaus gewesen, aber das waren flüchtige Augenblicke gewesen – und nun war ich schon erschöpft von einer Expedition in die Geschäfte.

Als ich dann endlich gehen konnte, brachten mich die Wärter zu meinen Comrades, damit ich mich von ihnen verabschiedete. Wir hatten uns schon Lebewohl gesagt, alle fühlten sich sehr unbehaglich, waren verunsichert und die Unterhaltung wurde immer steifer. Ich kannte das Gefühl, sich für jemand anderen zu freuen und sich gleichzeitig danach zu sehnen, selbst rauszukommen. Mancher ist bei diesem Ritual in Tränen ausgebrochen. Diese Mischung aus Freude und Leid ist ein ganz besonderes Aroma des Lebens – wie eine Mahlzeit aus süß-sauren Speisen oder scharfer Curry mit Joghurt. Wir waren jahrelang zusammen gewesen und jetzt gab es plötzlich nichts mehr zu sagen. Ich bat die Wachen, mich hinauszuführen.

Ich sollte vom Gefängnis aus direkt zum Flughafen fahren und dann nach Israel fliegen. Herut Lapid, der Gesandte aus dem Kibbutz meiner Tochter, sollte mich begleiten. Trotz der Entlassungspapiere brachte mich der Befehlshabende in seinem Privatwagen zum Flughafen in Johannes-



Hillary Kuny brachte mich nach meiner Freilassung zum Flughafen

burg, vor und hinter uns vollbesetzte Polizeiwagen. Am Abflugterminal war ein Parkplatz für uns reserviert. Zivilpolizisten schirmten den Wagen ab. Mündlich war abgemacht, dass es auf südafrikanischem Boden keine Interviews mit mir geben würde. Ich wurde schnell in die VIP-Lounge gedrängt und traf dort Hillary, ihren Mann, Denis Kuny, und ihren Sohn Neill. Sie gaben mir Geld, das mein Vater für mich gespart hatte. Es war ein herrlicher normal-unnormaler Moment, mit Freunden für eine Stunde zusammensitzend und so bis zum Boarding die Zeit zu verbringen.

Noch fehlte mir der Pass. 1963 hatte ich einen britischen Pass bekommen, weil die Sicherheitspolizei mir den südafrikanischen Pass entzogen hatte. Diesmal bestand ich auf meinem südafrikanischen Pass. Ich war nun mal Südafrikaner und die Wirklichkeit dieses Landes hatte mein Handeln bestimmt. Endlich durfte ich als letzter Passagier an Bord gehen und erhielt tatsächlich den gewünschten Pass, der aber nur für sechs Monate gültig war. Der Sicherheitsbeamte sagte, wenn ich mich ordentlich benähme, könne er verlängert werden. Erst nach der Befreiung Südafrikas 1994 erhielt ich einen neuen.

Der Flug war ungeheuer spannend – ich bin sicher, dass die 220 Tonnen dieses Riesenvogels, der mich jetzt in seinen Leib aufgenommen hatte, nur durch meine Energie abhoben. Ich spreizte wirklich meine Flügel. Welch ein herrliches Gefühl der Freiheit! Eigentlich hatte ich mit der südafrikanischen Fluggesellschaft SAA fliegen wollen, aber nun saß ich in einem Jumbo der El Al. Das Risiko war mir zu groß gewesen. In einem südafrikanischen Flugzeug wäre ich immer noch auf südafrikanischem Hoheitsgebiet gewesen und ich fürchtete faule Tricks, zum Beispiel einen Agenten an Bord, der mich wieder verhaften könnte, oder sogar einen Killer. Damals hat das Regime ANC-Comrades in aller Welt ermordet. Ich war frei und wollte frei bleiben.

Im Flugzeug herrschte für meine Ohren nach der relativen Ruhe und Stille im Gefängnis, wo wir selten mehr als zehn Männer gewesen waren, ein unglaublicher Lärm. Israelis sprechen sehr laut und ihre Stimmen dröhnten in meinem Kopf. Vielleicht war es auch der Schuss Kognak. Im Gefängnis habe ich mich nur einmal beschwipst gefühlt, nachdem ich ein wenig Marmelade so lange aufbewahrt hatte, bis sie vergoren war. Ein richtiger Drink war etwas ganz anderes.

Ich fragte eine der Stewardessen nach einer Kopfschmerztablette. Im Vorbeigehen holte sie aus ihrer Schürzentasche eine Aspirin, die wie ein Bonbon in Papier eingedreht war. Als sie das nächste Mal an mir vorbeihuschte, bat ich sie um ein Glas Wasser.

»Kommen Sie«, sagte sie. Ich folgte ihr widerspruchslos. Über die Schulter fragte Sie brüsk: »Warum haben Sie Kopfschmerzen? Sind Sie krank?« Sie war ziemlich unfreundlich. Wahrscheinlich wollte sie wissen, ob sie mich im Blick behalten müsste. Ich wollte ihre Besorgnis zerstreuen und sagte, ich sei nicht an viele Menschen und so viel Lärm gewöhnt.

»Warum, wo waren Sie denn?«

Jetzt waren wir in der kleinen Kombüse der Stewardess angekommen und sie gab mir gerade das Glas Wasser, als ich sagte, ich sei im Gefängnis gewesen.

»Wie lange?«

»22 Jahre.«

Sie war schockiert, ihr Gesicht erstarrte. Sie drehte mir den Rücken zu, suchte nach einem kleinen Obstmesser und begann eine Zitrone in Scheiben zu schneiden. Ihr Rücken war steif, sie bewegte sich ruckartig und ich konnte erraten, was sie dachte: Muss etwas Schreckliches gewesen sein. Vergewaltigung, Mord. Langsam gewann sie ihre Fassung zurück. Sie entspannte sich ein wenig, drehte den Kopf zur Seite und fragte:

»Warum waren Sie drin?«

Ich hatte mir also ihren inneren Aufruhr nicht nur vorgestellt.

»Oh, nur wegen Verschwörung. Wir wollten die Apartheidregierung stürzen.«

Sie warf das Messer und die Zitrone hin, fuhr herum und rief mit ausgestreckten Armen: »Willkommen an Bord in unserem Flugzeug!«

Als sie das Abendessen servierte, war sie sehr fürsorglich. Ich muss sagen, es war schön anzusehen. Alles so sauber und ordentlich auf kleinen Tellern, auf einem Tablett mit einer Serviette. Zehnmal besser als alles, was ich die letzten 22 Jahre zu mir genommen hatte! Allerdings sah ich unter mir das ausgedörrte Ostafrika und musste auch an die hungernden Menschen dort unten denken.

Später habe ich mich mit der Stewardess Eli lange unterhalten. Wie schön, ohne einen Bewacher über Kinder, Schule und ein normales Leben zu sprechen. Wie schön, mit einer Frau zu sprechen.

Bei der Ankunft in Tel Aviv brachte mich ein Steward schnell aus dem Flugzeug. Esmé und Hilly warteten unten an der Gangway, aber noch bevor wir uns richtig umarmen konnten, schob man uns in einen Kombi und fuhr uns um die Ecke in den Schatten eines großen Hangars. Man hatte mir schon wieder den Pass abgenommen und ich wollte wissen, was los sei. Man schütze mich vor der Presse, die im Flughafengebäude wartete, war die Antwort. Mein Leben wurde also immer noch ohne Absprache mit mir von anderen kontrolliert. Sie wussten alle, was für mich am besten war! Wären Esmé und Hilly nicht dabei gewesen, hätte ich laut protestiert. Aber sie meinten es wirklich gut mit mir und dachten, nach der langen Haft könne ich nicht selbstständig handeln.

Es war eine lange Fahrt. Ich hatte keine Ahnung, wohin es ging. Esmé und ich saßen nebeneinander. Ich war die Treppe aus dem Flugzeug hinabgestiegen und sie hatte unten gestanden und mich angelächelt. Sie war natürlich älter geworden, auch etwas dicker und grauer, aber das Lächeln war dasselbe geblieben. Mit ihrem unverwechselbaren Humor sagte sie auf ihren Körperumfang anspielend: »Dein kleines Landhaus hat sich in ein stattliches Bauwerk verwandelt.« Auch ich war älter, magerer, kahler, verunsichert und weit entfernt von dem kräftigen, jungen Mann, der weggegangen war und ihr dann all die Jahre weggenommen worden war. Ich erinnere mich, dass ich sie im Kombi umarmte und ihre Antwort fühlen wollte. Auch sie war unsicher. Ich wusste nicht, was zwischen meiner Frau und mir geschehen würde. Wir hatten neun Jahre zusammen gelebt und waren dann 22 Jahre getrennt. Konnten wir wieder zusammenkommen? Wollte sie? Wollte ich? Es war in den letzten Jahren immer schwerer geworden, zu schreiben, und wir hatten uns auch nicht mehr viel geschrieben.

Ich wurde aus meinen Gedanken gerissen. Wir waren am Ziel angekommen. Ich ging die Treppenstufen zu dem Wohnhaus hinauf, als mich ein starker Scheinwerfer blendete. Aus der Dunkelheit kam Arthur Goldreich auf mich zu, den ich zuletzt bei unserer Verhaftung gesehen hatte. Er drehte mich herum, sodass er selbst im Scheinwerferlicht stand, und ich kapierte, dass da wohl Kameras im Spiel waren. Arthur hatte immer ein Gespür für Rampenlicht gehabt. Er sagte: »Denis, das letzte Haus, in dem du vor deiner Verhaftung warst, war mein Haus. Und nun wird das erste, das du betreten wirst, wieder mein Haus sein.« Arthur war damals der Strohhalm gewesen, der die Farm in Liliesleaf gekauft hatte und geflohen war. Da ich mich auch ein wenig mit Rampenlicht auskannte, drehte ich nun ihn herum und antwortete ins Licht hinein: »Ist dein Haus diesmal sicher?«



Meine Frau und meine Tochter am Flughafen Tel Aviv

Drinne wartete eine große Runde Exil-Südafrikaner. Sie hörten uns zu, während Arthur und ich über die letzten 22 Jahre sprachen. Irgendwann begriff ich, dass dieses pelzige Etwas, das man uns unter die Nase hielt, ein Mikrofon war, das alles aufzeichnete. Am nächsten Abend sah ich das Resultat. Ich sollte vor dem Fernseher Platz nehmen und – siehe da! – da war ich im Gespräch mit Arthur. Meine erste Erfahrung mit dem Fernsehen war also, mich selbst im Interview zu sehen. Obwohl ich vor lauter Anspannung absolut still da saß, äußerte ich mich lebhaft und aufgeregt über meine neu gewonnene Freiheit. Dann sprach ich, wie bei vielen späteren Anlässen, über die Notwendigkeit, die Apartheid zu beenden. Die Menschen in Israel sollten ihre Regierung dazu bringen, die Verbindungen zum Apartheidstaat abzubrechen. Es war meine erste Gelegenheit, wieder Flagge zu zeigen, und ich habe sie ergriffen. Ich wollte beweisen, dass ich und wir durch die lange Haft nicht gebrochen waren.

Und dann war ich wieder mit meiner Frau zusammen. Es war seltsam, neben ihr im Bett zu liegen. Ich kenne die Phantasien, wie man das Zusammensein feiern würde, aber in meinem Fall war der Geist willig, aber das Fleisch schwach. Ich glaube, viele Ex-Gefangene haben nach so langer Haft Erektionsprobleme. Das brachte Esmé aus der Fassung. Sie meinte, ich hätte kein Interesse mehr an ihr. Obwohl wir uns so vertraut gewesen waren, dauerte es lange, diese Missverständnisse und Irritationen zu überwinden. Aber dennoch war es schön, Gesellschaft zu haben, sich zu lieblosen und Esmés Rückhalt zu spüren, wenn mich die Alpträume aus dem Gefängnis im Bett herumwarfen.

Ein paar Tage später sagte Esmé ziemlich schüchtern, dass wir wieder zusammenleben könnten, wenn ich wolle. Natürlich wollte ich das, aber bevor ich etwas sagen konnte, sagte sie: »Aber nur unter drei Bedingungen! Erstens: Ich habe meinen Lebensstil und du kannst dich in ihn hineinfinden, wenn du willst. Zweitens: Ich habe einen Freundeskreis und du kannst dich ihm anschließen oder nicht, aber ich werde mein Leben nicht noch einmal ändern. Drittens: Du kannst dich politisch engagieren, ich werde dich nicht daran hindern, aber erwarte nicht von mir, dass ich dir folge wie ein fünftes Rad am Wagen!« Ich stimmte natürlich allem zu. Damals hätte ich zu allem Ja gesagt. Sie überraschte mich, obwohl mich ihr bestimmtes Auftreten nicht hätte wundern sollen. Bevor ich aus ihrem Leben verschwand, hatte sie alles mit mir beratschlagt. Sie war beim Verwalten ihrer und unserer Finanzen hoffnungslos überfordert gewesen. Ein Bankkonto war ihr ein Rätsel gewesen, und nur wenn ein Scheck platzte, wusste sie, dass wir kein Geld mehr hatten. Und nun war sie so durchsetzungsstark und selbstständig. Ja, sie hatte keine andere Wahl

gehabt, und für mich war es beides, beruhigend und verwirrend. Meine Überzeugung, Frauen seien in Beziehungen völlig gleichberechtigt, wurde dem ersten Praxistest unterzogen.

Nach ein paar Tagen fuhren wir in Hillys Kibbutz, Ma'ayan Baruch in Galiläa im Norden Israels. Die Kibbutzmitglieder hatten alle Hebel in Bewegung gesetzt und ein Dinner für mich organisiert. Nach den gefühllosen Jahren im Gefängnis war es überwältigend, von so viel Liebe umfassen zu sein. Die Bewohner freuten sich nach dem Motto: »Hillys Vater ist bei uns und wir haben dabei geholfen, ihn herzuholen.« Schön war für mich auch, welche Wärme und Hochachtung sie meiner Tochter entgegenbrachten. Während des Dinners musste ich eine Rede halten, und ich sagte ihnen, dass es wunderbar sei, wieder frei zu sein und die Apartheid weiter bekämpfen zu können. Sie waren etwas skeptisch, denn ich kritisierte, wenn auch vorsichtig, Israels Unterstützung für Südafrika.

Das israelische Fernsehen kam zum Interview. Ich wollte während meines Aufenthalts alles tun, um die Israelis dazu zu bringen, von ihrer Regierung die Beendigung der Beziehungen zu Südafrika und den Stopp der Waffenlieferungen zu fordern. Journalisten aus aller Welt stiegen im Kibbutz ab und ich gab sieben lange Interviews pro Tag. Das fanden einige Kibbutz-Mitglieder störend. Sie meinten, ich solle über Israels Rolle schweigen, und beklagten sich bei meiner Tochter. Draußen vor dem Kibbutz zelteten Leute von der rechtsgerichteten Kach-Bewegung des Rabbi Kahane und forderten meine Ausweisung.

Es war keine einfache Zeit, aber Medien aus aller Welt Interviews geben und gegen das Apartheidregime agieren zu können, war großartig. Ich fühlte schnell, dass ich politisch richtig lag. Die Freiheitscharta war meine Richtschnur und darum fiel es mir nicht schwer, Fragen zu unserer Politik mit großer Zuversicht zu beantworten. Später war ich erstaunt, dass ich die gleiche Sprache und ähnliche Sätze benutzt hatte wie die ANC-Führer Oliver Tambo und Alfred Nzo, der Generalsekretär des ANC, obwohl ich so lange keinen Kontakt zu ihnen gehabt hatte.

In all den Jahren nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis hat mich nur ein Journalist absichtlich falsch interpretiert, und zwar Tom Segev. In den israelischen Medien genoss er den Ruf ei-



Mit Herut Lapid bei einer Veranstaltung im Kibbutz Ma'ayan Baruch 1985

nes intellektuellen Vorreiters. Ich hatte in meinen Interviews das Thema Israel und Apartheid zum Thema gemacht. Segev, der für das Wochenmagazin *Koteret Rashit* arbeitete, wollte mit mir über die Ethik des bewaffneten Kampfes sprechen. Das fand ich sehr interessant. Ich gab ihm ein langes Interview. Eingangs erklärte ich *off the record*, dass ich nicht über die PLO sprechen würde. Es ging mir um die israelischen Leser, und die würden mir nicht zuhören, wenn ich über die PLO spräche. Das war die Abmachung. Aber Segev schrieb einen Artikel voller Unwahrheiten, indem er mir seine Ansichten in den Mund legte. In seiner Einleitung schrieb er: »Der ANC ist die PLO Südafrikas. Oliver Tambo ist der Yassir Arafat Südafrikas. Israel ist die Apartheidnation des Nahen Ostens.« Nichts dergleichen hatte ich gesagt. Das Thema des Interviews sollte eine Diskussion über die Ethik des bewaffneten Kampfes sein. Ich hatte das Interview sogar an die Bedingung geknüpft, dass alle meine Beispiele das Südliche Afrika betreffen sollten. Und nur davon hatte ich gesprochen. Zum Beispiel vom einem General in der Kolonie Rhodesien, der sich zur Tarnung nur in Passagierflugzeugen bewegte. Wenn nun ein solche Maschine abgeschossen würde, wer war dann moralisch verantwortlich? Der General, der ahnungslose Zivilisten gefährdete, oder die Leute, die das Flugzeug beschossen? Segev schrieb stattdessen über Beispiele aus dem Mittleren Osten, aus Palästina, Libanon, Israel usw. Und er übersetzte auch noch alle Worte wie »Befreiungskrieg«, »bewaffneter Kampf«, »gerechter Krieg«, »antikolonialer Krieg« mit einem einzigen hebräischen Ausdruck: Terrorismus. Wie kann man über Ethik reden, ohne diese Kategorien zu unterscheiden? Schlimmer noch, indem er alles zusammenwarf, sagte er in der Konsequenz, es gebe gar keine Moral. Sein Artikel führte zu einem Aufschrei in den Medien. Viele Journalisten, die für Denis Goldberg vom ANC waren, wechselten nun die Seite und attackierten mich. Ich hoffte, das Ganze werde sich totlaufen, aber es steigerte sich von Tag zu Tag. Peter Allan Frost von der BBC, der Doyen der Korrespondenten im Mittleren Osten, rief mich nach ein paar Tagen an. Seriöse Journalisten seien über die Unwahrheiten in dem Artikel entsetzt und auch der Herausgeber von Segevs Magazin, Nahum Barner, sei bestürzt und wolle mir Gelegenheit für eine Gegendarstellung geben. Ich nahm das Angebot an. Der Herausgeber publizierte meinen Artikel ohne Abstriche. Auch andere Stimmen in Israel waren von Segevs Artikel sehr befremdet. Ich frage mich bis heute, wer oder was ihn zu seiner Darstellung veranlasst hat.

Ein Journalist des Londoner *Evening Standard* kam für ein Interview direkt aus Pretoria. Er legte mir verschiedene Presseausweise, seinen

Pass und andere Dokumente vor. Das hatte bisher keiner gemacht. Er habe gerade ein Interview mit dem südafrikanischen Außenminister Pik Botha geführt, sagte er, und dieser habe ihn gebeten, Denis Goldberg eine Botschaft zu überbringen. Er warf mir vor, dass ich mich allenfalls an den Wortlaut meines Briefes an Staatspräsident Pieter Willem Botha hielte, aber nicht an den Geist unserer Vereinbarung. Ich hätte in mehreren Interviews den bewaffneten Kampf gerechtfertigt und das Ende der Apartheid-Gewalt gegen die Menschen im gesamten südlichen Afrika gefordert. Tatsächlich hatte ich eingewilligt, an keinen gewalttätigen politischen Aktionen teilzunehmen. Aber ich hatte keineswegs meine Rolle im bewaffneten Kampf verleugnet und ebenso wenig das Recht auf den Sturz eines tyrannischen Regimes widerrufen. Außerdem freute es mich, dass ein so durchtriebener Politiker wie Pik Botha, der auch für den Krieg in Angola verantwortlich war, meinen trickreichen Brief an Botha ganz richtig verstanden hatte. Ich sagte dem Journalisten, meine Loyalität gelte dem Volk Südafrikas und nicht der Regierung, und Herr Botha sei kaum die Person, die mir Lehren über Moral erteilen könne.

Während dieser Auseinandersetzungen in den Medien hatte ich natürlich auch mit meiner Familie zu tun. Meine Tochter Hilly war sehr stolz auf mich, meinte aber auch, mein Leben kontrollieren zu müssen, um mich zu beschützen. Sie öffnete zum Beispiel alle meine Briefe, um mich vor Hass-Post zu beschützen. Aber das fühlte sich für mich an wie im Gefängnis. Andererseits benahm sich Hilly wie ein kleines Mädchen: Sie wünschte sich eine Familie mit Mutti, Vati und zwei Kindern, acht und sechs Jahre alt, die wie früher zusammen lebten. Aber nun war sie 30 Jahre alt. Sie behauptete trotzig, alles über Politik in Südafrika zu wissen, und war gekränkt, wenn ich nicht mit ihr übereinstimmte. Die 30-Jährige sagte mir, sie liebe mich und ich sei ihr Held, aber gleichzeitig hasse sie mich, denn ich hätte sie als kleines Kind im Stich gelassen. Wenn Erwachsene unbedingt politisch aktiv sein wollten, sollten sie nicht heiraten und Kinder bekommen. Kinder würden nie gefragt, sagte sie. Ihnen widerfahre einfach etwas und das sei nicht gut! Sie hatte ihren Dad so viele Jahre vermisst und ich brauchte lange, um zu verstehen, dass sie dies nun nachholen wollte. Es flossen viele Tränen. Später entwickelten wir ein intensives Familienleben, obwohl ich noch immer nicht in das Muster passte, das sie so sehr ersehnte.

Nach einer Woche in Israel wollte ich endlich meinen Sohn David in London sprechen. Ich entschuldigte mich, dass ich nicht sofort nach England gekommen sei, aber ich hätte erst wieder zu Kräften kommen müssen, nachdem ich so viele Leute getroffen hatte und so viele Eindrü-

cke auf mich eingedrückt waren. Er verstand das und ich sprach auch mit seiner Frau Beverly. Die beiden waren im Skiurlaub gewesen, als sie die Nachricht von meiner Freilassung erhalten hatten, und waren erst seit ein paar Tagen wieder zu Hause. Spontan fragte ich, ob sie mich nicht im Kibbuz besuchen könnten. David sagte, sie hätten schon die Tickets und müssten nur noch die Flüge reservieren. David würde nie Druck auf mich ausüben. Er wartete, bis er gefragt wurde, und stimmte dann glücklich zu. Er zeigte nur sehr selten seine tiefsten Gefühle.

Ein paar Tage später war er bei uns im Kibbuz. Irgendwann fragte er mich unter vier Augen: »Warum hast du etwas getan, das dich so lange von uns getrennt hat?« Ich antwortete, mir sei klar gewesen, dass mein Handeln seine Mutter, seine Schwester und ihn verletzen würde, aber Millionen schwarzer Kinder wären wegen der rassistischen Wanderarbeitergesetze ebenfalls gezwungen, ohne ihre Väter aufzuwachsen. Wie hätte ich meine Kinder wichtiger nehmen können als alle anderen Kinder? Ich musste etwas tun. Wir konnten selbst nur menschlich bleiben, wenn wir gegen die Unmenschlichkeit kämpften, wo immer sie sich uns zeigte. Wir hätten handeln müssen. Ich sei nicht vor der Familie wegelaufen und hätte sie immer geliebt. Ich sah zu ihm hinüber. Mein 28 Jahre alter Sohn war der traurige Sechsjährige, der sich die Augen ausweinte. Wir umarmten uns und weinten zusammen, bis Esmé hereinkam und



Mein Sohn David kam mich in Israel besuchen

wir dummen Männer dachten, wir müssten uns gerade hinsetzen, die Tränen abwischen und so tun, als sei alles in Ordnung. Das war es auch. Trotz seiner sonst eher kontrollierten, unemotionalen Art hatte er auf diese Frage von Liebe und Alleingelassenwerden eine Antwort gebraucht. An dem Abend nahm er mich noch einmal beiseite und fragte mich nach meinen Plänen. Ich müsse weiter am Kampf gegen die Apartheid teilnehmen, sagte ich. Meine Comrades seien immer noch eingesperrt. David stimmte mir zu, sonst hätte ich umsonst 22 Jahre lang hinter Gittern gesessen. Dann half er mir bei einigen finanziellen Fragen und sagte am Schluss, er und seine Frau Beverly würden sich sehr freuen, wenn ich sie in London besuchen käme.

Später erfuhr ich, dass er nach dem Telefonat mit Esmé, die ihm die Botschaft von meiner Freilassung mitgeteilt hatte, an den Tisch zu seiner Frau und seinen Freunden zurückgekommen war, sich hingeworfen, seinen Kopf auf den Tisch gelegt und geweint hatte. Sie hatten befürchtet, dass etwas Schlimmes passiert sei, und waren erstaunt, dass David seine Gefühle so offen zeigte. Jetzt im Kibbuz gab er mir immer einen Kuss, wenn er den Raum verließ, auch wenn es nur für kurze Zeit war. Das hat mich sehr gerührt. So eine Zärtlichkeit war mehr, als ich erhoffen konnte. Die Lehre aus alledem ist traurig: Freiheitskämpfe haben ihren Preis und anscheinend sind es die Kinder, die ihn zu zahlen haben.

Darüber dachte ich nach, als ich die Kinder im Kibbuz beobachtete. Das war ein großes Glück für mich. Die Kinder spielten mit mir. Die meisten sprachen kein Englisch. Lee zum Beispiel war ein kluger Dreijähriger, und während er wie ein kleiner Affe auf einem Klettergerüst herumturnte, grüßte er mich mit einem strahlenden Lächeln und fragte: »Gefällt es dir hier, Denny?« Später stimmte es mich traurig, dass einige der Mütter, die mich damals für eine sanfte Person hielten, obwohl ich für den bewaffneten Kampf war, mich später, als Nelson Mandela Yasir Arafat begrüßt hatte, plötzlich für einen brutalen Terroristen hielten. Hysterie löst keine politischen Probleme.

Diese Blindheit für die Realität schockierte mich in Israel. Viele Progressive, die gegen die Apartheid waren, beteuerten, in Israel gebe es keinen Rassismus und alle würden gleich behandelt. Sie wussten, dass ich kein Zionist war, weil ich von jüdischen und palästinensischen Israelis sprach und damit dem beschönigenden Gebrauch des Wortes Israeli etwas entgegengesetzte, das stets nur jüdische Bürger meinte. Unzählige Gesetze machten die Palästinenser zu Fremden im eigenen Land. Man bat mich, über Apartheid zu sprechen, und es war sehr bemerkenswert, dass einige Zuhörer voller Entrüstung meinten, ich beschriebe das Leben

in Israel, während ich in Wirklichkeit über Segregation und rassistische Ideologie in Südafrika sprach.

In geschlossenen Gesellschaften wie Südafrika damals und in Israel bis heute sind abweichende Meinungen unerwünscht. Aber selbst General Mosche Dajan hatte gesagt, jede jüdische Siedlung werde auf den Trümmern einer palästinensischen aufgebaut. Und Ariel Scharon hat später zugegeben, der Siedlungsbau jenseits der international festgelegten Grenzen könne als militärische Besatzung beschrieben werden. Politisch unterstützte ich die Zwei-Staaten-Lösung, wie sie der UN-Sicherheitsrat 1948 beschlossen hat. Dass die PLO so lange brauchte, um diese Entschließung als Grundlage zu akzeptieren, ändert nichts an der internationalen Legitimität dieses Ansatzes.

Aber in einer theokratischen Gesellschaft ist meiner Meinung nach Friede nicht zu erreichen. Ich lehne die quasi religiöse Basis eines exklusiven zionistischen jüdischen Staates ebenso ab wie einen islamischen Staat. Meiner Meinung nach ist die säkulare PLO endgültig gescheitert. Unter anderem, weil die feudalen Staaten des Mittleren Ostens keinen säkularen Staat wollen. Für sie sind die Palästinenser allenfalls gute Verwaltungs- und Arbeitskräfte wie Arbeitsmigranten aus anderen Ländern der Region. Die arabischen Nachbarstaaten fühlen sich von einem säkularen palästinensischen Staat bedroht, weil er der Opposition in ihren Ländern Auftrieb geben könnte. Zum Beispiel den Zivilgesellschaften dort, zu denen auch die rechtlosen palästinensischen Flüchtlinge gehören. Sie könnten soziale und demokratische politische Systeme fordern. Also halten die feudalen arabischen Staaten lieber am Status quo und ihrem bevorzugten Feind, einem zionistischen Israel, fest.

Viele Journalisten glaubten damals, ich würde mich trotz meiner Dementis dauerhaft in Israel niederlassen. Dabei hatte ich von Anfang an klargemacht, dass ich bei meiner Familie in London sein und von dort gegen die Apartheid kämpfen wollte. 18 Tage nach meiner Ankunft in Israel verließen Esmé und ich das Land Richtung London.

## Wieder aktiv

### London – Lusaka – Daressalam

Ohne besondere Vorkommnisse landeten wir in London Heathrow. Comrades erwarteten mich am Flughafen. Ich hatte den Eindruck, dass einige von ihnen gekommen waren, um mir zu verbieten, mit der Presse zu sprechen. Wahrscheinlich hat jede Bewegung solche autoritären und

arroganten Leute in ihren Reihen, die statt für Einigkeit für Zwietracht sorgen. Dabei hatte ich schon Dutzende Interviews gegeben, in denen ich die offizielle Linie der ANC-Politik vertreten hatte. Journalisten riefen mir Fragen zu, denen ich entnehmen konnte, dass es in London mehrere Fraktionen des ANC gab, die durchaus unterschiedliche Ansichten zu meiner Freilassung hatten. Ich wusste, dass die ANC-Führung in Lusaka ihre Rolle bei den Verhandlungen über meine Freilassung nicht öffentlich gemacht hatte. Wenn sie jetzt meinte, dass ich schweigen solle, würde ich das tun, obwohl es mir einigen Herzscherz bereiten würde.

Minnie Sepel und Hettie September, die Frau von Reg September, fuhren Esmé und mich zum ANC-Büro. Reg war ein prominenter Gewerkschaftsführer, eine zentrale Figur in der Kongress-Allianz und später Mitglied in der Exekutive von SACP und ANC. Er war von 1965 bis 1978 ANC-Repräsentant in London gewesen. Nun sollte ich seinen Nachfolger, Solly Smith, treffen. Er gestand übrigens 1991, Agent des Apartheidregimes gewesen zu sein. Während der einstündigen Fahrt wurde ich mit Klatsch und Tratsch überfallen, dass mir Hören und Sehen verging. Die Feindseligkeit in all dem Geschwätz erschreckte mich. Das bestätigte, was Exilierte und einige Journalisten mir schon erzählt hatten: Der ANC in London war total zerstritten und von persönlichen Rivalitäten und Animositäten beherrscht. Ich fand schnell heraus, dass Joseph Conrad den russischen revolutionären Untergrund in der Schweiz nach 1905 in seinem Roman *Mit den Augen des Westens* richtig beschrieben und nicht übertrieben hatte. Das Werk ist eine beißende Kritik des historischen Versagens revolutionärer Bewegungen und ihrer Ideale. Ich war nur noch mehr entschlossen, dagegen zu arbeiten und die Spaltungen innerhalb des ANC zu überwinden.

Dann sprach ich mit Solly Smith. Wir begrüßten uns sehr reserviert, dann bemerkte Solly Smith, dass ihm die Verhandlungen über meinen Straferlass bekannt seien und er selbst indirekt daran mitgewirkt habe. Ich antwortete, ich wolle so schnell wie möglich nach Lusaka fliegen. Aber sowohl die Londoner als auch Thabo Mbeki, der aus dem ANC-Hauptquartier in der sambischen Hauptstadt anrief, meinten, ich solle mich zunächst etwas ausruhen und an die Welt »draußen« gewöhnen. Thabo war der Sohn meines Rivonia-Comrades Govan und damals die rechte Hand von Oliver Tambo. Später war er von 1999 bis 2008 Staatspräsident von Südafrika. Aber ich setzte mich durch. Ich wollte mir Klarheit über meine zukünftige Rolle verschaffen. Wir einigten uns: Sechs Tage nach meiner Ankunft in London sollte ich nach Lusaka fliegen. Ich schaute mich im ANC-Büro um und wunderte mich über die neue Tech-



Comrade Ruth First

nik wie zum Beispiel die Telex-Maschine. Ich erinnerte mich an die frühen 1960er Jahre, in denen jeder Anruf über die Vermittlung ging, ständig kontrolliert wurde und man ewig lange warten musste. Jetzt wurde meine Reise innerhalb kürzester Zeit arrangiert.

Joe Slovo, der mich damals gebeten hatte, im Untergrund in Johannesburg zu arbeiten, war in London. Der überzeugte Kommunist war seit 1963 im Exil und inzwischen Generalsekretär der SACP sowie Stabschef von MK mit dem Spitznamen »KGB-General«. Seine Frau, die bekannte Journalistin Ruth First, war 1982 mit einer Briefbombe des Regimes in Maputo ermordet worden.

Wir unterhielten uns in einem kleinen Nebenbüro. Er bestätigte, was ich schon wusste: Bestimmte Leute hatten sich über meine Freilassung aufgeregt. Er meinte, ich solle ein paar Jahre in London bleiben, hier Fuß fassen und über unseren Kampf und unsere Ziele informieren. Slovo hätte mich auch wieder in den militärischen Strukturen willkommen heißen. Aber ich wollte nicht wieder zum Geheimnisträger werden. Ich hatte das Bedürfnis, über vieles zu sprechen, und musste eine neue Identität finden. Am Ende unseres langen Gesprächs sagte ich ihm: »Weißt du, Joe, du hast dich verändert.« Er wollte wissen, wieso.

»Ich glaube, du bist eine freundlichere Person geworden.«

»Was meinst du denn damit? Das klingt wie ein zweideutiges Kompliment.«

»Nein, du verstehst die Mühen und Schwierigkeiten menschlicher Entscheidungen jetzt besser.«

»Oh ja«, sagte er. »Wir mussten als Bewegung erst lernen, dass Menschen nicht aus Stahl oder Holzklötzen sind. Wir haben zu viel von ihnen verlangt, und wenn sie zerbrachen, haben wir sie abgewiesen. Menschliche Grenzen mussten wir erst verstehen lernen und das war eine sehr schmerzhaft Erfahrung.«

Das von Joe Slovo zu hören, der sich nur selten Gedanken um individuelle Probleme gemacht hatte, war erstaunlich! Im Kern brachte er zum Ausdruck, dass das Leben im Exil sehr hart war und wir lernen sollten, menschliche Schwächen zu tolerieren. Er wies Menschen nicht mehr

einfach zurück, wenn sie nicht die reine Lehre vertraten. Das stimmte mit dem überein, was ich im Gefängnis gelernt hatte. Ich hatte dort eine humanere Haltung entwickelt. Ich stellte nicht mehr dauernd die Motivation anderer in Frage. Ich lernte, Leute nicht zurückzustoßen, wenn sie nicht den ganzen Weg mit uns oder meiner Fraktion in der Bewegung gehen wollten. Ich versuchte Gemeinsamkeit und Einheit aufzubauen und Spaltungen zu vermeiden.

Nun musste ich mich um meinen britischen Pass kümmern, denn in Sambia würde man mich nicht mit einem südafrikanischen Pass einreisen lassen, auch nicht mit einer Bürgerschaft vom ANC. Zuerst stellte sich der Beamte des zuständigen Amtes sehr bürokratisch an, weil meine Geburtsurkunde nur eine Kopie war. Als ich erwähnte, dass ich die Unterstützung des Außenministeriums hätte, dachte er kurz nach, packte dann meine Papiere zusammen und sagte, dann sei ich wohl der Südafrikaner, der gerade aus dem Gefängnis entlassen worden sei. Dann ging alles ganz schnell und in wenigen Minuten hatte er seine Stempel mit hektischen Bewegungen und lautem Getöse unter die Papiere gesetzt. Dann fand ich mich in einer langen Warteschlange wieder, in der ich bestimmt erst nach drei Stunden an die Reihe gekommen wäre. Mein neuer Freund kam hinter seinem Schalter hervor, nahm meine Dokumente an sich und sagte, ich würde durch das Haustelefon benachrichtigt. Nach ein paar Minuten sagte man mir am Telefon, ich solle nachmittags um drei Uhr meinen Pass abholen. So eine Freundlichkeit und Solidarität war nach den Erfahrungen im Gefängnis wunderbar und zeigten, dass viele mit den Apartheidgegnern sympathisierten.

Am selben Tag holte ich noch einen Kuchen für Oliver Tambo, genannt »OR«, den Präsidenten des ANC, der die Organisation seit 1960 im Hauptquartier in Lusaka leitete, bei seiner Frau Adelaide und Dokumente aus dem ANC-Büro ab. Alles kam in eine kleine Dokumententasche. Ich fühlte mich geradezu beschwingt, als ich nach Hause kam, in »unser« Haus. Ich hatte ganz allein den Weg durch die unübersichtliche Großstadt gefunden. Der Frühling war noch ziemlich kühl und meine Wangen glühten. Es war verrückt, aber ich fühlte mich wie der Junge vor 40 Jahren, der allein ins Zentrum von Kapstadt gehen durfte. Ich hatte jeden Schritt im Geiste vorwegnehmen müssen. Esmé lag richtig. Sie hatte darauf bestanden, dass ich alles allein regelte, um nicht von anderen abhängig zu werden. Wenn man als Kind vom Fahrrad fällt, muss man sofort wieder aufsteigen und weiterfahren.

Gerne wäre ich noch länger bei Esmé geblieben, aber meine Zukunft im ANC lag mir am Herzen und außerdem wollte ich nur zehn Tage

wegbleiben. Im Duty Free Shop kaufte ich mir Schokolade und bemerkte beim Boarding zu meinem Schreck, dass die Dokumententasche verschwunden war. So unzuverlässig darf kein Kurier sein!! Und das auch noch bei der ersten Mission! Mir trat der Schweiß auf die Stirn, aber dann stellte sich eine extravagante junge Dame als Janet Love vom ANC vor und kümmerte sich sofort um mein Problem. Sie fand die Tasche im Shop und ich beruhigte mich auf diesem ersten Flug von vielen, die noch kommen sollten. Janet Love muss ein junges Mädchen gewesen sein, als ich verhaftet wurde, und nun war sie hier, eine fähige junge Frau, die ganz ungezwungen das Kommando über mich übernahm und, ich bin mir sicher, auch über andere.

Bei der Ankunft in Lusaka zeigte ich meinen neuen britischen Pass vor und konnte ohne Probleme einreisen, durfte den Flughafen aber erst verlassen, nachdem der ANC meine Papiere geklärt hätte. Der ANC hatte ein Abkommen mit der Regierung in Lusaka und ich musste stundenlang warten. Plötzlich war alles voller Soldaten in langen Mänteln. Sie kamen aus Angola. In dem ganzen Getümmel wurde ich plötzlich in einer ungestümen Umarmung gepackt und dann hörte ich eine sonore Stimme: »Denny, schön, dich zu sehen!«

Ich antwortete: »Martin, bist du es?« Da beugte sich ein anderer an mein Ohr und flüsterte: »Er heißt jetzt Chris Hani.« Ich hatte Martin bzw. Chris nicht mehr gesehen, seit er 1961 zusammen mit Archie Sibeko, meinem Comrade aus Kapstädter Tagen, auf Kautionsfreigabe gekommen war. Sie hatten gegen eine Gefängnisstrafe wegen ANC-Aktivitäten Revision eingelegt. Und jetzt, gut 20 Jahre später, erkannte ich seine markante Stimme problemlos wieder! Es war wunderbar, von einem jüngeren Comrade so warm und herzlich begrüßt zu werden. Ich wusste noch nicht, dass er einer unserer obersten Kommandeure bei MK war.

Ich wohnte bei Reg September und seiner Frau Gwen Miller. In ihrer schönen Wohnung fühlte ich mich wie zu Hause. Gwen fuhr mich zum ANC-Hauptquartier in einer Seitenstraße des Zentrums. Als ich eintrat, sah ich einen jungen Mann, der sich gegen die Wand gelehnt hatte, dann strammstand und salutierte: »Comrade Kommandant.« Ich erkannte ihn nicht wieder, aber er musste am Mamre-Camp teilgenommen haben. Ein paar Schritte weiter grüßte mich ein weiterer junger Mann. Ich sollte raten, wer er sei, und es war Wilson Nquose, der Sohn der bekannten Aktivistin in der Blauvlei-Siedlung in Kapstadt. Ich habe mich sehr gefreut, die beiden zu sehen.

Man brachte mich in ein dunkles Büro zu Oliver Tambo. Ich konnte kaum etwas sehen. Er umarmte mich, hieß mich willkommen und ich

übergab ihm den Kuchen, die Briefe seiner Frau und die Briefe aus dem Londoner Büro. Mitglieder des Nationalen Exekutivkomitees würden mich erwarten, sagte Tambo und führte mich in einen sonnendurchfluteten Raum.

Unter den Anwesenden erkannte ich den Generalsekretär Alfred Nzo, der seit Mitte der 60er Jahre für den ANC im Ausland tätig war, den Schatzmeister Thomas Nkobi, eine respektierte Vaterfigur, genannt TT, Joe Modise, fast 30 Jahre lang Oberkommandierender von MK und später erster schwarzer Außenminister Südafrikas, sowie Reg September.

Drei bequeme Polstersessel standen im Raum. Auf zweien saßen der Generalsekretär und der Schatzmeister, und ich erwartete, dass Oliver Tambo auf dem dritten Platz nehmen würde. Zu meinem Erstaunen bot er mir den Sessel an. Tambo sagte, ich sei der Ehrengast, und setzte sich auf einen kleinen Stuhl neben meine Knie, obwohl er doch der Sitzungsleiter war. Er stellte mich vor und bat mich, über meine Freilassung zu berichten. Ich erzählte alles und stellte meinen Kenntnisstand und meine Sicht der Dinge dar. Sie stellten mir viele scharfe Fragen, aber ohne Feindseligkeit. Wenn sie eine Antwort nicht ganz verstanden hatten, versuchten sie weiter in die Tiefe vorzudringen. Sie wollten alles ganz genau wissen: Wann ich was entschieden hätte und was mir welchen Eindruck vermittelt hätte. Es war eine harte Befragung. Offenbar wussten manche nichts von den Verhandlungen für meine Freilassung, die von oben abgesegnet worden waren. Nach einer Stunde oder mehr meinte Oliver Tambo, es herrsche in der Runde Konsens, dass ich wieder als Aktivist willkommen sei und weiter für den ANC arbeiten solle.

Joe Modise hätte mich gerne wieder in die MK-Armee integriert, und ich antwortete: »Bald wird es Verhandlungen mit dem Regime geben, und da ich mich verpflichtet habe, nicht mehr zu den Waffen zu greifen, möchte ich mich gerne daran halten. Aber wenn ihr meint, ich solle



Comrade Thabo Mbeki



Comrade Oliver Tambo, bei einer Rede in London, 1960



Comrade Alfred Nzo,  
ANC-Generalsekretär



Comrade TT Nkobi,  
ANC-Schatzmeister und  
Schwiegervater meiner  
zweiten Frau Edelgard

zu MK kommen, mache ich das. Meine Loyalität gilt dem ANC und nicht dem Regime.« Es wurde entschieden, dass ich, wo immer es ging, für den ANC sprechen und in London bei meiner Familie wohnen sollte. Die Solidarität mit dem ANC war ein Schlüsselement unseres Befreiungskampfs.

Auf dem von einer Mauer umgebenen ANC-Gelände in Lusaka hielten sich immer viele Leute auf; sie saßen oder standen herum, warteten auf Instruktionen, auf Lebensmittellieferungen oder vertrieben sich anderweitig die Zeit. Wenn Oliver Tambo aus seinem Büro kam, erhoben sie sich und standen stramm wie Soldaten. Ich glaube, Oliver Tambo fühlte sich bei diesem militärischen Gruß nicht ganz wohl, denn er ging zu dem einen oder anderen, begrüßte sie und schwatzte mit ihnen über Eltern, Onkel, Tanten und ihre Heimatdörfer oder -städte. Er hatte die Gabe, dass die Menschen sich in seiner Anwesenheit wohl fühlten. Seine starke und liebenswürdige Persönlichkeit und seine ernste Hingabe an die Sache der Freiheit befähigten ihn, den ANC 30 Jahre lang im Exil zusammenzuhalten. Andererseits duldet er keine Faulheit und Unentschiedenheit unter seinen Mitarbeitern. Aber meist vertrat Oliver Tambo seine Ansichten leise und geschickt, immer bestrebt, einen Konsens herzustellen. Das war typisch für ihn und machte ihn zu einem großen Anführer. Bram Fischer war ähnlich; er widersprach selten und ging Konfrontationen aus dem Weg, es sei denn sie waren unumgänglich, um einen klaren Standpunkt zu erarbeiten. Nach meinem Treffen mit Oliver Tambo fühlte ich mich wieder aufgenommen und war froh, im Kampf zurück zu sein. Ich fieberte den kommenden Aufgaben entgegen, um die Comrades aus den Gefängnissen zu holen und die Mauern zu sprengen, durch die unser Volk in dieser vom institutionalisierten Rassismus geprägten Gesellschaft auseinandergerissen wurde. Ich hatte in den nächsten Tagen etwas Zeit und ging vom ANC-Office die paar Kilometer zu meiner Unterkunft

zu Fuß. Man riet mir, das lieber zu unterlassen, denn feindliche Agenten suchten in Lusaka nach Gelegenheiten, Widerstandskämpfer umzubringen. Von da an wurde ich gefahren. Das war schade. Ich war zum ersten Mal in einem unabhängigen afrikanischen Land. Sambia hatte 1964 die Unabhängigkeit von Großbritannien erreicht. In den Straßen sah ich geschäftiges Treiben und ein freundliches Gedränge. Befreiung bringt Entspannung, dachte ich, sah aber auch die leeren Geschäfte. Wenn knappe Waren geliefert wurden, zum Beispiel Seife, wurden sie rationiert und die Käufer bekamen einen Stempel auf den Handrücken.

In Lusaka traf ich auch Albie Sachs, den Anwalt aus einer litauischen Einwandererfamilie, der viele Jahre in London gewesen und dann nach Mosambik gegangen war, wo er einen Bombenanschlag auf seinen Wagen schwer verletzt überlebt hatte. Später wurde er Verfassungsrichter in Südafrika. Er arbeitete gerade an einem Verhaltenskodex für den ANC im Exil. Unsere informellen Regeln wurden häufig übertreten. Das musste geändert werden. Er erzählte mir auch, dass Esmé mit ihrer Herzlichkeit viele Menschen für unsere Sache in Großbritannien gewonnen habe.

Gerne wäre ich nach Hause zurückgefliegen; ich wollte bei meiner Familie sein. Esmé erwartete mich nach zehn Tagen zurück, aber die Zeit verging. Es gab Schwierigkeiten mit dem Ticket. Ich rief Esmé am 9. April 1985, unserem Hochzeitstag, zum ersten Mal seit 22 Jahren an. Ich freute mich, mit ihr zu sprechen, aber sie reagierte ziemlich kühl, weil ich noch immer nicht zu Hause war. Später erzählte sie mir, sie sei bei einem Therapeuten gewesen. Als er sie gefragt habe, warum sie so wütend sei, obwohl sie doch so viele Jahre allein zurechtgekommen sei, habe sie ihm geantwortet, dass sie sich hintergangen fühle, nachdem sie so lange auf mich gewartet habe.

Aber ich kam nicht weg aus Lusaka. Der ANC suchte nach Wegen, mich wieder in die Arbeit zu integrieren. Nach zehn Tagen fand eine Pressekonferenz statt, auf der ich der Weltpresse vorgestellt wurde. Thabo Mbeki war der Vorsitzende. Mein Brief an Botha wurde verteilt und gut aufgenommen. Heute denke ich, dass meine Stellungnahme damals zu vorsichtig war. Ich habe mich zu sehr für meine Freilassung entschuldigt. Ich hätte klar und deutlich sagen sollen, dass die Zeit für Verhandlungen gekommen war. Militä-

Comrade Albie Sachs



Comrade Albie Sachs

risch bestand ein Patt zwischen den Gegnern. Aber man agiert in einer Befreiungsbewegung nicht allein. Die Ansichten und Positionen anderer müssen berücksichtigt werden und es bestand noch keine Bereitschaft im ANC, Verhandlungen als logische Folge dieser Phase des Kampfes zu akzeptieren. Aber immerhin hatte schon das MK-Manifest aus den 1960er Jahren die Apartheidregierung aufgefordert, über eine friedliche Lösung zu verhandeln. So stand es auch in meinem Brief an Botha.

Die ANC-Führung hatte also dafür gesorgt, dass ich wieder in meiner Organisation Fuß fassen konnte. Es war auch sehr interessant und schön, so viele Comrades im Exil zu treffen. Aber manchmal war es auch befremdlich. Die Leute hatten keine Ahnung, was 22 Jahre Gefängnis bedeuten. Ich versuchte, es ihnen zu erklären: Meine Kinder waren damals sechs und acht Jahre gewesen und jetzt 28 und 30 Jahre alt. Die Wärter aus der letzten Phase meiner Gefangenschaft waren zum Teil noch nicht geboren gewesen, als ich ins Gefängnis gekommen war. Eine ganze Generation war während meiner Haft aufgewachsen, in die Schule gegangen und hatte die Colleges besucht. Das brachte viele zum Nachdenken. Andere waren erstaunlich unsensibel. Sie kannten meine Geschichte, sie wussten von den 22 Jahren und trotzdem seufzten sie tief über »all die Jahre«, die Nelson Mandela inhaftiert war. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass sie merkwürdig irritiert waren, dass ich die Haft stark und ungebeugt überstanden hatte. Möglicherweise hätten sie sich besser gefühlt, wenn ich schwach und gebrochen gewesen wäre. Dann hätten sie Mitleid empfinden können.

Zu der Zeit wurde im ANC gerade eine wichtige Frage heftig diskutiert. Sollte sich die Organisation für Südafrikaner aller Hautfarben öffnen? Bisher hatte die Kongress-Allianz aus fünf verschiedenen Organisationen bestanden, aus einer für Weiße, einer für Inder, einer für »Farbige«, dem Dachverband der Gewerkschaften SACTU und an der Spitze dem ANC. Ich befand mich mit meinem Kopf noch in den 60er Jahren und meinte, die Allianz könne so weiter bestehen. Aber inzwischen war alles viel komplizierter geworden. In Südafrika selbst konnten unter den Bedingungen der Illegalität nur Afrikaner Mitglieder des ANC werden, selbst wenn sich weiße Comrades auf Abruf bereithielten. Manche fuhren als Kuriere in die Nachbarländer und nahmen alle Risiken eines ANC-Mitgliedes auf sich, ohne Mitglied werden zu können. Im Exil war es schon lange anders. Exil-Südafrikaner aller Hautfarben hatten Druck gemacht und der ANC hatte die Restriktionen aufgehoben. Aber in London gab es noch die »Afrikanisten« aus den 50er und 60er Jahren, die eine Bevormundung durch die Weißen (Kommunisten) befürchteten. Sie fanden

diese Öffnung nicht gut. Sie befürchteten, an Einfluss zu verlieren und die »Reinheit« des Kampfes aufzugeben. Das Ausschlussdenken saß tief. Ich diskutierte mit verschiedenen Leuten darüber. Manche meinten, das mangelnde Selbstvertrauen der älteren Comrades führe zu der Furcht, selbst eine kleine Zahl von Nicht-Afrikanern, vor allem Weißen, würde automatisch den ANC dominieren. Vielleicht war es tatsächlich besser, die Einheit zu bewahren und den ANC weiter zu unterstützen, egal ob er seine Mitgliedschaft für alle öffnete. Als ich mit Reg darüber sprach, erwiderte dieser scharf, weiße Comrades meinten immer, es drehe sich nur um sie. Was aber sei mit den »farbigen« und indischen Comrades, die ebenfalls als Nichtweiße diskriminiert würden, sich aber nicht dem ANC anschließen dürften? Wie sollten wir unsere Landsleute auf eine nicht-rassistische Gesellschaft vorbereiten, wie sie in der Freiheitscharta ins Auge gefasst war, wenn wir in der führenden Organisation des Kampfes nicht in diesem Sinne »nicht-rassistisch« handelten? Reg hatte es auf den Punkt gebracht. Da der ANC zu Hause von einer großen Welle der Sympathie und Zustimmung getragen wurde, war jetzt die Zeit, die Mitgliedschaft zu öffnen. Ein paar Monate später öffnete sich der ANC für alle Südafrikaner innerhalb und außerhalb des Landes.

Eigentlich hätte ich nun endlich nach Hause nach London fliegen können, aber dann schlug mir Alfred Nzo vor: »Denis, du wirst die Welt bereisen und über den ANC sprechen, und deshalb solltest du zuvor das *Solomon Mahlangu Freedom College*, SOMAFCO, kennenlernen. Da wirst du sehen, was der ANC im Exil aufgebaut hat.« Also flog ich zusammen mit anderen ANC-Vertretern nach Daressalam, der Hauptstadt Tansanias, um an einer Konferenz in der ANC-Schule, die auf einem von der tansanischen Regierung zur Verfügung gestellten Gelände errichtet worden war, teilzunehmen. Die Schule gehörte zu einer von zwei ANC-Siedlungen in Mazimbu.

Wir landeten am späten Nachmittag. Alle Büros waren geschlossen und alle Angestellten, egal ob Tansanier oder ANC-Leute, dachten an alles andere als an Comrades am Flughafen. Ich kam nicht durch die Grenzkontrolle und Eddie Funde, damals ANC-Repräsentant in Australien und Neuseeland (seit August 2008 übrigens südafrikanischer Botschafter in Deutschland), hatte das



Comrade Eddie Funde,  
heute Botschafter in Deutschland

gleiche Problem. Langsam gewöhnte ich mich an diese Hindernisse, und wir setzten uns auf diese roten, scheinbar gesäßgerecht geformten Plastiksessel, wie sie auf vielen Flughäfen der Welt anzutreffen sind. Sie sind sehr unbequem.

Wir dösten, mit Unterbrechungen, die Nacht hindurch vor uns hin. Exakt um Mitternacht stieß Eddie mich an und sagte: »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Comrade!« Tatsächlich, es war der 11. April 1985, und ich war seit meiner Freilassung mehr gereist als in meinem gesamten vorherigen Leben, hatte ein wenig von Südafrika, Israel, Großbritannien, Sambia und jetzt Tansania gesehen. Was für eine aufregende Zeit, in die hinein ich wiedergeboren wurde. Und Eddie Funde war ein sympathischer Comrade und Freund. Am nächsten Tag landeten wir im Palm Beach Hotel und Eddie meinte, wir sollten unser ANC-Taschengeld auf den Kopf hauen. Er orderte Drinks für alle anwesenden Comrades und sie gratulierten mir mit warmem Bier. Noch heute bin ich in Erinnerung an diese Geburtstagsfeier völlig gerührt.

Von Daressalam fuhren wir zur ANC-Siedlung nach Mazimbu. Die Siedlung war auf einer ehemaligen Sisalfarm errichtet und mit Hilfe der skandinavischen Länder und des sozialistischen Blocks ausgebaut worden: solide, ans tropische Klima angepasste Wohnhäuser, ein Bauernhof und ein Milchviehbetrieb. Die holländische Anti-Apartheid-Bewegung hatte Geld für ein kleines, aber gut ausgestattetes Krankenhaus gesammelt. Frauen der deutschen lutherischen Kirche hatten Gelder für den Kauf von Kühen beigesteuert, damit die Kinder Milch bekamen. Ihr Slogan hieß: Spenden für eine Kuh in Mazimbu. Es gab Grund- und weiterführende Schulen und viele junge Leute konnten später in anderen Ländern studieren.

Die Probleme in dieser Gemeinschaft von 5.000 Menschen waren weniger politischer als sozialer Natur. Die grassierende Malaria war ein Problem. Man hätte das Gras kurz halten müssen, weil sich Wasser sammelte, wo Blätter aus den Stängeln austrieben. Die Mücken legten ihre Eier in diesen kleinen Tropfen Wasser ab. Das hohe, wilde Gras musste statt mit Mähmaschinen mit Macheten geschnitten werden. Bei regelmäßiger Pflege wäre das Problem gelöst. Damals hatte ein neuer Bakterienstamm unsere Siedlung erreicht und verursachte zerebrale Malaria mit oft tödlichem Ausgang. Es fehlten Medikamente, um die Krankheit einzudämmen.

Ein weiteres Problem waren ungewollte Schwangerschaften. Die jungen Mütter wurden mit Schulverweis bestraft, während die jungen Männer, die sie geschwängert hatten, unbehelligt blieben. Ich sprach mit

der Ärztin Amo Moroka darüber. Die jungen Mütter fänden es vielleicht schön, ein Baby für sich allein zu haben, meinte Amo. Die Jungs erfreuten sich schlicht an der sexuellen Eskapade. Die Schwangeren wurden zu den »Charlotten« geschickt. Dieser Name war eine Verunglimpfung der großen Soziologin Charlotte Maxeke, die sich als eine der Ersten dem Thema der Unterdrückung der Frau in einer männerdominierten afrikanischen Gesellschaft gewidmet hatte. Am traurigsten war die Demoralisierung der schwangeren Mädchen, die ohne jeden Ansporn und ohne Arbeit nur herumsaßen. Wir, denen die Rede von der nicht-sexistischen Gesellschaft so leicht über die Lippen ging, diskriminierten diese jungen Frauen auf sexistische Weise. Ich sprach mit der Leitung darüber. Aber die sah keinen anderen Weg, als das Problem mit Verboten loszuwerden. Das war aber keine Lösung.

Trotz aller Kritik bleibt festzuhalten, dass Ärzte, Krankenschwestern, Architekten, Ingenieure, Lehrerinnen und Lehrer jahrelang unentgeltlich für SOMAFCO arbeiteten und dafür sorgten, dass unsere Flüchtlingskinder und jungen Aktivisten gut betreut, ausgebildet und trainiert wurden. Für Kleinkinder gab es eine schöne Kinderkrippe, sodass die Mütter in den Einrichtungen der Siedlung arbeiten konnten. Der Kindergarten für die Dreijährigen und Älteren war gut ausgestattet: Er war hell und bunt, und man sah wohl genährte und gut gekleidete Kinder. Aber auf dem Spielplatz waren keine Schaukeln, Karussells, Rutschbahnen oder Klettergerüste. Ich schlug vor, diese Dinge in unserer eigenen Werkstatt zu bauen. Aber die Kindergärtnerinnen sagten, das müsse von ausländischen Gebern kommen, damit die Spielzeuge auch sicher seien. Diese negative Einstellung den eigenen Kräften gegenüber war besorgniserregend. Wir waren dabei, die Initiative unserer Leute zu untergraben und darum auch die unserer Kinder, der womöglich ersten freien Generation in einem freien Südafrika.

Ohne Vorwurf muss ich sagen, dass die Spitzenmannschaft des ANC den Kampf gegen die Apartheid im eigenen Land aufgenommen hatte, während das Reserveteam die weniger glanzvolle, aber notwendige Aufgabe übernommen hatte, sich um unsere Leute zu kümmern und internationale Unterstützung zu organisieren. Immerhin hatte es unsere Befreiungsbewegung im Exil mit internationaler Hilfe geschafft, eine Siedlung von der Größe einer Kleinstadt zu erbauen und zu managen.

Gegen Ende meines Aufenthaltes in Mazimbu traf ich Eddie Funde und die anderen auf einer Fundraising-Konferenz wieder. Die ANC-Vertreter kamen aus vielen verschiedenen Ländern, da der ANC damals mehr diplomatische Vertretungen in der Welt hatte als Südafrika Bot-

schaften. Auch bei dieser Veranstaltung wurde über den Siedlungsbau diskutiert. Es sollten noch mehr Heimstätten für Flüchtlinge entstehen, auch für MK-Soldaten, die aus Swasiland und Mosambik abgezogen worden waren. Die Apartheid-Armee hatte mit massiven Anschlägen ihre Destabilisierungspolitik in der Region begonnen.

Wie vieles in jener Zeit wurde auch die Frage des Siedlungsbaus ideologisch angegangen. Nach offizieller Auffassung sollten Staatsfarmen nach dem Vorbild der Sowjetunion gebaut werden. Das hätte auch dem tansanischen Präsidenten Julius Nyerere gefallen, der mit seinem Konzept vom afrikanischen Sozialismus, *Ujamaa*, Dörfer nach ähnlichem Konzept baute. Seine Regierung hatte uns in einem großzügigen Akt der Solidarität das Land zur Verfügung gestellt. Einige von uns wollten auch individuellen Besitz an Land zulassen. Kleinbauern sollten dieses Land bewirtschaften und einen großen Teil der Ernte als Anreiz behalten, mehr zu produzieren. Das hätte die Grundlage für intensive Landwirtschaft gelegt, wenn wir nach Südafrika zurückkehrten. Diese Sicht wurde von Vertretern vorgeschlagen, die explizit kapitalistisch wirtschaften wollten, bis hin zu denjenigen, die meinten, unsere Leute sollten sich selbst versorgen können, statt faul herumzulungern, weil die internationale Solidarität alle notwendigen Bedürfnisse in den Siedlungen befriedigte. Aber solche »abweichenden« Ideen wurden vom Schatzmeister und seinen Leuten heftig attackiert. Der Streit wurde nie beigelegt.

Nach meiner Rückkehr legte ich Nzo einen 70-seitigen Bericht vor. Ich wünschte, die Leute von SOMAFACO wären meinen Lösungsvorschlägen gefolgt. Sie hätten die Lage entspannen können. Die tatsächliche wie die befürchtete Infiltration durch Spione hatte zu autoritärer Unterdrückung notwendiger Diskussionen geführt. Jedwede Unzufriedenheit wurde als Agitation des Feindes attackiert, obwohl sie mitunter Ausdruck der Entfremdung der jungen Leute war, die in dieser Siedlung sehr beengt leben mussten. Tansanisches Militär bewachte die Siedlung und die Exilanten durften das Gelände nicht verlassen. Bezahlte Arbeit war nicht erlaubt. Der ANC war im Endeffekt Mutter, Vater und Versorger für alle dort lebenden Personen. Er war zuständig für alle Bedürfnisse, von der Nahrung bis zur Kleidung, für Bildung und Gesundheitsversorgung in einer Gesellschaft ohne Geld. Viele junge Menschen, die der Apartheid entflohen waren, sehnten sich nach einem besseren Lebensstil. Überdies waren viele junge Leute überfordert und brauchten Beratung und Rat. Ich bin überzeugt, dass eine klare politische und soziale Führung, die zur offenen Diskussion der Probleme bereit gewesen wäre, vieles zum Positiven hätte wenden können.

Ich diskutierte meinen Bericht mit der Leitung von SOMAFACO, und sie versprachen, ihn sorgfältig zu studieren. Aber ich glaube, sie hatten schon genug Stress, als dass sie an großen Veränderungen interessiert gewesen wären. Außerdem hätten sie dann Macht an die Jugendlichen abtreten müssen, die Verantwortung übernehmen sollten.

Als ich meinen Bericht dem Generalsekretär des ANC übergeben hatte, bat er mich, die Sache mit Männern aus dem Bildungskomitee zu diskutieren, u.a. mit Jack Simons, dem Professor aus Kapstadt, der mich schon kannte, als ich noch ein Glitzern in den Augen meiner Mutter war. Er war 1965 zusammen mit seiner Frau, der bekannten Gewerkschafterin Ray Alexander, ins Exil gegangen. Die beiden gaben ein Dinner für mich und luden ihre Bekannten ein.

Es kam zu einer interessanten Diskussion über Kolonialismus, und ich trug eine kleine Abhandlung zum Thema »Kolonialismus der besonderen Art in Südafrika« vor, denn im südafrikanischen Kontext war die Unterdrückung durch die Klassengesellschaft mit der nationalen Unterdrückung untrennbar verbunden. Im Wesentlichen bezog ich mich auf ein Papier von Harold Wolpe, der zusammen mit Arthur Goldreich kurz nach der Razzia auf der Liliesleaf-Farm außer Landes geflohen war, und Martin Legassick, einem marxistischen Historiker und ANC-Aktivisten im Exil. Die beiden hatten die theoretische Grundlage für Michael Harmels Beschreibung des Phänomens in den 60er Jahren geliefert. Demnach war das Besondere an Südafrika, dass Unterdrücker und Unterdrückte das gleiche Territorium bewohnten. Im klassischen Kolonialismus besitzt die imperiale Macht fernab ihr eigenes Land. Ich erklärte, wie die Arbeiter und die Menschen in den Homelands den Kapitalismus subventionierten. Das ist schwer in der Praxis zu belegen. Schon fiel Professor Jack über mich her und sagte, dann müsse ich zeigen, wie der Werttransfer stattfindet. Wir argumentierten: Ökonomische Werte werden indirekt aus den Reservaten der Schwarzen auf die kapitalistische Klasse übertragen. Der Apartheidstaat der Kapitalistenklasse kontrolliert mit Gesetzen und Verwaltungsverordnungen die Unterdrückten in den Bantustans, sodass diese auf niedrigstem Niveau, d.h. zu reduzierten Lebenshaltungskosten, leben müssen. Die meisten Arbeiter im Bergbau, in der verarbeitenden Industrie und in der Landwirtschaft kommen aus den Reservaten und dadurch sind ihre Reproduktionskosten deutlich niedriger als in anderen Ländern der Welt. In diesem Sinne wird das Kapital durch die zusätzliche Ausbeutung der unterdrückten Bevölkerung, durch Niedrigstlöhne zur Reproduktion ihrer Familie, subventioniert. Tatsächlich hatte die Bergbau-Kammer nach dem großen Bergarbeiter-

streik 1947 ein Papier zur »Reduzierung der Reproduktionskosten der Arbeiter« in der Kommission zur Untersuchung der Bergarbeiterlöhne vorgelegt. Schon 1919 hatte ein Arbeiter während eines Streiks der Toilettenreiniger in Johannesburg etwas Ähnliches gesagt, als er einer Untersuchungskommission erzählte, dass die »Passgesetze die Löhne niedrig halten«. Ein einfacher Arbeiter mit seiner Lebenserfahrung hatte das Wesen der Beziehung zwischen nationaler und Klassenunterdrückung begriffen, viele Jahre bevor Theoretiker eine Erklärung dafür fanden. Es ist notwendig, eine Erklärung für die Apartheid zu finden, die über den »bloßen« Rassenhass hinausreicht. Die immer stärkere Trennung der Lebensbereiche begann in der Zeit um 1860, als man Schwarze vom Besitz der Diamanten-Claims in der Diamanten-Region um die Stadt Kimberley ausschloss. Später durften sie außerhalb der Reservate überhaupt kein Land mehr besitzen. Die »Homelands« machten nur 13 Prozent der Fläche des Landes aus und der Boden war zu großen Teilen unfruchtbar.

Kurz bevor ich Lusaka wieder verließ, drängte mich Alfred Nzo, unbedingt ein paar Tage »Solidaritäts-Urlaub« einzulegen. Aber ich winkte ab: »Ich habe mich doch die ganz Zeit ausgeruht.« Das war natürlich ein Understatement. In Tansania war ich eines Morgens zum ersten Mal seit Jahren ohne Schmerzen aufgewacht. Ohne steifen Rücken, ohne schmerzende Gelenke, hellwach. Ich überlegte tatsächlich, ob ich einen Bluttest machen lassen sollte. Vielleicht waren uns im Gefängnis ja irgendwelche Substanzen gespritzt worden. Aber wahrscheinlich ging es mir viel besser, weil ich dem täglichen Stress im Gefängnis entronnen war und mich mit realen Problemen beschäftigen konnte. Wie der Arzt des Roten Kreuzes den Behörden gesagt hatte: Psychosomatische Krankheiten sind real, sie müssen behandelt werden. Ich kann hinzufügen, dass Freiheit eine wunderbare Therapie gegen Schmerzen aller Art ist. Also antwortete ich Alfred Nzo: »Ich muss hinaus in die Welt und Teil der Welt sein und in der Welt arbeiten und meinen Weg in die Freiheit finden.«

Ich flog zurück nach London. Statt zehn Tagen war ich sechs Wochen weg gewesen.

## **Daheim in der Fremde Befreiungsbewegung im Exil**

Als ich erst nach sechs Wochen in London ankam, war Esmé nicht begeistert. Nun mussten wir eine Form für unser neues Zusammenleben finden, uns wieder aneinander gewöhnen und ich musste mich in mei-

nem neuen Zuhause zurechtfinden. Nach der Einsamkeit im Gefängnis war Esmés Haus ein Schock für mich. Esmé arbeitete als Physiotherapeutin an einer Ballettschule, und sechs der Schülerinnen lebten einige Monate lang in ihrem Haus. Darüber hinaus ging ein steter Strom junger Leute in Esmés Haus ein und aus, auch Bekannte von Hilly, die ehrenamtlich im Kibbuz gearbeitet hatten und auf dem Weg nach Hause – in die USA, nach Kanada, Australien oder Südafrika – noch ein paar Monate in London verbringen wollten. Auch junge weiße Südafrikaner kamen nach London. Sie versuchten ihre südafrikanische Herkunft zu verschweigen, um Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Manche von ihnen lernten im Ausland eine Menge über die Apartheid in ihrem Land, von der sie bis dahin nichts hatten sehen oder hören wollen. Esmés Haus war eine Herberge für junge Leute, die dort vorübergehend wohnten. Von den Mieteinkünften bezahlte Esmé die eigene Miete. Überdies hatte sie so Gesellschaft und konnte ihre mütterlichen Gefühle ausleben. Für mich war der Wirbel im Haus überwältigend. Die letzten 22 Jahre waren nur wenige Menschen um mich gewesen, die sich meist leise unterhalten hatten. Hier war nun ein ständiges Stimmengewirr und gleichzeitig lief der Fernseher. Es war wie ein Wasserfall in meinen Ohren. Also guckte ich lieber in unserem Schlafzimmer Fernsehen, wo ein zweites Gerät mit einer Fernbedienung stand. Ich musste nicht mal aus dem Bett steigen, um den Kanal zu wechseln.

Ich musste noch lernen, im Alltag zurechtzukommen. Es fiel mir schwer, mich morgens anzuziehen und pünktlich zu sein. Kleidung auszuwählen war ein neues Problem: blaue oder braune Socken, Pulli oder warmes Hemd? Die Werbung im Fernsehen lenkte mich ab, sie war für mich faszinierend, weil sie eine komplexe Geschichte in 30 Sekunden erzählte und nur der Name des Produktes im Kopf hängen blieb. Auch Zeichentrickfilme und Cartoons fanden mein Interesse. Ich hatte all diese Dinge so lange vermisst. Verabredungen mit Freunden oder Bekannten waren schwierig. Manchmal war derjenige, den ich gerade sprechen wollte, nicht zu erreichen. Esmé nahm mich an der Hand. Sie sagte: »Mach' die Termine aus, die möglich sind, und die anderen passen dann später in den Kalender hinein.« Wie schon vor meiner Reise nach Lusaka bestand sie aber weiter darauf, dass ich vieles selbstständig organisierte. Ich sollte nicht von anderen abhängig werden. Ex-Comrades mit sehr viel kürzeren Haftzeiten hatten oft viel zu lange für die Anpassung an das neue Leben gebraucht, weil ihre Familien sie so verwöhnt hatten. Aber natürlich zeigte Ez mir schon mal die richtige Richtung, auch um mich zu beruhigen.

Meine Frau meinte zudem, ich solle ein eigenes Bankkonto eröffnen und damit einen weiteren Schritt in Richtung Unabhängigkeit tun. Sie ließ mich im Zentrum aus ihrem Auto aussteigen, aber ich konnte die Bank nicht finden. Ich kannte das Logo nicht und nirgendwo stand »Bank«. Ein Passant zeigte mir den Eingang. Drinnen wurde es noch schlimmer, ich fand das richtige Formular, wusste aber mit den Fragen nichts anzufangen. Ich verstand die englischen Worte, aber selbst mit vier Studienabschlüssen wusste ich die Antworten nicht. Wieder musste mir jemand helfen.

Andererseits erfreute ich mich nach all den Jahren an Süßigkeiten, süßem Kuchen und Früchten. Sie waren unwiderstehlich. Die Jahreszeiten für Früchte galten nicht mehr. Es gab Winterbirnen und Sommertrauben, Pfirsiche und Pflaumen. Granny-Smith-Äpfel aßen wir leider nicht. Sie fielen unter den Früchteboykott von südafrikanischem Obst. Für mich war das besonders schade, weil der Biss in einen großen, grünen, knackigen Apfel ein Stück Heimat und Kindheit im fremden London bedeutet hätte. Einmal aber kaufte ich Trauben, ich konnte einfach nicht widerstehen. Auf der Kiste stand kein Herkunftsland. Ich aß die Trauben, zerbrach die grünen Kugeln mit den Zähnen und genoss, wie sich der süße Saft in den Mund ergoss. Später erklärte mir Esmé, diese Früchte kämen aus Südafrika, weil die verbotenen Trauben in dieser Jahreszeit die einzigen in London seien. *Cape Grapes* sei der Name des Produktes. Sie schmeckten im Nachhinein zwar etwas sauer, waren aber von bester Qualität gewesen.

Insgesamt war es für mich zunächst schwer, in London zu leben. Ich hatte noch nie in einer so großen Metropole gewohnt. Am Ende jedes Tages war ich von den auf mich einstürmenden Eindrücken und dem Wirrwarr des städtischen Lärms erschöpft. Ich war auch nicht an das Wetter gewöhnt. Beim morgendlichen Aufstehen war es noch dunkel und drei Uhr nachmittags dämmerte es schon wieder. Der Himmel voller Wolken schien auf meinen Schultern zu lasten. Ich brauchte zwei Jahre, um in London heimisch zu werden. Ich hatte gehofft, dass ich aus dem Gefängnis in ein freies Südafrika entlassen und meine Familie zu mir nach Südafrika zurückkehren würde. An ein Exil hatte ich nie gedacht.

Nach meiner kurzen Stippvisite beim Londoner ANC-Büro kurz nach meiner Rückkehr aus Israel musste ich mich jetzt in den Arbeitsalltag dort einfinden. Das Londoner Büro war nach dem Hauptquartier in Lusaka die zweitwichtigste ANC-Vertretung und Kommunikationszentrale für die ANC-Vertretungen weltweit. Das Büro kam mir gleich sehr vertraut vor. Es war schäbig und schmutzig wie alle Büros linker Organisationen,

die ich seit meiner Kindheit in Kapstadt kennengelernt hatte. Die Räume in der Penton Street 28 in London waren auf mehrere Etagen verteilt, altmodisch und eng. Flure und Büros waren mit Stapeln von Büchern, Flugblättern und Broschüren vollgestopft. Und so verrückt es klingen mag: Wo immer ich auf meinen Reisen in Nordeuropa, USA, Kanada, Griechenland oder Italien hinkam, überall sahen die Büros gleich aus. Nur in Skandinavien waren sie sauber, aufgeräumt und modern möbliert. Hier waren sie aber auch von der Regierung bezahlt.

Meine mit dem Regime ausgehandelte Freilassung sorgte immer noch für Missstimmungen bei den Comrades im Exil. Ich hatte sogar den Eindruck, dass es umso schlimmer wurde, je weiter ich von Südafrika entfernt war. Schon in Lusaka hatten nur wenige Eingeweihte von der Sache gewusst. In London war nur der ANC-Vertreter Solly Smith informiert gewesen, der sich später als Agent des Regimes herausstellte. Ich hatte beschlossen, über die Rolle der ANC-Führung Stillschweigen zu bewahren, weil sie selbst aus mir unbekanntem tieferen Gründen nichts darüber verlauten ließ. Geheimverhandlungen müssen geheim bleiben, sonst verlieren sie ihren Sinn. Ich war für beide Seiten, den ANC und die



südafrikanische Regierung, eine Art Versuchsballon für die Lockerung der Politik gegenüber den politischen Gefangenen gewesen. Also hielt ich einfach den Mund und schluckte die Vorwürfe – »Nelson Mandela hat Bothas Angebot abgelehnt, warum du nicht auch?« – hinunter. Die meisten Landsleute waren aber sehr freundlich und hießen mich willkommen. Comrades, die gerade aus Südafrika kamen, gingen den Kritikern aus dem Weg und umarmten mich. Sie hatten mich im Radio gehört und im Fernsehen gesehen und waren erfreut, dass ich wieder aktiv war. Insgesamt war diese Zeit nicht einfach für mich. Es wäre unkomplizierter gewesen, zum bewaffneten Kampf zurückzukehren als eine andere und neue Rolle zu übernehmen, und ich habe niemals verleugnet, dass ich meine früheren Handlungen für richtig gehalten habe. Man trifft seine Entscheidungen und muss die Konsequenzen tragen. So ist das Leben, »C'est la vie«, oder »kenjalo-ke« in Zulu.

Ein paar Jahre später erhielt ich noch einmal eine Bestätigung, dass die ANC-Führung meinen Schritt gebilligt hatte. Ich war in Kanada auf Tour und traf in Vancouver Exil-Südafrikaner, darunter eine junge Frau, die Tochter eines Gewerkschaftsaktivisten. Sie hatte meinen Comrade aus Johannesburg, Ahmed »Kathy« Kathrada, auf Robben Island besucht. Er hatte ihr eine mündliche Botschaft für mich mitgegeben: Dass die Rivonia-Gefangenen auf der Insel ihre Gründe gehabt hätten, das Angebot Bothas auszuschlagen, aber dass sie meine Entscheidung voll verstanden und unterstützt hätten. Diese Nachricht meiner Comrades hat mich sehr erleichtert. Mir kam das Ganze wie eine Flaschenpost vor. Kathy hatte sie ins Meer geworfen und sie landete an einem fernen, fremden Strand, als ich gerade dort stand.

Wenn ich heute, in mehr philosophischen Momenten, über diese Konflikte innerhalb der Bewegung nachdenke, komme ich zu dem Schluss, dass die südafrikanische Apartheidgesellschaft uns alle bis tief in die Persönlichkeit hinein beschädigt hat. Das hat auch Auswirkungen auf unser Verhalten untereinander. Aber trotz dieser Deformationen teilen wir in der Bewegung bis heute die Vision einer besseren Gesellschaft, die wir mit anderen zusammen aufbauen wollen. Wir sind keine Engel, manche haben tiefe Narben davongetragen. Dennoch arbeiten wir auf dem eingeschlagenen Weg weiter. Wenn wir unsere Arbeit gut machen, wird die nächste Generation nicht mehr so traumatisiert sein. Und vielleicht wird die dann folgende Generation noch weniger verletzt sein und wir kommen unserem Ziel noch näher. Das bedeutet nichts anderes, als dass jede Gesellschaft die Eigenschaften der Vorgängergesellschaft in sich trägt. Warum sollten Menschen, die in einer habgierigen Gesellschaft

aufgewachsen sind, in der die gesellschaftliche Position und vor allem das Einkommen, der Bekanntheitsgrad oder die Befehlsgewalt den Wert eines Menschen bestimmen, besser sein, als sie sind? Umgekehrt ist der Mensch aber auch in der Lage, das Richtige zu erkennen und danach zu handeln. Unsere Vision einer menschlichen und gerechten Gesellschaft ist mehr als nur ein Hirngespinnst. Das Potenzial dazu ist in der heutigen Gesellschaft vorhanden.

Etwa ein Jahr später beschwerte sich Esmé, ich hätte meine Zukunft mit ihr diskutieren sollen statt bloß zu verkünden, dass ich jetzt voll im ANC-Büro arbeiten werde. Ich hätte alternativ mit einem Stipendium ein Jahr schreiben können. Sie und andere behaupteten, ich hätte mich nebenher weiter engagieren können und es herrsche ohnehin politisches und organisatorisches Chaos. Ich wollte aber weiter voll am Kampf teilnehmen und helfen, das angebliche Chaos zu beseitigen. Später hat Esmé eingestanden, dass diese Entscheidung richtig für mich gewesen sei und ich mich sonst sehr elend gefühlt hätte.

Mit Esmé habe ich damals darüber kaum gesprochen. Sie teilte meine Ansichten, obwohl sie jeden Respekt vor vielen Spitzenfunktionären verloren hatte. Einmal begleitete sie mich zu einem Abendessen von Anti-Apartheid-Aktivistinnen in Sheffield. Die meisten Gäste waren Bergmänner und ihre Frauen, die kurz zuvor einen zwölfmonatigen Streik beendet hatten. Nach dem Essen hielt ich eine Rede und endete mit einem großen Lob für Esmé, die mir die ganzen Jahre beigestanden habe und jetzt wieder mit mir zusammenlebe. Die Arbeiterfrauen waren von ihrem Mut sehr beeindruckt. Sie waren stolz auf ihre eigene Rolle während des Streiks, als sie aus dem Schatten getreten waren, in dem sich die Frauen auch in der traditionellen Arbeiterbewegung normalerweise aufhalten. Sie fanden es schon hart genug, den Kampf ein Jahr durchzuhalten, und Esmé war 22 Jahre auf sich allein gestellt politisch aktiv gewesen. Ich habe mich sehr gefreut, dass sie es zur Seite nahmen, ihre Geschichte hören wollten und ihr die Anerkennung entgegenbrachten, die sie verdient hatte.

Zu Hause hatte sie eine Sammlung von Zeitungsausschnitten, beginnend mit ihrer Ankunft in Großbritannien Ende 1963, als der Rivonia-Prozess noch lief. Sie hatte damals viele Reden gehalten und auch im Parlament vorgesprochen. Sie hatte gefordert, den Prozess zu stoppen und mit Verhandlungen über ein Ende der Apartheid zu beginnen. Zumindest dürfe die Todesstrafe nicht verhängt werden. Ich fand auch ein Foto von ihr und Hilly, als sie das Urteil erwarteten. Die Angst war mit Händen zu greifen. Später erzählte sie mir auf mein Drängen hin, dass

unsere Comrades sie nach dem Ende des Prozesses nicht mehr so interessant gefunden hätten und nur noch wenig mit ihr zu tun gehabt hätten. Sie musste ihren Lebensunterhalt verdienen und baute eine Praxis für Physiotherapie auf. Nachdem meine Mutter zu ihnen gezogen war, kümmernte sich die Großmutter um die Kinder, wenn Esmé arbeitete.

Esmé hatte ihre eigenen Freundeskreise und Betätigungsbereiche, darunter die bis heute bestehende Organisation *Woodcraft Folk*, eine in den 1920er Jahren aus der Arbeiterbewegung hervorgegangene Organisation, die sich die Erziehung von Kindern und Jugendlichen zu Selbstbewusstsein, Frieden und Kooperation zum Ziel gesetzt hatte. Sie hatte gute Beziehungen zu den Falken in Deutschland und zu anderen sozialdemokratischen Jugendorganisationen. Es war großartig, wie die Erzieher die jungen Leute an kollektives Handeln heranzuführten und ein Bewusstsein für soziale Fragen bei ihnen schufen. In einem der großartigsten Momente ihrer Geschichte rettete *Woodcraft Folk* Hunderte Jugendliche vor den Nazis und brachte sie nach Britannien. Solche Menschen sind die Art Leute, die ich schätze.

Die Organisation hatte 30.000 Mitglieder, Eltern und Kinder. Diese Menschen hatten Esmé und unsere Kinder unter ihre Fittiche genommen. Ez hatte dort viele gute Freunde und bekam durch sie stärkere Verbindungen zu antirassistischen und Anti-Apartheid-Gruppen. Das *Folk*, wie sie sich selbst nannten, engagierte sich besonders beim Fruchteboycott gegen Südafrika. Die Einzelhandelsläden der Genossenschaftsbewegung unterstützten diese Forderungen und verlangten von ihrem Dachverband, keine Früchte aus Südafrika mehr zu verkaufen. Das *Folk* nahm mich als Esmés Ehemann freundlich auf und ich gewann viele neue Freunde.

Ich sprach häufiger auf den Treffen der Organisation und wurde gefragt, ob ich als Präsident zur Verfügung stehen würde. Einige wollten die verkrusteten Strukturen in *Woodcraft Folk* aufbrechen und Platz für neue Ideen schaffen. Ich wollte aber nur als Ehrenpräsident fungieren und wurde in dieser Funktion mit einer Stimme Mehrheit gewählt. Ich spielte keine besonders aktive Rolle, konnte aber ein paar Akzente setzen. Zum Beispiel grüßten sich die Folks wie Indianer und ahmten ihre Sprache nach. Die Gründer in den 1920ern hatten es gut gemeint und hatten die in Harmonie mit ihrer Umwelt lebenden »edlen Wilden« ehren wollen. Als jemand, der unter einem Apartheidregime gelebt hatte, empfand ich dies aber als respektlos. Das haben nach und nach immer mehr Leute verstanden und es kam zu einer ausgedehnten Diskussion. Meine politische Aktivität kam zu einem Ende, als das *Folk* entschied, nur Langzeit-

mitglieder zu Ehrenpräsidenten zu machen. Ich war ganz froh darüber, aber Esmé und ich verbrachten weiterhin viele schöne Stunden in diesem Kreis.

Viele Wochen im Jahr verbrachte ich nicht bei Esmé in London. Auf einer sechswöchigen Tour durch Skandinavien und Finnland Ende 1985 hielt ich 120 Reden und gab über hundert Interviews in Fernsehen, Radio und Zeitungen. Ich war hocheifrig, aber auch total erschöpft und brauchte zehn Tage, um wieder zu Kräften zu kommen. So verging mein erstes Jahr in Freiheit: Ich war mehr als sechs Monate von zu Hause fort gewesen. Ez wünschte sich mehr Normalität in unserem Leben. Wenn ich nach langen Reisen zurückkam, fand ich sie einsilbig vor, und wenn ich protestierte, sagte sie, alles, was ich könne, sei über den Kampf zu reden und über die Leute, die ich getroffen, und die Orte, die ich gesehen hätte. Ich hätte keine Zeit für sie und unsere Familie. Ich gab ihr recht und versuchte, mich mehr auf die Familie zu konzentrieren, wenn ich in London war. Sie war nur bereit, sich mehr in unsere Beziehung einzubringen, wenn ich meinerseits mehr zu geben bereit wäre. Ich brauchte ihre Hilfe, ihr Verständnis und ihre Zuwendung, weil ich ohne ihren Rückhalt nicht das hätte leisten können, was ich getan habe. Ich lebte mit meinem minimalen Taschengeld vom ANC in ihrem Haus; sie gab mir zu essen, kleidete und liebte mich. Vielleicht rührte mein Engagement auf Kosten der Familie unbewusst daher, dass ich glaubte, meine Freilassung mit besonders vielen Aktivitäten gegen die Apartheid verdienen zu müssen. Ich konnte damals an kaum etwas anderes als Politik denken.

Das lag auch an den schwierigen Verhältnissen im ANC-Büro, die ich schon bei meiner Ankunft erlebt hatte. In unserer Exilgemeinschaft gab es viele Strömungen und Fraktionen, die über den internen Konflikten und Zerwürfnissen den wahren Feind, das Apartheidregime, vergaßen. Unsere Arbeit in Britannien war öffentlich, in Afrika und Südafrika aber zum großen Teil geheim. Die daraus resultierenden unterschiedlichen Kommunikationswege verursachten viel Streit. Es war einfacher, alles geheim zu halten und undemokratisch vorzugehen, als jedes Mal zu entscheiden, was vertraulich und was öffentlich sein sollte. Einige leitende Funktionäre hatten mehr Kontakte nach oben und benutzten die Geheimhaltung als Mittel der Machtausübung nach dem Motto »Anführer XY hat gesagt«. So wurde manchmal eine bereits gemeinsam getroffene Entscheidung im Büro ohne weitere Diskussion gekippt. Das verursachte Frustrationen.

Jede Fraktion dachte, sie sei im Besitz der alleinigen Wahrheit. Eine kleine Gruppe von Leuten zum Beispiel, die nie im Gefängnis gewesen

waren und nur wenig hatten erdulden müssen, erhob sich zu moralischen Richtern über alle anderen. Und die Mitglieder dieser Gruppe verhielten sich in ihren persönlichen Beziehungen völlig unmoralisch. Sie logen und führten andere in die Irre, weil sie zum Beispiel einen bestimmten Comrade nicht mochten. Wir diskutierten so einen Fall und ich vertrat die Meinung, wir könnten den Betreffenden nicht ohne eine ordentliche Anklage ausschließen, er müsse sich verteidigen können. Ja, hieß es, das hätten sie gemacht. Jahre später entdeckten wir, dass keinerlei Dokumentation über diesen Vorgang existierte. Die Comrades dieser Gruppe hatten gelogen und zu einer Spaltung bei unseren Unterstützern, der britischen Anti-Apartheid-Bewegung, beigetragen. Das hat uns wirklich geschadet.

Ich ließ auch nicht zu, dass andere mir vorschrieben, was ich zu denken hätte. Und wenn es einer im Büro versuchte, sagte ich: »Warum meinst du, versuchen zu müssen, mich zu brechen?! Das haben Experten in Apartheid-Gefängnissen 22 Jahre lang versucht und sie sind gescheitert. Denk nicht einmal daran! Du wirst keinen Erfolg haben. Wir haben so viel zu tun, lass uns an die Arbeit gehen.« Manche guckten dann ziemlich dumm aus der Wäsche. Meistens waren diese kleinen Zwistigkeiten völlig überflüssig. Vielleicht steckten Neid und Eifersucht dahinter, weil ich so häufig im Rampenlicht stand. Das konnte ich nicht verstehen, denn ich setzte meine politische Glaubwürdigkeit für unsere gemeinsame Sache ein.

Vielleicht lagen all diese Schwierigkeiten auch daran, dass der ANC für jeden Comrade im Exil Vater, Mutter, Arbeitgeber und Beschützer zugleich war. Der ANC konnte sich auch nur schwer von Comrades trennen, weil die Gefahr bestand, dass einer zum Gegner überlaufen würde. Für mich war dieser Kleingeist ein Gräuel. Er wirkte sich auch auf Ez und mich aus, weil ich nur bei ihr über diese personalisierten internen Widersprüche – ohne jede politische Bedeutung – fluchen und schimpfen konnte. Nach vielen Monaten sagte Ez, sie hätte mich vielleicht warnen sollen, aber ich hätte ihre Ansichten bestimmt zurückgewiesen, weil ich das nicht hätte wahrhaben wollen. Ez hatte recht und ich bin ihr dankbar, dass sie mich die Wahrheit selbst hat herausfinden lassen. Ich musste selbst einen Weg finden, wie ich diese Hindernisse überwinden konnte. Wie jede Exilbewegung litten auch wir an der Entfernung zu unserer Heimat und dem Kampf dort und verzettelten uns in zahlreichen Ersatzauseinandersetzungen.

Wenn ich unterwegs war, hatte ich mit all dem nichts zu tun und die Bedingungen für meine Arbeit waren in den späten 80er Jahren sehr gut.

Die Apartheid war in den letzten 20 Jahren weltweit zum Thema geworden. Die Verhaftungswelle Anfang der 1960er Jahre hatte unsere Bewegung für fast ein Jahrzehnt zerschlagen und handlungsunfähig gemacht. In dieser Zeit war der ANC im Exil das einzige Zeichen des Widerstands, zusammen mit dem sich entwickelnden externen Druck auf das Regime. Diese beiden Säulen des Widerstands waren die dominierenden Kräfte, bis 1973 ein Generalstreik der schwarzen Arbeiterschaft in der Hafenstadt Durban zur Gründung moderner Gewerkschaften in Südafrika führte. 1976 riefen dann die Schüleraufstände in Soweto und die brutale Reaktion der Regierung auf sie einen Aufschrei in der internationalen Öffentlichkeit hervor.

Als sich im August 1983 die *United Democratic Front* (UDF) gründete, kam es zu einem breiten Aufschwung der Opposition in Südafrika.

Die UDF hatte zwei Millionen Menschen aus 600 Organisationen aus allen Teilen der Gesellschaft zusammengeführt. Sie machte ihre politische Richtung deutlich, als sie die Freiheitscharta annahm und u.a. die acht Rivonia-Gefangenen als Schirmherren bestimmte. Der im Jahr meiner Freilassung, 1985, gegründete Gewerkschaftsdachverband COSATU vertrat 600.000 Mitglieder. Auch die Literatur der südafrikanischen Schriftsteller, allen voran die der Nobelpreisträgerin Nadine Gordimer, und die Sendungen von Radio Freedom im Land waren bedeutsam. Der Propagandasender des ANC funktionierte mehr als 20 Jahre lang und wurde von verschiedenen Stationen ausgestrahlt, u.a. aus Tansania, Sambia, Angola, Äthiopien und Madagaskar. Manchmal meldete er sich mit Maschinengewehrfeuer: »This is Radio Freedom, the voice of the African National Congress and its military wing Umkhonto we Sizwe ...« Hörer konnten mit bis zu acht Jahren Haft bestraft werden!

Überdies waren Comrades in den Nachbarstaaten stationiert, die in einem regen Austausch mit den Oppositionellen im Land standen. Dieser Austausch legte die Grundlage für ein gemeinsames Vorgehen. Der Aufbruch in Südafrika beflügelte auch die internationale Solidaritätsbewegung gegen die Apartheid. Die Kampagne für Wirtschaftssanktionen war äußerst wichtig. Aktivisten überall auf der Welt hatten mit ihren Protesten die Regierungen gezwungen, sich offen gegen Rassismus und Apartheid zu positionieren. Das war ein gewaltiger Gewinn für uns. In den USA mussten die beiden großen Parteien die starke Gruppe des *Con-*



Vereinigte Demokratische Front UDF

*gressional Black Caucus* in ihrer Politik gegenüber Südafrika und bei der Frage der Investitionen berücksichtigen.

Diese Entwicklungen machten uns Mut und ich traf in vielen Ländern sehr kluge Repräsentanten des ANC, die ausgezeichnete Arbeit leisteten. Der ANC-Vertreter in Dänemark zum Beispiel, Aaron Mnisi (Pseudonym von Themba Kubeka), war ein sehr scharfsinniger Mann, der die dänische Politik, die Gewerkschaften und die NGOs in- und auswendig kannte. Er öffnete mir die Türen zu einflussreichen Leuten. Er hatte den Spruch geprägt, dass jeder, der einen Granny-Smith-Apfel kaufe, auch eine Kugel kaufe, die unsere Leute töte. Ich zitierte ihn oft und sein Spruch wurde zum Thema eines Dokumentarfilms. Eine junge Nigerianerin drehte diesen Film für die britische Anti-Apartheid-Bewegung, um für den Früchte-Boycott gegen Südafrika zu werben.

Auch die Vereinten Nationen fielen teilweise in meinen Aufgabenbereich. Schon im November 1962 hatten die UN mit der Resolution 1761 (XII) das Sonderkomitee gegen Apartheid eingesetzt, und im Dezember 1966 hatte die UN-Vollversammlung die Apartheid zu einem Verbrechen gegen die Menschheit erklärt. Diese Resolutionen wurden überall auf der Welt akzeptiert. Dennoch genoss Südafrika weiter den Schutz der Regierungen der Großmächte USA, Großbritannien und Frankreich, die im Weltsicherheitsrat mit ihren Vetos kritische Resolutionen blockierten. Unsere Aufgabe war es, Druck zu machen, damit alle Sanktionen, wie sie in Kapitel 7 der UN-Charta vorgesehen waren, gegen Südafrika umgesetzt wurden, weil das Regime eine Bedrohung für den Frieden und die Stabilität in der Welt darstellte.

Am Tag der Solidarität mit den südafrikanischen politischen Gefangenen, dem 12. Oktober 1987, vertrat ich den ANC im UN-Komitee und hielt folgende Rede:

Diese Zusammenkunft ist wahrhaftig ein ernsthaftes Ereignis, einberufen, um den Internationalen Tag der Solidarität mit den südafrikanischen und namibischen politischen Gefangenen zu begehen.

Wir möchten dem Sonderkomitee gegen Apartheid, insbesondere seinem Vorsitzenden, Generalleutnant Garba, für seine Arbeit danken, mit der es die Lage in Südafrika und im südlichen Afrika bekannt gemacht und Stimmen gegen das Apartheidregime mobilisiert hat.

Wir möchten diejenigen ehren, die das Apartheidregime wegen ihrer Aktionen hingerichtet hat, mit denen sie die nationale Befreiung der kolonial unterdrückten Bevölkerungsmehrheit Südafrikas und Namibias erreichen wollten. Dieses Ziel, das Selbstbestimmungsrecht der Völker, wie

es in der UN-Charta niedergelegt ist, und ihre Aktionen, einschließlich des bewaffneten Kampfes, sind politisch richtig und nach internationalem Recht legal. Wir könnten einen Artikel von Kader Asmal zitieren mit dem Titel: »Reagan-Regierung verrät das neue Kriegsrecht«, den er kürzlich in *The Legal Front* in New York veröffentlicht hat.

Dennoch wurden unsere heldenhaften Comrades hingerichtet. Deren Namen wir kennen, möchten wir hiermit ehren: Vuyisile Mini, seine Brüder Khayinga und Mkaba, Solomon Mahlangu, Jerry Mosololi, Simon Mogoerane, Marcus Motaung, Benjamin Moloise, Lucky Payi, Xulu Siphon, Maowasi, Matsepane, Jantjies und Mielies, die vor ein paar Tagen exekutiert wurden, wie wir gehört haben.

Wir rufen die Welt auf zu handeln – und ich möchte das Wort »handeln« betonen –, um diese Hinrichtungen wegen politischer und militärischer Handlungen gegen das illegitime rassistische Regime und seine Kollaborateure zu stoppen. Im Augenblick befinden sich unseres Wissens 30 oder 31 unserer heldenhaften Comrades in den Todeszellen. Ich werde nicht alle ihre Namen vorlesen. In den Gefängnissen sitzen derzeit einige hundert politische und militärische Aktivisten ein, deren sogenanntes Verbrechen in ihrem Widerstand gegen das international verurteilte Verbrechen der Apartheid, ein Verbrechen gegen die Menschheit, bestand.

Einige unserer Comrades sind schon über ein Vierteljahrhundert eingesperrt, aber auch die erst kürzlich Inhaftierten haben Anspruch auf unsere Unterstützung. Die berühmtesten politischen Gefangenen sind natürlich Nelson Mandela, Walter Sisulu, Govan Mbeki, Raymond Mhlaba, Ahmed Kathrada, Andrew Mlangeni und Elias Motsolaedi, alle 1964 im Rivonia-Prozess verurteilt, wie auch Wilton Mkwayi, verurteilt im Dezember desselben Jahres.

Wir rufen die Welt auf, zu handeln, um die bedingungslose Freilassung unserer Comrades zu erreichen, herausragender Menschen, nicht nur der südafrikanischen Geschichte, sondern der gesamten Geschichte der Kämpfe aller Völker gegen tyrannische Unterdrückung. Wir rufen die Welt auf, jetzt zu handeln, um die bedingungslose Freilassung aller politischen Gefangenen in Südafrika zu erwirken. Tausende ungenannte Menschen, überwiegend Jungen und Mädchen, wurden wegen ihrer politischen Aktionen gegen das Apartheidregime zu Gefängnisstrafen aufgrund von Gesetzen verurteilt, die sie zu Kriminellen abstempeln. Sie haben nach ihrem Gewissen gehandelt. Sie sind ebenso politische Gefangene wie diejenigen, die in direkt politischen Prozessen verurteilt wurden.

Folter ist bei Verhören der Geheimpolizei des Rassistenregimes die Regel.

Eine Studie von Experten der Universität von Kapstadt zeigt, dass 83 Prozent der von der Sicherheitspolizei Verhörten gefoltert wurden. Schläge, Elektroschocks an den Genitalien, Ersticken, Injektion von Drogen und körperliche Brutalität, ausgedacht in den Alptraumphantasien der Verhörspezialisten, sind an der Tagesordnung. Und dabei ist die seelische Folter durch Inhaftierung ohne Anklage nicht berücksichtigt. Der frühere südafrikanische Botschafter in Großbritannien, Mr. Worrall, gab in einem Interview zu, dass Kinder in südafrikanischen Gefängnissen gefoltert werden. Er fügte unbefangen hinzu, dies entspreche nicht der Regierungspolitik. Er sagte nicht, dass Folter an Kindern gegen das Gesetz verstößt. Er erklärte nicht, warum dies weiter geschieht, wenn es denn angeblich gegen Regierungsrichtlinien verstößt. Es ist klar, was das bedeutet: Folter wird nicht nur toleriert, sie wurde von mehreren Justizministern und Polizeipräsidenten gefördert. Wie anders können sie erklären, dass Gesetze, die Haft zu Verhörzwecken zulassen, geheim gehalten werden?

Niemand kennt die genaue Zahl der bei Verhören in Südafrika und in den pseudo-unabhängigen Homelands Ermordeten. Wir schätzen, dass seit 1963 gut 100 unserer Comrades in Polizeigewahrsam umgebracht wurden. Mein Genosse Looksmart Ngudle war 1963 einer der ersten. Wir haben seitdem so berühmte Namen gelesen wie Steve Biko, Dr. Neil Aggett, Andries Raditsela und viele andere.

Wir rufen die Welt auf, jetzt zu handeln, um diese Folterungen zu beenden. Auf der Konferenz über Kinder, Unterdrückung und Recht in Apartheid-Südafrika in Harare, Simbabwe, waren authentische Zeugenaussagen über die systematische Folterung inhaftierter Kinder zu hören. Viele sind gestorben. Fast alle Überlebenden brauchen eine Psychotherapie, um das Trauma ihres jungen Lebens zu überwinden. Mit Erzbischof Huddleston können wir sagen, dass ein Regime, das einen Unterdrückungskrieg gegen Kinder führt, moralisch bankrott ist. Es muss gestürzt werden.

Wir sollten uns fragen: Warum ein Krieg gegen Kinder? Wir müssen antworten, dass das Volk Südafrikas, Männer und Frauen, durch die Repression und die Folter nicht eingeschüchtert und nicht gebrochen wurde. Dieses System macht ganz bewusst die Verletzlichsten – die Schwächsten, die Kinder – ausfindig, um so die zur Freiheit entschlossenen Erwachsenen einzuschüchtern. Wir rufen die Welt auf, jetzt zu handeln, um der unablässigen Zerstörung junger Leben ein Ende zu bereiten.

Das Apartheidssystem hat auch unsere Comrades in benachbarten Staaten ermordet und entführt. Dort führt das Regime unter Missachtung internationalen Rechts eine Art Krieg gegen die Bevölkerung. Unser

Comrade Ishmael Ibrahim Ishmael wird gerade angeklagt. Man hat ihn in Swasiland gekidnappt und in Südafrika vor Gericht gebracht. Unsere Genossin Priscilla Njanda wurde ebenfalls in Swasiland entführt und ist verschollen. Niemand weiß, wo sie sich befindet. Unsere Comrades Paul Dikeledi und Cassius Make wurden vor kurzem in Swasiland von Agenten des Apartheidregimes brutal ermordet.

Ich kannte die Kunstwerke unseres Comrade nicht, die heute hier aufgehängt sind. Sie zeigen weitaus anschaulicher als Worte, was Gefängnis bedeutet. Sie zeigen Menschenleben verzerrt; zum Beispiel eine Mutter und ihre kleinen Kinder im Gefängnis. Sie zeigen Menschen im Gefängnis, aber aufrecht auf den Füßen stehend, nicht eingeschüchtert, nicht gebrochen – das Leben entstellt, ja, das ist wahr. Trotz all dieser Untaten war das Regime nicht fähig, die Volksbewegung zum Sturz des Apartheidsystems, die Bewegung für die Macht des Volkes im 75. Jubiläumsjahr der Gründung des African National Congress (ANC) aufzuhalten. Der ANC hat das Jahr 1987 zum Jahr des Fortschritts auf dem Weg zur Volksmacht erklärt.

Wir müssen immer bedenken, dass die Apartheid aus sehr viel mehr besteht als aus den Grausamkeiten, die das Apartheidssystem in seinem verzweifelten Bemühen um Machterhalt begeht. Apartheid an sich ist eine Verleugnung von Menschenrechten und Menschenwürde. In ihrem Alltag – den man nach bestem Wissen und Gewissen nicht »normal« nennen kann – lebt die Mehrheit der Menschen in Südafrika ein Leben, das der Philosoph Hobbes als »schrecklich, brutal und kurz« beschreiben würde. Unser Volk lebt faktisch unter Militär- und Polizeibesatzung. Todesschwadronen, beschönigend Bürgerwehren genannt, werden nicht nur von der Sicherheitspolizei toleriert, sondern auch von Agenten des Apartheidstaats aktiv gefördert.

Apartheid ist ein System des Staatsterrorismus. Südafrika ist eine in Haft genommene Gesellschaft. Unser Volk wird das Apartheidssystem vernichten und damit diesem Staatsterrorismus ein Ende setzen. Es ist dabei, die Mauern dieses Gefängnisses niederzureißen. Unser Volk wird frei sein in einem vereinten, demokratischen, nicht-rassistischen Südafrika.

Wir rufen die Welt auf, jetzt zu handeln und zu helfen, unsere Comrades aus dem Justizgefängnis und unser ganzes Volk aus dem »Gefängnis Apartheid« zu befreien. Nein – wir rufen die Welt nicht auf: Wir fordern von der Welt – und besonders von den westlichen Staaten wie den USA, Großbritannien, der Bundesrepublik Deutschland und ihren Verbündeten Israel und anderen, die das Apartheidregime aktiv unterstützen und mit diplomatischen und anderen Mitteln schützen –, jetzt zu handeln.

Sagen Sie uns nicht, wir sollten auf Reformen warten. Sagen Sie uns nicht, wir sollten warten, bis das Apartheid-Krebsgeschwür in unserer Gesellschaft sich die Selbstheilung verordnet. Eduardo Galeano zitiert einen guatemalteckischen Außenminister, der vor mehr als 100 Jahren urteilte, die Vereinigten Staaten aufzufordern, die Probleme Guatemalas zu lösen, hieße einen Krebs aufzufordern, sich selbst zu heilen. Wer könnte es besser wissen als Präsident Reagan, dass ein Krebs herausgeschnitten werden muss?

Sagen Sie uns nicht, wir sollten gewaltlos bleiben. Sagen Sie dem Apartheidregime, es solle seine Gewalttätigkeit gegen unser Volk beenden. Sagen Sie uns nicht, die Sanktionen träfen das unterdrückte Volk in Südafrika. Das Apartheidsystem zwingt unsere Leute alltäglich in die Dunkelheit des Leidens. Der Staatsterrorismus lässt unser Volk leiden, nur um dieses System aufrechtzuerhalten. Angesichts all dieses Leids ist es unverschämt zu erklären: »Wir werden keine Sanktionen verhängen, damit ihr nicht leiden müsst.« Es ist unverschämt, dass die Vereinigten Staaten und das Vereinigte Königreich im [UN-]Sicherheitsrat ihr Veto gegen Resolutionsentwürfe für umfassende, verbindliche Sanktionen einlegen. Es ist unverschämt, die legitime Gewalt eines Volkes im Freiheitskampf mit der Gewalt des repressiven Apartheidstaates gleichzusetzen.

Wir fordern, dass die Welt hier und heute umfassende, verbindliche Sanktionen verhängt. Sagen Sie uns nicht, die bereits erlassenen geringfügigen Sanktionen seien unwirksam. Sie haben sie nur ungern beschlossen, setzen sie nur nachlässig um und sagen uns dann, sie seien nicht wirksam. Sie gehen leichtfertig mit dem Leben unseres Volkes um.

Wir fordern ein Ende des Apartheid-Verbrechens gegen die Menschheit. Wir fordern umfassende, verbindliche Sanktionen in Bezug auf Namibia, damit die Resolution 435 (1978) des Sicherheitsrates endlich eingehalten und die illegale Besetzung dieses Landes durch Apartheid-Südafrika endlich beendet wird. Auch gegen die andauernde Aggression Apartheid-Südafrikas gegen Angola, Mosambik, Sambia, Simbabwe, Lesotho, Swasiland und Botsuana muss dringend gehandelt werden. Wir fordern von der Welt die volle Anwendung aller Bestimmungen aus Kapitel VII der Charta der Vereinten Nationen, um diese Aggression zu beenden. Das nuklear bewaffnete Apartheid-Südafrika befindet sich bereits im Krieg mit seinen Nachbarn und stellt eine Bedrohung für den Frieden und die Sicherheit in der Welt dar.

Wir möchten auch unsere Solidarität mit der Palästinensischen Befreiungsorganisation (PLO), mit den Menschen der Nationalen Befreiungsfront der Sahraouis und mit Menschen, die überall auf der Welt für ihre

Befreiung von nationaler Unterdrückung kämpfen, bekunden.

Dies ist eine feierliche Versammlung für die Solidarität mit politischen Gefangenen in Südafrika und Namibia und sie sollte auch ein freudiges Ereignis sein, bei dem wir den Triumph des menschlichen Geistes, der Ausdauer und der Entschlossenheit, das üble Apartheidsystem zu zerstören, feiern. In den Worten des Prologs unserer Freiheitscharta:

»Für diese Freiheiten werden wir kämpfen, Seite an Seite, unser Leben lang, bis wir unsere Freiheit gewonnen haben.«

Ich habe nicht über meine eigenen Erfahrungen gesprochen. Wir haben von unserem Comrade Dean T.S. Farasani gehört, was Folter bedeutet. Für mich ist es sehr viel schwieriger, all die Schutzmechanismen abzustreifen, die man während 7.904 Tagen Gefängnisaufenthalt aufbaut. Aber was wir wissen, ist, dass wir kämpfen werden, Seite an Seite, unser ganzes Leben lang, bis wir den Sieg errungen haben. Zum Abschluss möchte ich nur sagen: »Amandla Ngawethu: Maatla ke a rona: Jana Shakti!« Alle Macht dem Volk!

## Die Welt ist meine Auster Reisen für den ANC 1985–1994

Ich war einige Male in New York bei den Vereinten Nationen, aber das Zentrum meiner Aktivitäten lag natürlich in Großbritannien. Das *Anti-Apartheid Movement* (AAM) hatte dort als Ein-Punkt-Bewegung viel Anklang gefunden. Wie andere europäische Anti-Apartheid-Bewegungen auch konzentrierte sie sich auf die Unmenschlichkeit der Apartheid. Sie appellierte über die Klassengrenzen hinweg an alle Bürger, die an die Gleichheit aller Menschen glaubten. Viele britische Familien hatten auch enge Verwandte in Südafrika, weil Briten während der kolonialen Ära und nach den beiden Weltkriegen nach Südafrika ausgewandert waren. Britannien stand an erster Stelle bei den Auslandsinvestitionen und beim Außenhandel mit dem Apartheidstaat. Die erste südafrikanische Verfassung, die die Rassentrennung festschrieb, war ein Gesetz, das das britische Parlament 1909 verabschiedet hatte. Das war vielen Briten bewusst.

Meine erste große Rede hielt ich am 26. Juni 1985 zur Erinnerung an unseren Freiheitstag (heute ist das der 27. April, der Tag der ersten freien Wahlen 1994) bei einer Demonstration mitten in London. Das Podium stand auf dem Sockel der riesigen Säule zu Ehren Admiral Nelsons auf dem Trafalgar Square. Vor mir sprachen andere Redner, auch Neill Kinnock, der Vorsitzende der Labour Party, und ich war überwältigt von

der Stimmung. Ich wurde ans Mikrofon gerufen, stand dann einfach da und genoss den Augenblick. Ich war vorher nie als öffentlicher Redner aufgetreten, und nun sah ich vor mir eine Menge von etwa 30.000 Zuhörern. Ich wusste schon, was ich sagen wollte, wie ich die Apartheid und die Brutalität des Regimes beschreiben wollte. Ich hatte viel Zeit für die Vorbereitung gehabt. Da ich Demagogie nicht mag, hatte ich beschlossen, mit einfachen logischen Argumenten an die Menschen zu appellieren. Natürlich sollte eine Rede gegen den Horror der Apartheid auch die Gefühle ansprechen, aber nur um die Köpfe für logische Argumente zu öffnen. Wer sich auf einen plumpen Appell an die Gefühle verlässt, riskiert, dass der nächste Redner das Publikum wieder auf die andere Seite hinüberzieht. Ein logisches Argument aber bereitet die Zuhörerschaft darauf vor, Appellen zu Rassismus, Fanatismus, Vorurteilen und Intoleranz zu widerstehen. Außerdem war der Fall Apartheid so klar und offensichtlich, dass alle Leute zu überzeugen waren, es sei denn sie waren bornierte Rassisten.

Eine so große Menschenmenge produziert immer ein Brummen und Stimmengewirr, Leute kommen und gehen, aber nach einer Weile spürte ich völlige Stille und ehrliche Aufmerksamkeit für meine Worte. Mein ganzes Leben über habe ich Redner in Mikrofone schreien hören, als habe jedes Wort das gleiche Gewicht. Ein guter Redner sollte dagegen ruhig und informativ sprechen und sein Publikum mitnehmen bis zu dem Punkt, auf den es ankommt. Die Jahre des Studiums und der Lektüre kamen mir nun zustatten und ich konnte die Zuhörer tatsächlich bei der Stange halten. Aber selbst heute, nach Tausenden von Reden, habe ich immer noch Lampenfieber vor einem Auftritt und es grummelt in meinem Magen. Ich habe mir vorgenommen, keine Reden mehr zu halten, wenn das aufhören sollte. Es ist beleidigend für ein Publikum, wenn jemand seine Botschaft nur so heruntererzählt, ohne echtes Interesse und Gefühl für das, was er erreichen will. Ich wusste, dass Hunderte Anti-Apartheid-Aktivistinnen die ganze Vorarbeit für diese Veranstaltung und den Stand der Bewegung geleistet hatten und ich fühlte mich sehr geehrt, diese Genossen zu treffen und ihr Engagement zu erleben. Sie standen sehr unter Druck, denn hier in der Hauptstadt, in Reichweite der Regierung, wollten sie auf diese Einfluss ausüben, zum Beispiel auf ihr Abstimmungsverhalten im Weltsicherheitsrat. Bislang waren die Milliarden-Investitionen in Südafrika der Regierung viel wichtiger als das Leid und Leben unserer Leute.

In Schottland und Wales hatte ich es leicht. In beiden Ländern existierten eigene Solidaritätsbewegungen. Diese kleinen nationalen Min-

derheiten hatten ein intuitives Gespür für die nationale Unterdrückung, die der Apartheid zugrunde lag. Darum reiste ich gerne nach Schottland. Die schottischen Gewerkschaften waren bewundernswert aktiv in unserer Sache. Besonders erwähnt seien die Gewerkschaften der Feuerwehrleute und der kommunalen Angestellten. Sie haben uns oft auf ihre Konferenzen eingeladen und organisierten Spendenveranstaltungen für den ANC wie zum Beispiel Rockkonzerte. Auf jedem Konzert konnten wir sprechen und das Publikum auf den neuesten Stand über die Fortschritte in unserem Kampf bringen.

In Irland war das anders. Dort wollten Ultralinke eine Linie durchsetzen, die das AAM zu einer kleinen sektiererischen sozialistischen Gruppe gemacht hätte statt zu einer dynamischen Organisation, deren Appell Klassen- und ideologische Grenzen überschritt. Wie immer fragte ich einen Landeskenner, den dortigen AAM-Vorsitzenden, Professor Kader Asmal, der später zehn Jahre lang Minister in den Regierungen Mandelas und Mbekis war, worüber ich sprechen sollte. Wie immer habe ich mich für die Einheit im Kampf eingesetzt, wie sie der ANC seit seiner Gründung 1912 verfolgt hatte. Kader bedankte sich im Londoner Büro bei Solly Smith, dass er jemanden geschickt habe, der seine Hausaufgaben gemacht hätte. Einige Male wurde ich auch nach Irland geschickt, um vor nationalistischen Gruppen zu sprechen. Da musste ich sehr aufpassen, nicht in die Falle zu gehen, wenn mir knifflige Fragen gestellt wurden: »Wir unterstützen euren bewaffneten Kampf, aber warum unterstützt ihr nicht unseren?« Eine bejahende Antwort hätte mich nach den britischen Antiterrorgesetzen sofort ins Gefängnis gebracht. Aber ihre bewaffneten Aktionen unterschieden sich auch stark von unseren, denn nach unserer Politik sollten zivile Opfer vermieden werden.

Meine erste große Reise außerhalb Britanniens ging im Dezember 1985 nach Skandinavien.

In Schweden war ich auf meiner Städtetour Gast der sozialdemokratischen Jugendorganisation. Viele Schweden sprachen Englisch und das war bequem für mich. Aber die Schweden fanden es auch gut, wenn ich ein paar Worte in ihrer Sprache mit ihnen wechseln konnte. Das erinnerte mich an zu Hause. Es ist eine Frage des Respekts vor der Kultur. Und ich war offen dafür,



In Schweden war die Anti-Apartheid-Bewegung sehr stark

meinen Horizont nach all den Jahren Gefängnis zu erweitern. Also lern- te ich schnell, auf Schwedisch um Spenden für den ANC zu bitten.

In Finnland gab es sogar eine Anti-Apartheid-Gruppe im Parlament, in der Mitglieder aller Parteien vertreten waren. Der Wirtschaftsminister sollte erklären, warum die Regierung keine Sanktionen gegen Südafrika verhängte. Die Gruppe wollte wissen, welche Fragen ich ihm stellen würde. Ich entwarf eine Frage-und-Antwort-Sequenz für vier Personen. Der Minister hielt die erwartete Rede. Danach sagte der Erste aus der Gruppe: Eine Person auf der Zuschauertribüne würde jetzt folgende Frage stellen ... Und dann spielte sich die Frage-Stunde genauso ab, wie ich es vorgesehen hatte. Es war ein großer Moment für eine nichtgewählte Person, stellvertretend in einem fremden Parlament intervenieren zu können.

In Dänemark erinnere ich mich besonders an den Besuch bei der Kommunistischen Partei, die gerade ihr Weihnachts-Buffer veranstaltete. Nach meiner Rede begannen die Mitglieder zu singen. Sie sangen Melodien, die mir bekannt vorkamen. Sie waren in einem Marschrhythmus gehalten, als würden sie die Faschisten aus dem Lande vertreiben. Als sie ins Stocken gerieten, fragte ich, warum. Wir kennen keine anderen Lieder, war die Antwort. Also begann ich und sang Lieder der Internationalen Brigaden, die auf der Seite der Republikaner im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatten. Ich sang leise in Englisch und bald stimmten die anderen ein, in Deutsch, Dänisch und Spanisch, und wir sangen alle zusammen die Lieder, die ich buchstäblich an die Knie meiner Mutter gelehnt gelernt hatte. Solche Erfahrungen internationaler Solidarität haben mir jedes Mal sehr gefallen und mich bestärkt. So auch die Begegnung mit einem Mann bei den Unitariern in Los Angeles. Er hatte mich erwartet, weil ich in der Kirche sprechen sollte. Dieser sonnengebräunte Mann, der kräftig und doch viel älter war als ich, sagte, er wisse was ich durchgemacht habe, er selbst hätte auch einiges durchstehen müssen, »aber nicht so wie du, Comrade Denis«. Es stellte sich heraus, dass er im Lincoln-Bataillon der Internationalen Brigaden gekämpft hatte. Ich freute mich sehr und wir begannen, unsere Lieder zu singen. Umstehende fragten, ob wir uns kennen würden, und er gab die schönste Antwort, die ich je von einem älteren Comrade gehört habe: »Wir sind uns nie zuvor begegnet, aber wir kennen uns schon ein ganzes Leben lang.«

Ansonsten stieß »Comrade Goldberg« in Nordamerika eher auf Skepsis. Mehrmals wurde ich auf den Begriff »Comrade« angesprochen. Nordamerikaner erschauern, wenn sie das Wort hören. Wie soll ich jemanden nennen, dem ich mein Leben anvertraue und umgekehrt, fragte ich die

Kritiker. »Herr oder Frau Sowieso ist zu formell. Nur einen Namen ohne Titel zu nennen, kann erniedrigend sein. Comrade ist das richtige Wort.« Ich wusste natürlich, dass sie eigentlich nach dem Einfluss der Kommunisten in unserer Bewegung und nach dem bewaffneten Aufstand fragten. Ich ging das ganz offensiv an: »Sie fordern für sich das Recht, zu bestimmen, wer Ihr Land regiert«, sagte ich. »Das nennt man Demokratie. Unsere Leute verlangen dieses demokratische Recht genauso. Wir haben die Schnauze voll von der Unterdrückung.« Meistens haben die Zuhörer diese Begründung akzeptiert.

Auch in Kanada hatten einige Gruppen Probleme mit der vom ANC 1962 getroffenen Entscheidung zum bewaffneten Widerstand. Mitte der 80er Jahre unterstützte der kanadische Zweig des *International Defence and Aid Fund for Southern Africa* (IDAF) keine Menschen oder deren Familien, die im bewaffneten Kampf engagiert waren. Reverend Canon Collins von der Anglikanischen Kirche in Britannien hatte den Fond gegründet, aber seine Aktivitäten waren weltlicher Natur. Seit den 50er Jahren hatte IDAF Tausenden inhaftierten politischen Aktivisten und ihren Angehörigen in Südafrika finanziell geholfen. Seit Mitte der 60er Jahre waren Ableger in vielen anderen Ländern wie Holland, Indien, Neuseeland, Skandinavien und Kanada entstanden. Ich informierte den kanadischen ANC-Vertreter, dass ich die Frage des bewaffneten Kampfes offen ansprechen würde, weil wir ihr nicht ausweichen könnten, ohne unsere Glaubwürdigkeit zu verlieren. Außerdem hatte ich genau dafür im Gefängnis gesessen.

Wie ich schon beschrieben habe, hatten wir uns 1961 für den bewaffneten Kampf entschieden, weil friedliche Proteste allein die Entrechtung der schwarzen Bevölkerungsmehrheit nicht aufgehatten hatten. Im Gegenteil: Das Regime hatte auf unsere gerechten Forderungen immer gewalttätiger reagiert, z.B. beim Massaker von Sharpeville und bei der bewaffneten Niederschlagung des Generalstreiks im Jahr 1961. Ich traf Doktoranden der historischen Wissenschaft, die sagten, Kanadas Geschichte sei friedlich verlaufen und darum könnten sie Terroristen wie mich oder den ANC nicht unterstützen. Wieder kamen mir meine Studien aus der Gefängniszeit zugute. Ich kannte mich in kanadischer Geschichte ein wenig aus. Also fragte ich nach der Behandlung der Ureinwohner Kanadas, die die Kolonialisten »Rothäute« genannt hatten. Und wie war das mit den Kriegen, die Kanadier in Europa ausgefochten hatten? Wie war das mit dem bewaffneten Aufstand gegen die Briten im frühen 19. Jahrhundert? Ich fügte hinzu, dass wir in Südafrika keine kanadischen Soldaten wollten, die unser Land befreiten. Wir wünsch-

ten uns lediglich einen politischen und finanziellen Beitrag, um das rassistische System zu beenden. Ich zog den Vergleich: Die Kanadier selbst und ihre Regierung waren zur Verteidigung ihrer Freiheit in den Krieg gezogen und genau das machten wir auch. Dieser Erklärungsansatz fand Verständnis und sogar Beifall.

Bei meinem letzten Auftritt im National Arts Centre in Montreal sprach der Direktor am Ende: »Im Namen aller möchte ich meinen Dank aussprechen, Co... Com... Comrade Denis.« Das war vielleicht das erste Mal, dass er dieses Wort in den Mund nahm. Sie hatten unsere Politik verstanden und akzeptiert. Das war gut, weil er ein persönlicher Freund des Premierministers und des Außenministers war, die sich beide gegen die Apartheid ausgesprochen hatten. Mein Treffen mit dem zuständigen Abteilungsleiter im Außenministerium stellte sich dann auch als ganz fruchtbar heraus. Der *Canadian Defence and Aid Fund* änderte auf seiner nächsten Vollversammlung tatsächlich seine Politik. Nun gewährten die Kanadier auch bewaffneten Befreiungskämpfern und deren Familien Prozesshilfe. Ein halbes Jahr später spendete die kanadische Regierung eine Million kanadische Dollar, die Projekten des ANC und anderen Organisationen wie dem IDAF zugute kamen. Ich hatte mein Scherflein zu diesem Fortschritt beigetragen. Als ehemaliger Langzeit-Gefangener war ich glaubwürdig und erklärte die Dinge in einfachen, verständlichen Worten. Darum fand ich Gehör. Den größten Einfluss auf den Gesinnungswandel hatten aber die zunehmenden Proteste in Südafrika selbst.

Dieser ungebrochene Widerstand schwarzer unbewaffneter Männer, Frauen und Kinder gegen Soldaten und Polizei in ihren gepanzerten Wagen, die durch die Townships patrouillierten und willkürlich gegen Demonstranten vorgingen oder Menschen verhafteten, inspirierte antirassistische Bewegungen weltweit. Kanadische Anti-Apartheid-Aktivisten wandten sich auch der Diskriminierung der Urbevölkerung in Kanada zu. Sie erzählten mir, dass sich in den 1940er Jahren kanadische und südafrikanische Regierungsvertreter getroffen hatten, um über die Frage des Umgangs mit den »Eingeborenen« zu reden. In Neufundland kam nach meinem Vortrag ein kräftiger Bergmann, von der Herkunft ein Eskimo, zu mir: »Als Sie über das Leben Ihrer Leute gesprochen haben, haben Sie auch über mein Leben in Kanada geredet.« Und in Norwegen solidarierte sich die AAB mit den nomadischen Lappen, die von Stromkonzernen drangsaliert wurden, die sie aus ihrem angestammten Land treiben wollten, um Wasserkraftwerke zu bauen. Ich freute mich, dass unsere Solidaritätskampagne keine Einbahnstraße war, in der wir mit dem politischen Bettelstab standen.

Ich kämpfte nicht nur aus intellektuellen Gründen gegen die Apartheid, aber leider wollten viele Comrades ihren Gefühlen nie nachgeben. Sie hielten sich, weil der Marxismus eine Gesellschaftswissenschaft sei, alle für Wissenschaftler. Und weil ein Wissenschaftler nüchtern und objektiv zu sein habe, müssten sie die Gefühle der Menschen ignorieren.

In vielen Ländern war ich bei kirchlichen Gruppen zu Gast, die oft hartnäckig und beharrlich gegen die Apartheid agitierten. Für mich als Südafrikaner war das faszinierend. Sie unterschieden sich so fundamental von den mehrheitlich protestantischen Kirchen in Südafrika, die nach Hautfarben getrennt waren. Die weißen Kirchgänger verhielten sich gegenüber dem Leid durch Apartheid indifferent. Dennoch gab es auch unter ihnen oppositionelle Pfarrer. 46 Theologen veröffentlichten 1985 das »Kairos«-Dokument »Eine Herausforderung an die Kirchen«. Der Moment der Krise sei gekommen, hieß es darin, wo jeder Gläubige seinen Glauben zu prüfen habe. Sie betrachteten Apartheid aus der Sicht der Armen und Unterdrückten und kamen zu dem theologischen Schluss, dass Apartheid falsch sei und die Geistlichen den Marginalisierten beizustehen hätten und dass es unter Umständen legitim sei, gegen ein tyrannisches System die Waffen zu erheben.

Auch in Deutschland traf ich viele kirchliche Gruppen. Die Anti-Apartheid-Bewegung war stark, und viele Künstler, Aktivisten der sozialen Bewegungen und progressive Akademiker gehörten ihr an. Von den Kirchenleuten bezogen sich viele auf das Kairos-Dokument aus Südafrika, sie unterstützten auch die Befreiungstheologie in Lateinamerika. Ich war von der Dominanz der Kirchen ein wenig überrascht, bis man mir erklärte, dass die Kirchen in Deutschland Steuern erhalten. Für manche von uns war das befremdlich, weil wir mit der Idee aufgewachsen waren, dass zur Demokratie auch die Trennung von Staat und Kirche gehört. Nach meinem Eindruck waren mehr Laien und Pfarrer in den Gemeinden aktiv als Vertreter der Amtskirche, die stets darauf achtete, dass sie den Staat nicht zu sehr brüskierte. Die Menschen in den Gemeinden haben unsere Exilgemeinschaft in Tansania finanziell unterstützt und viel für die politische Arbeit in unserer Solidaritätskampagne getan. Die Frauen der evangelischen Kirche waren die tragende Säule beim Früchteboykott. Wichtig war für uns auch die scharfe Kritik der Anti-Apartheid-Bewegung und anderer Gruppen an der Kooperation der deutschen Regierung sowie der deutschen Banken und Firmen mit dem Apartheidstaat. Die plumpe Praxis von Regierung und Wirtschaft nach dem Motto »Hauptsache, es ist profitabel für uns« war für fortschrittliche Menschen verabscheuungswürdig. Deutsche Gruppen unterstützten

aktiv die Kriegsdienstverweigerer der Gruppe »Widerstand gegen den Krieg« aus Südafrika, eine Organisation für junge weiße Soldaten, die sich weigerten, ihren Militärdienst mit der Besetzung der Townships abzuleisten. Diese jungen Männer hatten in ihrem Gewissen den »Kairos-Moment« erreicht und beschlossen, unser Land gegen Angriffe von außen zu schützen, aber nicht zur Unterdrückung der eigenen Bürger im Innern beizutragen. Auch die Kriege in den Nachbarländern Angola und Mosambik, bei denen junge weiße Soldaten zu Tode kamen, die man dann auf »Heldenfriedhöfen« begrub, hatten Einfluss auf die Moral und Anschauungen dieser Generation. Kriegsdienstverweigerern drohte in Südafrika eine Gefängnisstrafe von bis zu sechs Jahren.

In Deutschland hatten Leute aus der Anti-Apartheid-Szene Probleme mit dem bewaffneten Kampf. Als ich auf meiner Deutschlandtour von München bis Bremen und Hamburg unterwegs war, fiel mir auf, dass ich stark auf die Übersetzung meiner Reden achten musste. Auf einer Pressekonferenz bemerkte ich, dass die Journalisten von der Übersetzung irritiert waren. Ich wiederholte deshalb, unser Kampf beruhe auf vier Säulen: Diplomatie, Proteste in Südafrika selbst, bewaffneter Kampf und internationale Solidarität. Die Dolmetscherin ließ den bewaffneten Kampf aus. Ich wiederholte meinen Satz und sie übersetzte wieder mit der Auslassung. Ich fragte sie, wie sie darauf komme, meine Rede zu verändern. Sie sei Mitglied bei amnesty international, antwortete sie, und sie sei der Ansicht, wir dürften keinen bewaffneten Kampf führen. Ich entgegnete, ich hätte genau deswegen 22 Jahre im Gefängnis gesessen, das könne sie doch nicht einfach verschweigen. Ich forderte sie auf, mich korrekt wiederzugeben. Sie begann, mit mir zu streiten. Ich bat sie daraufhin, im Publikum Platz zu nehmen, aber dann willigte sie ein, mich wörtlich zu übersetzen, und hat mich von da an richtig wiedergegeben.

Die internationale Solidaritätsarbeit in Osteuropa unterschied sich von der im Westen. Die Regierungen der Sowjetunion und der DDR förderten den ANC auf direktem Wege finanziell, diplomatisch und militärisch, und ohne diese Hilfe wäre unser Kampf sehr viel weniger effektiv gewesen. Zum Beispiel waren der Bau eines Radar-Netzwerkes und die Flugabwehr für die Angolaner entscheidend, die so die Lufthoheit über die Südafrikaner gewannen.

Das Beispiel Kubas ist ein Epos internationaler Solidarität und Opferbereitschaft in der Geschichte der internationalen Kämpfe für die Freiheit der Unterdrückten. Kubas Einsatz gleicht dem der Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg in den 1930er Jahren, aber er reicht noch weiter. Kubaner kämpften an der Seite der Angolaner für die Sou-

veränität des Landes. Sie zogen sich zurück, nachdem sie die südafrikanische Armee bei Cuito Cuanavale besiegt hatten. Psychologisch war es in dem Krieg in diesen Ländern wichtig, dass weiße Südafrikaner Opfer von Kugeln werden konnten, die schwarze Afrikaner und Kubaner abgefeuert hatten. Weiß zu sein machte die Soldaten nicht unverwundbar. Eine potenzielle, in Angola stationierte ANC-Armee machte das Land so wichtig für Südafrika. Diese Situation band erhebliche staatliche Mittel. Das Regime musste Zehntausende MK-Kämpfer in Angola davon abhalten, bewaffnet nach Südafrika zurückzukehren.

1987 war das Wendejahr im südlichen Afrika. Bei Cuito Cuanavale im Osten Angolas kam es von Januar bis März zwischen den kubanischen, angolanischen und südafrikanischen Streitkräften zur größten Schlacht auf dem afrikanischen Kontinent seit dem Zweiten Weltkrieg. Dort fand einer der Stellvertreterkriege zwischen Ostblock und NATO in Afrika sein Ende. Die südafrikanische Armee, die mit Billigung der USA 1975 in Angola einmarschiert war, musste sich zurückziehen. 1988, einen Monat vor dem Ende der Amtszeit Reagans, wurde in New York der Dreimächtevertrag zwischen Angola, Kuba und Südafrika unterzeichnet, der Namibia die Unabhängigkeit gewährte und den Abzug der kubanischen Truppen innerhalb von 30 Monaten vorsah. Die linksgerichtete, ANC-freundliche angolansische Regierung blieb im Amt. Unsere Sache hatte gewonnen. 1990 musste das südafrikanische Regime dem »Wind of Change« endgültig nachgeben und Nelson Mandela freilassen. Nach weiteren vier schwierigen Jahren des Überganges, in denen die lange anvisierten politischen Verhandlungen zwischen ANC und weißer Minderheitsregierung endlich stattfanden und reaktionäre Kräfte Südafrika an den Rand eines Bürgerkrieges brachten, wurde Nelson Mandela 1994 zum ersten afrikanischen Staatspräsident in Südafrika gewählt.

Im selben Jahr gründeten die AAMs in Schottland und London eine gemeinsame Organisation, die *Action for Southern Africa*, ACTSA. Der schottische Zweig war besser an der Basis verankert und endlich konnte ich diese Genossen als Reiseführer nach Südafrika begleiten. Die erste Reise im Dezember 1994 war besonders anrührend für mich. Es war wunderbar, Freund, Begleiter und Gastgeber für meine Comrades zu sein, die so viel zur Freiheit meines Landes beigetragen hatten. In Kapstadt fuhrten wir zu den Parlamentsgebäuden und ich konnte ihnen die Veranda von Tuynhuis zeigen, die offizielle Residenz der südafrikanischen Präsidenten, wo der Gefangene Nelson Mandela mit dem Staatsoberhaupt Pieter Willem Botha während der Geheimverhandlungen Ende der 1980er Jahre Tee getrunken und die Zukunft des Landes diskutiert hatte.

## T-Shirts und Musik

Die britische AAM hatte auch Oliver Tambos Kampagne für Nelson Mandelas Freilassung mit vorangetrieben, die sich auf seine Rede »Für bin ich bereit zu sterben« im Rivonia-Prozess bezog. Die Kampagne war sehr erfolgreich und hatte in Britannien viele Menschen beeindruckt. Mandelas Name war sehr viel bekannter als der des ANC.

Einige vom ANC versuchten nun über diese personalisierte Kampagne hinaus, Unterstützung für die Dreierallianz aus ANC, SACP und Gewerkschaften zu gewinnen. Wir wollten nach einem politischen Durchbruch personell und finanziell stark genug für eine Regierungsübernahme sein. Wir konzentrierten uns dabei auf die führende Kraft in der Allianz, nicht nur weil der ANC die älteste und größte Organisation innerhalb Südafrikas war, sondern auch weil er in der Freiheitscharta allen Südafrikanern einen Platz in einem freien Südafrika garantierte.

Während die Anti-Apartheid-Bewegung in Europa teilweise zwischen die Fronten der ideologisch zersplitterten Linken geriet, wendeten einige westliche Regierungen den Ansatz der »Teile und herrsche«-Politik gegen die südafrikanischen Bewegungen im Exil an.

Seit Mitte der 70er Jahre stellten zum Beispiel die *Black-Consciousness*-Bewegung (BCM) Steve Bikos und der *Panafrikan Congress* (PAC) den historischen Führungsanspruch des ANC in Frage und entwickelten radikalere, afrikanistische Konzepte für ein freies schwarzes Südafrika. Sie verwarfen die Freiheitscharta, die alle Bevölkerungsgruppen mit einbezog, als zu versöhnlicherisch. Antikommunistische westliche Parteien und Interessengruppen bezogen sich gerne auf BCM, PAC oder die Bewegung der Zulus in Natal im Südosten Südafrikas, die *Inkatha* des Chiefs Mangosuthu Buthelezi. Er hatte sich stets gegen Wirtschaftssanktionen und gegen den bewaffneten Kampf ausgesprochen. Aber es ist ein Unterschied, ob man eine Bewegung im Exil oder eine im Land selbst aktive Bewegung unterstützt. Letzteres hatte den Tod Tausender Schwarzer zur Folge, die nicht Anhänger Buthelezis waren. Dessen Inkatha-Bewegung führte jahrelang einen Bürgerkrieg gegen die ANC-Anhänger.

Die Länder des Westblocks wollten uns schwächen und kontrollieren, um ihre politischen und wirtschaftlichen Interessen in ihren früheren Kolonien zu schützen. Ob wir wollten oder nicht – auch wir wurden in dieses Lagerdenken des Kalten Krieges zwischen West und Ost hineingezogen. Und weil wir von vielen Ländern im Ostblock unterstützt wurden, konnten wir uns im Westen nicht an die Regierungen wenden, sondern nur an hilfsbereite politische Organisationen. Ich überzeugte meine Comrades, dass wir den ANC besser im Bewusstsein der Öffentlichkeit

verankern könnten, wenn wir besonderes Werbematerial einsetzten. Ich war damals wie heute für sachliche Kampagnen und weniger für die Heldenverehrung eines einzelnen, die zu Personenkult führen und die Demokratie gefährden kann. Alle möglichen linken Parteien und Organisationen arbeiteten Mitte der 80er Jahre mit Slogans auf T-Shirts.

Sie gehörten zur Jugendkultur und machten junge Frauen und Männer zu Trägern politischer Botschaften: »Unterstützt den ANC gegen die Apartheid«. Auch wir warben auf T-Shirts für den ANC sowie für die Frauen- und Jugendliga. Hinzu kamen Anstecknadeln, Buttons, Fahnen, Kappen und Schmuck. Freundliche Genossen halfen uns beim Drucken der T-Shirts: Junge Männer aus griechischen und zyprischen Migrantenfamilien, die den politischen Kampf aus ihrer eigenen Geschichte kannten, weil sie zuerst gegen die Briten und dann gegen ihre eigenen Obristen Widerstand geleistet hatten. Das ANC-Angebot an Materialien wurde immer größer. Schließlich boten wir sogar unsere MK-Krieger in Silber, unser Logo in Emaille, Broschen und Ohringe, Kulis, Uhren und Kaffeetassen an, bis wir Güter im Wert von 110.000 britischen Pfund jährlich verschickten.

Die Werbung für den ANC war auch wichtig für das Fundraising. Die zunehmenden Proteste in Südafrika und ihre Niederschlagung durch die südafrikanische Polizei und Armee fanden ein immer größeres Echo in den Medien und unterstrichen, wie dringend unsere Bewegung Hilfe brauchte. Sylvester Stein, ein südafrikanischer Emigrant und Schriftsteller, der schon in den 40er Jahren Gast in meinem Elternhaus gewesen war und in den 50er Jahren das berühmte Magazin *Drum* herausgegeben hatte, bot uns seine Hilfe an. Er und seine Tochter Lyndall waren ein hervorragendes Team beim Spendenwerben durch Zeitungsanzeigen im *Observer* oder *Guardian*. Gelegentlich entwarfen Sylvester und Lyndall ganzseitige Anzeigen mit Hunderten Unterzeichnern, die die Freilassung Nelson Mandelas forderten. Sylvester finanzierte diese Arbeit, bis sie sich selbst trug. Ich hatte neben der politischen Verantwortung auch die Aufgabe, die Abteilung vor offiziellen Comrades zu schützen, die zwar kaum Zeit hatten, ihre eigene Arbeit zu erledigen, aber trotzdem meinten, bei jedem Detail des Spendensammelns mitreden zu müssen.

Neben dem Vertrieb unserer Merchandising-Produkte entdeckte ein



Comrade noch eine weitere Geldquelle. Wolfie Kodesh, der unermüdlische Kämpfer für die Freiheit, der Anfang der 60er Jahre Nelson Mandela mit sicheren Verstecken im Untergrund geholfen hatte, fand viele Sponsoren in der Geschäftswelt, die Preise zur Verfügung stellten. Das war ein zusätzliches Problem für die Buchführung, und manches Geld blieb wohl auch auf der Strecke. Leider auch bei den Solidaritätskonzerten südafrikanischer Exil-Musiker. Obwohl manche Städte ihre Hallen kostenfrei zur Verfügung stellten und sogar die Werbung für ein Konzert übernahmen, mussten wir die Proben, Mahlzeiten, Transport und Getränke für die Künstler bezahlen. Aber politisch waren sie natürlich ein Erfolg.

Die britischen *Artists Against Apartheid* organisierten ein »Freiheits-Festival« im Süden Londons. Das war eine überwältigende Veranstaltung. 100.000 Leute nahmen an der Demonstration zum Aufführungsort teil, 250.000 feierten bei dem Konzert mit. Der Andrang war so groß, dass U-Bahnen geschlossen werden mussten. Was für eine Solidarität! Sprecher von ANC, SWAPO und der britischen AAM hielten Reden; schwarze britische Musiker spielten eine große Rolle bei dem Event, und der Kampf gegen Apartheid wurde zu einem Kampf gegen Rassismus weltweit.

Die 80er Jahre waren die Jahre der großen Festivals gegen Apartheid. Das berühmteste, das Mandela-Konzert, fand am 11. Juni 1988 im Wembley-Stadion in London statt. Die britische AAM war der Veranstalter und das Mammut-Event wurde zu einem weltweiten Erfolg. Fast eine Milliarde Menschen in 60 Ländern verfolgten das Konzert. Das Ereignis brachte einen stattlichen Betrag ein. Noch wichtiger war, dass die AAM in einem Monat ihre Mitgliedschaft verdoppeln konnte. Der Song *Free Free Mandela* wurde in der ganzen Welt zu einer gesungenen Forderung.

Für uns im ANC war es ein neues Gefühl, Teil einer so populären Bewegung zu sein. Ich nahm an vielen Demonstrationen teil, lief in der ersten Reihe und fühlte mich gleichzeitig froh und sehr schutzlos. Viele Polizisten flankierten die Märsche und aus ihren Gesprächen konnte ich entnehmen, dass sie uns wirklich schützen wollten. Eine seltsame Erfahrung für uns Südafrikaner. Auch in Britannien hatte ich Polizei gesehen, die demonstrierende Bergarbeiter und Drucker verprügelt hatte.

Das zweite Wembley-Konzert fand zwei Jahre später statt, am 16. April 1990. Damals war Nelson Mandela gerade freigekommen und kam



persönlich ins Stadion. Die Begeisterung war überwältigend. Obwohl das Konzert keinen Schilling Gewinn brachte, war es ein voller politischer Erfolg.

Als Nelson Mandela erschien, überschlugen sich Beifall und Jubel. Es war unglaublich bewegend, als er Oliver Tambo, seinen Freund und ehemaligen Partner in der Anwaltspraxis, ehrte. Tambo hatte die Bewegung 30 Jahre lang zusammengehalten und tat am Ende den ersten, erfolgreichen Schritt auf unserem Weg zur Demokratie: Er erreichte, dass das weiße Regime mit uns über die Zukunft Südafrikas verhandelte.

Vor dem Konzert erlebte ich einen denkwürdigen Augenblick, als ich bei einem Empfang einen konservativen britischen Abgeordneten traf. Es sei eine Schande, dass Mandela keinen Besuch bei Premierministerin Thatcher eingeplant habe, sagte er und meinte das ganz ernst. Ich erwiderte, so ein Zusammentreffen sei keine Stippvisite zum Tee. Staatsbesuche würden lange vorausgeplant. Außerdem sei dies kein Besuch Mandelas in Britannien, sondern in Wembley, weil er auf dieser Bühne zur Welt sprechen könne. Hier habe man für die Freilassung Mandelas im »Free Free Mandela«-Konzert gesungen und die sei jetzt vollbracht. Insofern bedeute Mandelas Gastspiel keine Absage an Frau Thatcher. Der Abgeordnete war beeindruckt und wollte sofort sein Parteibüro informieren. So eine schnelle Reaktion war doch sensationell – ich hatte mich für den diplomatischen Dienst qualifiziert!

## Wiedersehen mit Walter Sisulu und Nelson Mandela

Walter Sisulu war von Beginn an ein Anführer, der von allen in der Befreiungsbewegung uneingeschränkt geachtet und anerkannt wurde. Millionen Südafrikaner nannten ihn *u'tata*, »Vater«; für uns vom ANC war er Comrade Walter. Wir hatten uns zuletzt bei der Urteilsverkündung im Rivonia-Prozess am 12. Juni 1964 gesehen und nun, 1989, sollte ich ihn wieder treffen.

Walter hatte 25 Jahre auf der Gefangeneninsel Robben Island und im Pollsmoor-Gefängnis in Kapstadt verbracht und war, wie meine anderen Rivonia-Comrades Ahmed Kathrada, Andrew Mlangeni, Elias Matsoledi und Raymond Mhlaba, im Rahmen der großen Veränderungen in Südafrika nach dem Umbruch in Osteuropa im Oktober 1989 freigelassen worden.

Der Kalte Krieg war beendet und Südafrikas weiße Machthaber konnten ihr Regime nicht mehr als Bollwerk gegen die rote Gefahr präsentieren und den oppositionellen ANC nicht mehr als fünfte Kolonne des Weltkommunismus verteufeln.

Ich flog zusammen mit anderen Comrades von London aus nach Stockholm zu einem Dinner zu Ehren Walter Sisulus und der anderen. Als wir den großen Raum betraten, wurden wir umarmt, Hände wurden geschüttelt, Anwesende kamen hinter ihren Tischen hervor. Andrew und Elias waren auch da. Wieder Umarmungen und Ausrufe: »Bist du es wirklich, Andrew? Wirklich Elias?« – »Bist du es Denis?« Die Rivonia-Gruppe war fast vollständig anwesend: Govan Mbeki, Wilton Mkwayi und Raymond waren ebenfalls gekommen. Mandela blieb als Letzter im Gefängnis. Es war ein unglaubliches Wiedersehen mit überbordenden Gefühlen für all diese Comrades, denen ich stets verbunden geblieben war, auch wenn sie 1.500 Kilometer entfernt im Gefängnis gesessen hatten. Einer der jüngeren Comrades meinte, er habe nie zuvor so etwas Bewegendes erlebt.

Schließlich kam ich bei Walter an und sagte: »Walter, ich muss dich anfassen.«

»Und ich muss dich anfassen, Denis«, antwortete er und streckte seine Hand aus. Wir hielten uns an den Händen, und dann fragte er mich, nach 25 Jahren:



Wiedersehen mit Walter Sisulu und Arthur Goldreich

»Wie haben sie uns gekriegt?«

»Ich glaube, es war Bruno Mtolo, der Comrade aus Durban, den die Polizei schnell geknackt hat und der dann der Hauptzeuge der Anklage war.«

Damals wussten wir noch nicht, dass möglicherweise ausländische Geheimdienste bei unserer Verhaftung ihre Finger im Spiel gehabt hatten. Dann erinnerte ich meinen Comrade an den Tag unserer Verhaftung, als wir auf der Fahrt von Travallyn nach Rivonia über den Namen der neuen Farm gewitzelt hatten. Ich hatte vorgeschlagen, unsere neue Bleibe frei nach Eisenhower *Supreme Headquarters United Front in South Africa* zu nennen. Alle hatten laut gelacht. »Aber du, Walter«, erzählte ich ihm jetzt. »Du sagtest damals, du wärst nicht sicher, ob wir schon von einer Vereinigten Front reden könnten. Aber jetzt, 25 Jahre später, existiert sie!« Er lachte aus vollem Halse, fragte aber verwundert, ob ich mich tatsächlich noch an diesen Tag vor der Verhaftung erinnern könne.

»Einheit im Kampf schaffen«, das war Walter Sisulus Strategie und die des ANC. Darum können wir heute in diesem Land zusammen leben. Immer wieder erinnerte er uns, auch Nelson Mandela, an diesen Grundsatz. Er glaubte daran und lebte danach. Er fand immer neue Wege, Menschen zusammenzubringen, die sich für das große Ziel der Abschaffung der Apartheid einsetzten.

Walter war wie viele junge Männer wegen seines politischen Engagements von seiner Familie verstoßen worden. Schlimmer noch, sein weißer Vater hatte den Sohn nie anerkannt. Seine Mutter, eine Hausangestellte, und die Großmutter zogen den Jungen groß. Walter hatte dieses Familientrauma überwunden, er war ein Mensch mit einem großartigen Charakter. Als Erwachsener schloss er jeden in seine Vision von der Einheit ein. Ich hatte damals viel mit ihm zu tun und ich fand in ihm eine Persönlichkeit, die mit sich selbst im Reinen war. Er war sich der Achtung, die er im Volk genoss, bewusst und brauchte keine Position oder Lobhudelei. Walter Sisulu kannte seinen Beitrag als großer Architekt eines neuen Südafrika, in dem Platz für alle war, die darin wohnen.

Das war damals nicht anders gewesen, als ich ihm Anfang der 1960er Jahre zum ersten Mal bei einem geheimen Treffen begegnet bin. Walter war zusammen mit Nelson nach dem großen Streik 1961 durchs Land gereist und hatte mit Genossen die Frage des bewaffneten Kampfes diskutiert. Schon damals ging es uns um den Kampf gegen die weiße Vorkherrschaft, aber nicht gegen Menschen weißer Hautfarbe als solche. Das entsprach Walters Vision von Einheit im Kampf – wie sie schon in der Freiheitscharta von 1955 niedergelegt war: »Südafrika gehört allen, die in

ihm leben, Schwarzen und Weißen zusammen.« Das klingt heute selbstverständlich, aber in jenen Jahren war das ein revolutionäres Konzept. »Für diese Freiheiten werden wir kämpfen, Seite an Seite, unser Leben lang, bis wir unsere Freiheit gewonnen haben.« Walter Sisulu ist diesen Grundsätzen ein Leben lang gerecht geworden.

Ich hatte mit Walter ein paar Wochen auf der Farm in Travallyn zusammen gelebt, wo auch Govan Mbeki, Raymond Mhlaba und Wilton Mkwayi wohnten. Walter war ein anspruchsloser Wohngenosse. Er wirkte immer gedankenverloren, aber dabei gut gelaunt. Er war kein Dogmatiker. Rationale Argumente sollten andere von seiner Sicht der Dinge überzeugen und keinesfalls die Tatsache, dass er ein Anführer war. Dennoch war allen klar, dass Walter bei jeder wichtigen Entscheidung um Rat gefragt werden sollte, nein, musste. Wir taten das ganz freiwillig, weil er stets etwas Kluges zu sagen hatte. Damals sorgte sich Walter um mich, den jungen 30-Jährigen in diesem einsamen Leben im Untergrund. Er schickte mich zu Freunden, wo es sicher war und bei denen er selbst Unterschlupf gefunden hatte. Ich sollte Squash spielen oder einfach mal zu einem Besuch vorbeigehen.

Am 16. Juni 1963 hielt er seine berühmte Radio-Rede aus dem Untergrund. Die Rede war ein rhetorisches Meisterwerk und ein Aufruf an alle Menschen in Südafrika, den Kampf fortzusetzen. Während des Prozesses in Pretoria saß ich acht Monate lang neben ihm und er war für alle eine starke Quelle der Kraft.

Walter war stets anderen zugewandt. Das zeigte sich auch bei unserem Wiedersehen in Stockholm. In den ersten Minuten, als wir alleine miteinander sprechen konnten, fragte er ausführlich nach der Familie, die ihn im Untergrund beherbergt hatte. Sie seien ihm lieb und teuer gewesen und sie seien hoffentlich nicht zu sehr durch ihre Verbindung zu ihm in Schwierigkeiten geraten.

Im Dezember 2001, während unseres letzten Gesprächs, dankte ich ihm dafür, dass er mich die größte und wichtigste Lektion von allen gelehrt habe: »Die Menschen auf unsere Seite zu ziehen und sie nicht abzustößen.« Er nahm meine Hände und sagte, er sei froh, dass ich das von ihm gelernt habe. Im Mai 2003, wenige Tage vor seinem 91. Geburtstag, ist er gestorben.

Ein Jahr nach meiner Begegnung mit Walter Sisulu konnte ich auch Nelson Mandela im Jahr 1990 in Schweden wiedersehen. Er befand sich kurz nach seiner Freilassung auf seiner ersten Auslandsreise in die USA, nach Europa und Nordafrika. Am liebsten hätte ich ihn direkt nach der Entlassung getroffen, aber das war natürlich nicht möglich. Er war sofort

voll und ganz von der politischen Arbeit in Anspruch genommen und ich hatte in London meine ANC-Arbeit zu machen. Zu gerne hätte ich ihn auch in Lusaka gesehen, bei seinem ersten Besuch im ANC-Hauptquartier im Exil.

Immerhin hatte ich seinen Weg in die Freiheit an dem großen Tag, dem 11. Februar 1990, bei einem britischen TV-Sender als Gast kommentieren können. Hunderte Fernsehstationen übertrugen das Ereignis in die ganze Welt. Als Nelson und seine Frau Winnie das Auto, das sie aus dem Gefängnishof hinausfuhr, anhalten ließen und Hand in Hand in die Freiheit gingen, erzählte ich den Zuhörern die Geschichte von dem Sicherheitschef. Er hatte uns gesagt, wir würden niemals auf eigenen Beinen das Gefängnis verlassen, es sei denn mit den Füßen nach vorn. Und hier war nun der Letzte von uns, der die Mauern hinter sich zurückließ. Es war ein großer Moment, der mein Leben veränderte. Ich hatte das Gefühl einer tiefen Erfüllung, auch der Erleichterung, dass ich mich nicht mehr ganz so ruhelos für den Freiheitskampf einsetzen müsste. Ez bemerkte gegenüber Freunden, dass ich nun offener über das Gefängnis und all die Jahre außerhalb des realen Lebens sprechen konnte. Am Mikrofon erwähnte ich auch meine große Sehnsucht, den Comrade zu umarmen und nach Südafrika zurückzukehren. Auch Nelson Mandela hatte ich zuletzt bei unserer Verurteilung gesehen. Danach wurde er wie die anderen weit weg von uns weißen Gefangenen auf Robben Island festgehalten.

Nun also sollte es so weit sein. Eine Gruppe von ANC-Comrades fuhr aus der City von Stockholm zum Arlanda International Airport. Nelson Mandela und seine Frau Winnie kamen in Begleitung südafrikanischer Aktivisten als Gäste der schwedischen Regierung, die die Politik des großen sozialdemokratischen Politikers Olof Palme fortsetzte, der 1986 ermordet worden war. Der erste Empfang sollte auf der Rollbahn stattfinden. Die Gäste standen aufgereiht, darunter eine Gruppe schwedischer Anti-Apartheid-Unterstützer. Man hatte umfassende Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Die Schweden wollten sicher gehen, dass alles klappete und kein Verrückter oder südafrikanischer Agent Nelson Mandela etwas antun könnte. Tausend Leute schleusten sich durch jede Menge Sicherheits-Checks und doppelte Kontrollen und warteten fiebernd auf der Rollbahn, während Millionen Schwedinnen und Schweden mit ihnen zusammen an den Bildschirmen auf den großen Gast warteten.

Das Flugzeug setzte auf und rollte zu seinem Parkplatz, die Tür öffnete sich, die Treppe wurde angelegt und die sorgfältig arrangierte Empfangsreihe der Würdenträger, Vertreter der Anti-Apartheid-Bewegung,

ANC-Mitglieder und anderer verlor augenblicklich ihre Ordnung, als wir alle gleichzeitig nach vorn strebten. Die Reihe geriet aus der Form und als nicht besonders großer Mann konnte ich nicht sehen, wo Nelson war. Dann kündigten die vielen Pressefotografen und Fernsehteams an, dass er die Reihe abging und näher kam, weil sie uns beiseite stießen.

Plötzlich trat er mitten aus dem Gewühl heraus vor mich. Wir schüttelten uns die Hände, dann hielt er meine beiden Hände und ich die seinen. Dieser große, ältere Freund und Comrade stand vor mir. Er sah müde und mager aus. Empfangsreihen sind ein bisschen wie die Vorhölle. Von überall drängten mir Nachrückende gegen den Rücken. »Hallo, Nel«, sagte ich, »wir haben uns seit dem Tag der Verurteilung nicht wiedergesehen.«

»Das stimmt. Du siehst gut aus, Boy«, sagte er und umarmte mich.

Ohne viel nachzudenken, nahm ich mein ANC-Halstuch und legte es ihm um den Hals. Winnie folgte ihm; sie erkannte mich nicht. Kein Wunder, wir kannten uns nicht näher, und ich war älter geworden und mein Haar sehr viel lichter. »Ich bin Denis Goldberg«, sagte ich »Es ist wunderbar, Sie zu sehen.«

Sie strahlte, hielt meine Hände und lehnte sich zurück, um mich besser zu erkennen. »Oh, ich hatte Ihr Gesicht vergessen. Wie schön, Sie zu sehen.«

Der Empfang am Flugplatz war beendet und wir fuhren mit dem ANC-Minibus im Konvoi zum Schloss Haga. War das ein ausgelassener Trip! Schwedische Polizeiwagen mit Blaulicht sicherten den Geleitzug ab. Und zwischen all den schwarzen, glänzenden Staatskarossen fuhr unser ANC-Bus, der aussah, als würde er nicht dorthin gehören.

Auch beim offiziellen Empfang im Schloss war ein Riesengedränge. Ich war sehr gerührt, Oliver Tambo zu sehen, den Präsidenten des ANC, der bei seinem ersten Treffen mit Nelson vor Freude glühte. Sie hatten sich tatsächlich seit 30 Jahren nicht mehr gesehen. 1960 hatte Oliver Tambo Südafrika verlassen, um den ANC im Ausland aufzubauen. Er war gerade zur



Wiedersehen mit Nelson Mandela

Rehabilitation in Schweden, weil er infolge seines unermüdlichen Einsatzes bereits mehrere Schlaganfälle erlitten hatte.

Nun saßen die beiden Freunde, die zusammen die erste Anwaltspraxis von Schwarzen eröffnet hatten, wieder beisammen. Jetzt war Nelson Mandela viel entspannter, lachte und lächelte und genoss es, mit Freunden zusammen zu sein. Nach der ersten Begeisterung fühlte ich mich auf eine neue Art »vollständig«. Endlich waren alle Comrades der Rivonia-Gruppe aus dem Gefängnis und ich hatte alle getroffen.

Am nächsten Tag kam auch Esmé nach Stockholm. Wir waren dabei, als Nelson und Winnie Mandela einen Kranz am Grab Olof Palmes niederlegten. Danach standen wir wieder in einer Schlange, um die beiden zu begrüßen.

»Da bist du ja wieder, Boy«, sagte Nelson zu mir und ging weiter zu Esmé, schüttelte ihr die Hand, grüßte sie und wirkte etwas steif, weil er sie nicht kannte.

»Ich freue mich, Sie zu treffen«, sagte er.

»Nel, das ist Esmé, meine Frau«, erklärte ich ihm.

»Oh!«, antwortete er, beugte sich hinunter und umarmte sie. »Sie haben sich gut um ihn gekümmert«, sagte er. »Der Boy sieht wirklich gut aus.« Nelson Mandela war wirklich ein großzügiger und warmherziger Mann. Esmé war allerdings entsetzt über Nelsons Aussehen. Obwohl ihn die ganze Aufregung rund um das Treffen mit Oliver Tambo und den Staatsbesuch aufgerichtet hatte, sah er in den Augen einer professionellen Physiotherapeutin erschöpft aus. Er gab ihr gegenüber zu, nicht besonders gut zu schlafen. Außerdem habe er durch die vielen Flüge und Zeitzonechsel mit Verdauungsproblemen zu kämpfen. Esmé überzeugte ihn von einer Fußreflexzonen-Massage und ihre magischen Hände entspannten ihn. Später sagte er ihr, es sei ihm danach viel besser gegangen. Esmé hatte auch die Gelegenheit, mit Winnie allein zu sprechen. Ez sagte Winnie, sie kenne den Druck, die Frau des »Helden im Gefängnis« zu sein und der öffentlichen Forderung nach Loyalität nachkommen zu müssen. Aber nach der Freilassung und einer angemessenen Zeit sei es möglich, eine Trennung öffentlich bekannt zu machen. Die unbarmherzige Gerüchteküche der Medien bezichtigte Winnie gerade einer Affäre und verletzte damit beide. Esmé kannte diese Konflikte, auch wenn sie nicht so sehr wie Winnie in der Öffentlichkeit stand. Sie sagte sinngemäß: »Jetzt, wo der Held frei ist, sind Sie beide auch frei, einen neuen Partner zu wählen.« Es hätte beiden viel Schmerz erspart, wenn Winnie dem Rat gefolgt wäre. 1992 trennte sich Nelson Mandela von seiner Frau, im März 1996 ließ sich das Paar scheiden.

## Fortbildung in Asien

Nach der Freilassung Mandelas und der Wiedenzulassung des ANC und anderer verbotener Organisationen im Februar 1990 begann eine vierjährige Übergangszeit, in der ein Konvent für ein demokratisches Südafrika und eine ihm folgende Verfassungskonferenz die Zukunft Südafrikas verhandelten. In dieser Zeit sandte der ANC Vertreter in alle Welt, um politische und wirtschaftliche Systeme in anderen Ländern unter die Lupe zu nehmen und zu prüfen, welche Konzepte für das neue Südafrika brauchbar sein könnten.

Der ANC meldete mich im Dezember 1991 für ein Fortbildungsprogramm des Commonwealth-Sekretariats für öffentliche Verwaltung an. Das war wunderbar, und ich verbrachte drei Wochen beim indischen *Administrative Staff College* in Hyderabad und zwei Wochen beim *Malaysian Government Institute for Public Administration* (INTAN) in Kuala Lumpur.

Mein Aufenthalt in Hyderabad, einer Stadt mit einem hohen muslimischen Bevölkerungsanteil in einer mehrheitlich durch Hindus geprägten Gesellschaft, war sehr interessant. Die Zentralmoschee ist sehr schön und bildet den Mittelpunkt eines offenen Platzes, den mehrere Tausend Menschen zum Gebet nutzen können. Es gibt auch viele Schreine von Hindu-Gottheiten, und die Stadt schien den Geist religiösen Friedens zu atmen.

Als Teilnehmer der Fortbildung erhielten wir täglich 30 Rupien Taschengeld, mit denen wir Zigaretten oder Getränke kaufen konnten. Ich erkundigte mich nach den Löhnen der Hausmeister und Putzkräfte im Gästehaus des Colleges. Ich war geschockt, dass das Taschengeld für Zigaretten und Getränke größer war als der Tageslohn eines Familienoberhaupts. Die Gleichgültigkeit der leitenden Beamten war noch alarmierender. Als ich sie daraufhin ansprach, meinten sie, sie müssten die enormen Unterschiede ignorieren, sonst würden sie verrückt.

Die Dozenten des Verwaltungskollegs waren hervorragende Wissenschaftler und erfahrene Verwaltungsfachkräfte. Langsam verstand ich, warum die indische Wirtschaft seit der Unabhängigkeit 1947 so enorm gewachsen war. Eine Schwerindustrie auf dem neuesten Stand der Technik, eine sich modernisierende Landwirtschaft sowie eine sich weitgehend selbst ernährende Landbevölkerung bildeten die Grundlage der Entwicklung. Die zentrale Frage damals wie heute ist, ob die indische Wirtschaft in der Lage sein würde, die Armut wirksam zu bekämpfen.

Dass dieses riesige Land sowohl über eine Schwerindustrie als auch über Kapital verfügte, zeigte, dass die Grundlage für Süd-Süd-Koopera-

tionen bereits vorhanden war. Diese kann dazu beitragen, die Länder des Südens von ihrer Abhängigkeit von der »Entwicklungshilfe« der Länder des Nordens zu befreien. Die Südafrikaner hatten erlebt, dass die kapitalistische Entwicklung einige Weiße superreich gemacht hatte. Würde unser Volk bereit sein, sich wie die Inder aus eigenen Kräften zu entwickeln?

Die zweite Station meiner Fortbildung war die malaysische Hauptstadt Kuala Lumpur. Sie unterschied sich sehr von Hyderabad. Sie ist kleiner, sauberer und zumindest an der Oberfläche wohlhabender. Ich liebte die Schnellimbisse mit Speisen aus den Küchen der drei größten Bevölkerungsgruppen des Landes, der Malaien, Inder und Chinesen. In Folge strikter Hygienerichtlinien und -kontrollen waren die Imbisse luppenrein sauber. Gemessen am Einkommen war das Essen billig.

Besonders interessant war der Besuch bei der ersten staatlichen Landwirtschaftskooperative. Diese Kooperative wurde von der Bevölkerungsgruppe der Malaien (Bumiputra) gebildet, die nun als Besitzer und Arbeiter in der Produktion von Gummi und Palmöl tätig waren. Ihnen sollte das Los erspart bleiben, als Niedriglohnkräfte in den Plantagen arbeiten zu müssen, die sich ursprünglich im Besitz von Briten befunden hatten. Der Staat ließ das Land roden und Farmen errichten, auf denen die Familien angesiedelt wurden. Die Familien mussten die Kosten für den Bau der Farmen wie einen Kredit zurückzahlen. Das Besondere an diesem Arrangement war aber, dass sie im Falle sinkender Weltpreise für Palmöl und Gummi unter ein bestimmtes Niveau von dieser Zahlungspflicht befreit waren und ihre Rückzahlungen erst wieder aufnehmen mussten, wenn sie dazu finanziell in der Lage waren. Die Tilgungsfrist wurde verlängert, um die Preisschwankungen auszugleichen. Dies war ein Beispiel für die Staatsintervention in die Marktökonomie, um die historisch am stärksten benachteiligte und zugleich größte Bevölkerungsgruppe nicht dem vollen Risiko des kapitalistischen Weltmarkts auszusetzen. Die Produktionseinheiten des Landes und der Bäume waren Familienbesitz und konnten von einem Familienmitglied vererbt, aber nicht an einen Außenstehenden verkauft werden. Verkauf war nur an die staatliche Landwirtschaftskooperative möglich.

Einer der Bauern, der schon die Anfänge miterlebt hatte, erzählte, er sei vor dreißig Jahren auf die Farm gekommen. Er hatte sein Haus Zimmer für Zimmer erweitert, um seine sieben Kinder unterzubringen. Seinerzeit sei er Fahrrad gefahren, später habe er ein Moped gekauft, dann ein Motorrad, dann ein kleines Auto. Jetzt fuhr er einen großen Jeep mit Vierradantrieb. Der Mann sah zwar alt aus und seine Haut war von der

harten Arbeit in der Sonne geerbt, aber alle sieben Kinder waren auf die Universität gegangen. Seine vier Söhne hatten an bekannten Universitäten in den USA ihren Doktor gemacht und seine drei Töchter hatten an Universitäten in Malaysia einen Magisterabschluss erreicht.

Interessant war auch die Geschichte von *Petronas*, der staatlichen Ölgesellschaft. Sie sollte mit den internationalen Ölkonzernen in Konkurrenz treten, die versuchten, das junge, seit 1957 unabhängige Malaysia unter ihre Kontrolle zu bringen. Malaysia gelang es 1974, die Ölgesellschaften zu verstaatlichen und die Kontrolle über die Ölfelder zu übernehmen. Der Petroleumpreis wurde niedrig gehalten und neue Technologien für die Erschließung neuer Felder entwickelt. *Petronas* entstand in der Zeit des Kalten Krieges und Malaysia und die USA suchten dringend Verbündete. Deshalb wurde Malaysia erlaubt, die weltweit größte und mächtigste Ölgesellschaft aufzubauen. Später konnten die internationalen Ölgesellschaften Minderheitenanteile an den Aktien von *Petronas* erwerben. *Petronas* ist mittlerweile ein internationaler Ölkonzern.

Gegen Ende unserer Fortbildung schrieben die Teilnehmer Berichte. Zurück im ANC-Büro in London schickte ich die nachfolgenden Kommentare und persönlichen Beobachtungen an ANC-Präsidenten Mandela und seinen Stellvertreter Thabo Mbeki nach Johannesburg. Heute wünsche ich mir manchmal, meine Berichte hätten Einfluss gehabt. Hier sind einige Punkte aus diesem Bericht aufgeführt:

Die Regierung in Malaysia greift regulierend in die freie Marktwirtschaft ein, um die Ziele langfristiger wirtschaftlicher Entwicklung und des Fünfjahresplans zu erreichen. Die Macht residiert im Büro des Premierministers. [...] Der Premierminister hat großen Einfluss auf die Benennung der Geschäftsführer öffentlicher Unternehmen.

Die staatlichen Interventionen verfolgen das Ziel, die Wirtschaft rasch vom kolonialen Erbe der grundstoffverarbeitenden Industrien, Gummi und Zinn, hin zu einer industriellen Wirtschaft zu entwickeln. Die Intervention des Staates ermöglichte die rasche Akkumulation von Kapital und wurde auf den sozialen Bereich ausgedehnt, um die historische Benachteiligung der Malaien, der ethnischen Mehrheit, zu überwinden.

Die neue ökonomische Politik war auch die Grundlage positiver Diskriminierung des Volks der Malaien. Diese haben heute eine dominierende Stellung im Beamtentum und im Staatsapparat inne. [...] Das Problem der ländlichen Armut unter dem Volk der Malaien ist weitgehend überwunden. Allerdings scheint die städtische Armut unter Geringqualifizierten und Gehandicapten zu wachsen. [...] Der Übergang von der neuen öko-

nomischen Politik (ab 1972) zur Nationalen Entwicklungspolitik (1991) scheint weniger *affirmative action* für die Malaien vorzusehen. [...]

Die raschen ökonomischen Veränderungen lassen die sozialen Normen der Gesellschaft nicht unberührt. Frauen mit höherer Bildung heiraten später und bekommen ihre Kinder in einem höheren Alter, als dies in früheren Zeiten üblich war. Einige haben bewusst weniger Kinder, zum Teil weil sie ihre Berufslaufbahn ohne Unterbrechung (höheres Alter bei der ersten Schwangerschaft) oder mit selteneren Unterbrechungen (kleinere Familien) zurücklegen wollen. Viele Frauen haben – mit Ausnahme von rituellen Handlungen – das Kopftuch abgelegt, und ich habe in Kuala Lumpur oder Malakka keine verschleierte Frauen gesehen. Auf Nachfrage zeigte sich, dass es von der Entscheidung der Frauen abhängt, ob sie die traditionelle Kopfbedeckung ablegen.

Männer behaupten, es gebe keine Diskriminierung am Arbeitsplatz und betonten, dass Frauen sowohl in jeder Regierungsabteilung als auch in Unternehmen arbeiten. Einige Frauen versichern allerdings, dass Frauen sehr wohl diskriminiert werden. Die derzeitige Zahl von Frauen in Führungspositionen ist weit geringer als in den verschiedenen öffentlichen Verwaltungseinheiten und Unternehmen. Es heißt, dass die Personalabteilung von *Petronas* der einzige Bereich ist, wo Frauen wirklich eine Chance auf eine Führungsposition haben. Nichtsdestotrotz kann man festhalten, dass Frauen in leitenden Positionen langsam akzeptiert werden. Jene, die als Ministerinnen, Generaldirektorinnen oder gehobene Führungskräfte in öffentlichen Unternehmen beschäftigt sind, scheinen einflussreiche Leitbilder zu sein. [...]

Mir wurde deutlich, dass die ökonomische und soziale Entwicklung eines Landes nicht dem Zufall überlassen werden kann. Eine starke zentrale Führung ist notwendig, um das Land aus seiner kolonialen Vergangenheit wachzurütteln, die verschiedenen Ansätze zu koordinieren, Kapital zu akkumulieren, Ressourcen in Schlüsselprojekte zu leiten sowie Ressourcen für die Bewältigung sozialer Probleme und für die soziale Balance zwischen Bevölkerungsgruppen einzusetzen und zu gewährleisten. Diese zentrale Autorität liegt, wo sie liegen sollte, nämlich in politischen Händen: in diesem Fall im Büro des Premierministers. [...]

Für die weitere Entwicklung der Situation in Südafrika ist vieles von dem, was ich gesehen habe, so wichtig, dass ich die Führung des ANC bewegen möchte, nach Absprache mit der malaysischen Regierung, Teams zur Teilnahme an ähnlichen, aber längeren Fortbildungen zu entsenden. Sie haben vieles geschaffen, wovon wir lernen können. Selbstverständlich sind Systeme und Prozesse, gleich ob politische oder verwaltungstech-

nische, in jedem Land historisch und kulturell geprägt. Doch Visionen, Prinzipien und Ziele können geteilt werden, auch wenn die konkreten Wege der Umsetzung regional angepasst werden müssen.

Heute, fast 20 Jahre seit dem Geschriebenen und 15 Jahre seit Bestehen unserer Demokratie, hat Südafrika im Büro des Präsidenten eine starke, zentralisierte Koordinierungsstruktur zusammen mit einer Beobachtungsstelle eingerichtet, um die Umsetzung der ökonomischen und infrastrukturellen Entwicklung zu leiten. Es mag die Gefahr bestehen, dass die Macht zu stark konzentriert wird, aber bisher war sie in der Hand des unkontrollierten Big Business, das sich den Einfluss im Staatsapparat »kaufen« konnte. Die Konsequenz waren unkontrollierte Märkte, die zu Wachstum ohne Schaffung von Arbeitsplätzen geführt haben, obwohl die Arbeitslosigkeit bei über 40 Prozent der erwachsenen Bevölkerung liegt. Gewerkschaften, politische Parteien und Teile der regierenden Partei müssen angesichts dieser Entwicklungen wachsam sein. Die malaysische Erfahrung mit positiver Diskriminierung bestimmter Bevölkerungsgruppen ist bis heute interessant für Südafrika.

## Palästina

Im Laufe meiner Arbeit im ANC-Büro in London schrieb und hielt ich viele Reden. Meistens liefen wir den geplanten Aktivitäten hinterher. Ansprachen wurden oft erst ein paar Stunden vor dem fälligen Termin angefragt. Es gab kaum Zeit zum Nachdenken oder für phantasievolle, rhetorische Bildsprache. Auf diese Weise kam ich zu meinem persönlichen Schreibstil, schlicht, ohne Redewendungen, als ob Englisch meine Zweitsprache wäre. Ich wurde auch gebeten, Reden zur Unterstützung des palästinensischen Volkes zu halten.

Die Frage der Befreiung des palästinensischen Volkes von nationaler Unterdrückung stand in Einklang mit den Idealen der Befreiungsallianz unter Führung des ANC. Ich hielt es als privilegierter weißer Südafrikaner für notwendig, die Apartheid als Ursache dieser Privilegien zu bekämpfen. Genauso konnte ich als säkularer Jude kein Zionist sein, weil Israel als Besatzungsmacht Land von seinen palästinensischen Bewohnern stahl, um ein jüdisches Vaterland aufzubauen. Die Brutalität, mit der Palästinenser und Araber von ihrem Land vertrieben wurden, konnte und sollte nicht geduldet werden. Wir leben nicht im Mittelalter, wo solche Grausamkeiten die Regel waren. Genauso wenig, wie ich an der Unterdrückung durch die Apartheid teilhaben konnte, wollte ich Teil zionistischer Unterdrückung sein.

## Herzensangelegenheiten Liebe, Tod und Community H.E.A.R.T.

Am 10. Mai 1994 wurde Nelson Mandela zum Staatspräsidenten vereidigt. Überall auf der Welt schlossen die ANC-Vertretungen ihre Büros. Neue Botschafterinnen und Botschafter zogen in die diplomatischen Niederlassungen des alten Regimes ein. In London wurde der amtierende ANC-Repräsentant Mendi Msimang neuer Botschafter.

Jetzt musste auch ich entscheiden, was ich weiter tun wollte. Esmé wollte mit den Kindern und Enkeln in London bleiben. Sollte ich nach Südafrika zurückkehren und Esmé noch einmal allein zurücklassen? Das wäre ihr gegenüber sehr unfair gewesen und ich wollte gerne bei der Familie bleiben. Außerdem war mir nicht klar, was ich in Südafrika tun sollte, obwohl jede Menge Arbeit anstand. Mein alter Freund Wolfie Kodesh, der 1991 nach 28 Jahren Exilarbeit für ANC und MK nach Südafrika zurückgekehrt war, drängte mich, zu kommen und meinen Platz zu finden. Wolfie war fest überzeugt, dass ich bei rechtzeitiger Rückkehr für das Nationale Exekutivkomitee des ANC kandidieren könnte. Möglicherweise wäre ich als Delegierter für die Provinz Westkap gewählt worden. Das hätte mir viele Möglichkeiten eröffnet, etwa als Abgeordneter oder an höherer Stelle.

Während des Rivonia-Prozesses hatte der Richter unterstellt, die Triebkraft von Revolutionären sei, ein Amt zu bekleiden. Aber das war nie mein Motiv für politisches Engagement gewesen. Schließlich beschloss ich, in London bei meiner Familie zu bleiben. Zur Erklärung pflegte ich zu sagen: »Oma liebt die Enkel und bleibt hier, ich liebe die Oma, also bleibe ich auch hier.« Das stimmte, aber da war noch mehr. Ich war nicht besonders gut darin, Zweckbündnisse mit Leuten einzugehen, deren Überzeugungen ich nicht wirklich teilte. Genau das aber würde in den kommenden Jahren passieren. Ich ahnte das und wollte nicht bei diesen Spielen mitmachen.

Ich hatte seit meiner Freilassung 1985 für den ANC Solidarität erworben und wollte diese Solidarität auch nach der Befreiung erhalten. Die AAM und wir vom ANC hatten für die Freilassung Mandelas gekämpft. Welche neue Aufgabe sollten wir jetzt übernehmen? Die AAM rang um diese Frage. Ich sprach mich in einer Sitzung des ANC-Büro-Komitees dafür aus, die AAM solle mit ihren Experten Projekte im südafrikanischen Bildungs- und Gesundheitswesen entwickeln. Die Südafrikaner sollten lernen und befähigt werden, ihre Lebensbereiche selbst zu organisieren und zu kontrollieren. Außerdem könnten Aktivisten Lobbyarbeit

bei der britischen Regierung leisten. Die neue südafrikanische Regierung würde Zeit brauchen, um ihre Politik auszurichten sowie ihre finanziellen und personellen Ressourcen abzuschätzen. Dabei könnten die Briten helfen. Aber ich wollte auch kein »Gutmensch« werden. So nannten wir abschätzig die Mitarbeiter in reinen Wohlfahrtsorganisationen. Aufgaben wie Lebensmittelpakete reizten mich nicht. Das sollten Regierungen und UN-Organisationen übernehmen. Wir wollten uns direkt in die Entwicklungsarbeit in Südafrika integrieren, denn die Menschen mussten in vielerlei Hinsicht lernen, Verantwortung zu übernehmen.

Das Komitee und der ANC-Vertreter Mendi Msimang stimmten zu und ich schlug der AAM vor, ihre Mitgliedschaft in eine Entwicklungsgesellschaft in Form einer britischen Wohlfahrtsorganisation zu überführen. Aber bei einem Treffen zur endgültigen Formulierung dieses Antrags erklärte Mendis Stellvertreter plötzlich, die Idee sei gestorben. Die AAM solle eine politische Lobbyorganisation werden. Das hätte der ANC-Repräsentant als Vertreter der Leitung in Lusaka so entschieden – und basta. Aber bald stellte sich heraus, dass die Entscheidung nicht in Lusaka getroffen worden war. Bei einer Sitzung der Zelle der Kommunistischen Partei erfuhr ich, dass ich mit dieser Maßnahme diszipliniert werden sollte, weil ich die AAM-Zukunft nicht zunächst mit einem übergeordneten Organ der Kommunistischen Partei besprochen hätte. Das ärgerte mich, denn die Regel war, dass wir ANC-Angelegenheiten nicht vorab in der Partei diskutierten, um Spaltungen und Missstimmigkeiten zu vermeiden. Darum wies ich diesen Eingriff energisch zurück. Ich hatte als Vollzeit-ANC-Aktivist das Papier dem ANC-Komitee vorgelegt. Dieses Vorgehen war korrekt gewesen. Der Zensurversuch wurde aufgegeben. Niemand konnte sachliche Einwände geltend machen.

Aber aus der AAM bzw. der *Action for Southern Africa* (ACTSA) wurde dennoch ein Informationszentrum, das die britische Regierung professionell per Lobbyarbeit im Sinne des Wiederaufbaus der Staaten in der Region und des Empowerments der Bevölkerung beeinflussen sollte. Schön und gut, aber welches persönliche Engagement sollten wir unseren Mitgliedern mit ihrer Energie und Loyalität anbieten? Nach diesem Modell wären sie bloß zahlende Mitglieder.

Ich entschied, eine zusätzliche Entwicklungsorganisation aufzubauen und dafür Spenden aufzutreiben. Das brauchte seine Zeit. Thomas Nkobi, der von 1973 bis zu seinem Tod 1994 ein unbestechlicher Schatzmeister des ANC war, signalisierte mir seine Unterstützung. Er hatte einen Brief von Präsident Nelson Mandela erhalten, in dem es hieß:

»Denis Goldberg war viele Jahre lang ein zuverlässiger Freund und

Helfer. Er hat sehr große Opfer gebracht, damit unser Land ein besserer Ort zum Leben für alle seine Bewohner wird. Ich weiß, dass Denis all seinen Enthusiasmus und seine Energie in diese wunderbare Kampagne einbringen und internationale Unterstützung mobilisieren wird, um unsere Gemeinschaften bei der Gesundheitsversorgung, im Bildungsreich und beim Wiederaufbau zu unterstützen. [...] Bitte geben Sie ihm alle erdenkliche Unterstützung, um den Menschen in unserem Land und in unserer Region zu helfen.«

Britische Freunde waren bereit, als Treuhänder und Vorstand zu fungieren, wollten aber nicht selbst aktiv tätig werden. Am 26. April 1995 war es so weit: Am ersten Jahrestag des Freedom Days gründeten wir im Südafrika-Haus in London den Verein *Community Health Education and Reconstruction Training* (Community H.E.A.R.T.).

Der neue südafrikanische Botschafter, Mendi Msimang, gab einen offiziellen Empfang am Mittag und wir führten das Großereignis am Abend fort. Es war eine außergewöhnliche Veranstaltung und wir nahmen so viele Spenden ein, dass wir davon ein Auto für eine mobile Klinik kaufen konnten. Die Medizinstudenten, Krankenschwestern und Pfleger der *Medical University of Southern Africa*, MEDUNSA, nordwestlich von



Community Heart unterstützt Selbsthilfeprojekte in Südafrika

Pretoria sollten das Geld erhalten. Sie absolvierten Praktika bei der Gesundheitsversorgung für Kinder in ländlichen Schulen der Region, wo keine andere Versorgung vorhanden war.

Die britische Gewerkschaft der städtischen Angestellten des öffentlichen Dienstes mit ihren 1,3 Millionen Mitgliedern unterstützte uns sehr. Dennoch ging es nur langsam voran und Ez finanzierte mich zwei weitere Jahre lang. Erst danach war Community H.E.A.R.T. (CH) in der Lage, auf eigenen finanziellen Beinen zu stehen.

Zwei Kampagnen brachten den Durchbruch. Die erste »Buch und zehn Pence«-Aktion wandte sich an Kinder. Sie sollten uns ihre alten Bücher überlassen plus zehn Pence für Verwaltungs- und Verschiffungskosten nach Südafrika. Die Kampagne wurde sehr populär. Die zweite Kampagne kam auf Initiative von *Rape Crisis Cape Town* (RCCT) zustande. Diese 1976 gegründete Organisation berät bis zu 10.000 Vergewaltigungsopfer pro Jahr rund um die Uhr und hilft bei juristischen und psychosozialen Problemen. RCCT bat um Geld und empfahl, wegen der Finanzierung bei der britischen Hilfsorganisation *Comic Relief* nachzufragen, die alle zwei Jahre an ihrem »Tag der roten Nase« 24 Stunden lang in einer Fernsehshow Spenden sammelte und dabei 30 Millionen Pfund einnahm. Das war ein guter Vorschlag. Der Vorstand stellte uns eine größere Menge Geld zur Verfügung, einschließlich der zehn Prozent für Verwaltungskosten. So konnten wir weitermachen. Mehrmals erhielten wir Zuschüsse. Auch Gewerkschaften und Einzelpersonen trugen das Ihre zum Gelingen bei. Die Buchkampagne wäre fast an dem riesigen Arbeitsaufwand, Sortieren und Packen der Bücher für den Schiffstransport, gescheitert. 50.000 Bücher passten in einen Schiffscontainer.

Dann kam die Meldung aus Südafrika, die Kinder sollten Computer bedienen lernen. Das fand ich beeindruckend. Also begann ich, Computer zu sammeln, und fand Freunde, die die gebrauchten Geräte überprüften. Schiffskapitäne überredete ich, sie als »Kapitänsgepäck« mit nach Südafrika zu nehmen. Auch diese Kampagne kostete mehr, als mir zur Verfügung stand, und ich war sehr erleichtert, als zwei Freunde es übernahmen, dafür mit *Computer Aid International* eine eigene Organisation zu gründen. Auch sie wurde von der Gewerkschaft der städtischen Angestellten unterstützt und wir von Community H.E.A.R.T. halfen ebenfalls dabei, etwa 2.000 Computer nach Südafrika und Namibia zu schaffen. Die Organisation arbeitet bis heute sehr professionell, und ich bin glücklich, ihr Schirmherr zu sein.

Die viele Arbeit rächte sich an meiner Gesundheit. Ich hatte gedacht, ich könnte mit Esmé und meiner Familie zusammen sein, aber nun war

ich in einer neuen Tretmühle und schien noch weniger Zeit zu haben als zuvor. Irgendwann kam ein Minister aus Südafrika vorbei und fragte, was ich so mache. Ich erzählte von den Millionen Spenden an *Rape Crisis* und den 500.000 Büchern für Südafrika. Da fragte er, was ich sonst noch mache ... Ich sagte, eine halbe Million Bücher seien etwa 25 Millionen südafrikanische Rand wert. Das schien einen Funken Interesse bei ihm zu erzeugen und er bemerkte: »Das sind wirklich viele Bücher.« 20.000 südafrikanische Schulen besaßen keine Bibliothek. Einfache Arithmetik ergibt, dass nur tausend Bücher pro Schule einen Gesamtbedarf von 20 Millionen Büchern ausmachten. (Jetzt liegt unser Stand bei 2,5 Millionen geschenkten Büchern im Wert von 120 Millionen Rand.)

Irgendwann im Jahr 1995 rief eine weibliche, deutsch klingende Stimme bei CH an und sagte, sie sei Edelgard Nkobi, die Journalistin und Schwiegertochter von Thomas Nkobi, genannt »TT«, des Schatzmeisters des ANC. Er habe ihr empfohlen, mich anzurufen, weil sie ein paar Erläuterungen für einen Artikel über den ANC brauche. Ich tat ihr gerne diesen Gefallen, ich kannte »TT« gut, seit wir bei der ANC-Werbekampagne zusammengearbeitet hatten. Edelgards Anruf war einer von vielen, die noch folgen sollten. Später kam sie für ein Interview nach London. Ihr Wissen erstaunte mich und sie erzählte, sie sei die Witwe des ältesten Sohnes von TT und habe viele Jahre in Bulawayo in Simbabwe gelebt. Edelgard war in Thüringen geboren worden, lebte später mit ihrem Mann Zenzo Nkobi zusammen an Exilorten des ANC und war nach dessen Tod nach Deutschland zurückgekehrt. Ich schwärmte ziemlich für sie und am späten Nachmittag fuhr ich sie zum Haus ihrer Schwägerin in London. Schade, dass sie nicht allein untergebracht war, denn ich wäre gern eingeladen worden, mehr Zeit mit ihr zu verbringen.

Sie rief mich weiter an. Sie schrieb Artikel über Community H.E.A.R.T., um die Solidarität in Deutschland voranzubringen. Sie arrangierte eine Einladung zu einem Workshop über internationale Beziehungen für Betriebsräte in der DGB-Schule nahe Wuppertal. Edelgard holte mich am Flughafen Düsseldorf ab. Wir fuhren mit Zug und U-Bahn weiter und unterhielten uns sehr gut auf der Fahrt. Ich sprach über Apartheid, meine eigenen Erfahrungen, und sie war sehr mitfühlend.

Auf dem Workshop warb ich für CH, und im Ergebnis sagten die Gewerkschafter ihre Hilfe zu, vorausgesetzt die Verwendung der Spenden würde ordentlich kontrolliert. In dieser Hinsicht vertrauten sie nur ihrem deutschen Finanzminister, sie wollten ihre Spenden nicht einer britischen Organisation übergeben. Edelgard war meine Übersetzerin, weil ich nur ein paar Worte Deutsch in einem Grundlagenkurs im Gefängnis

vor 19 Jahren gelernt hatte. Wir übernachteten im Tagungshaus, und als ich ihr zögernd vorschlug, mit in mein Zimmer zu kommen, lief sie wie ein erschrockenes Kaninchen davon. Das Wochenende verlief gut und Edelgard nahm mich mit in ihre Wohnung in Düsseldorf. Ich wollte bis zum Flug nach London am nächsten Tag bleiben. Ich war sehr erschöpft von dem Wochenende, der langen Anreise und den neuen Leuten, die ich kennengelernt hatte.

Ich legte mich etwas hin, sie küsste mich sanft und ich nickte ein. Edelgard bereitete das Abendessen zu, und ich dachte, sie würde das Sofa im Wohnzimmer für mich fertig machen. In ihrem Raum hing eine vergrößerte Fotografie von mir. Sehr viel später erzählte sie mir, dass eine hohe ANC-Funktionärin beim Blick auf diese Fotografie bemerkt hätte, wenn Esmé das sähe, würde sie Edelgard die Augen auskratzen. Beim Abendessen war ich wieder fit und wir unterhielten uns entspannt über unsere Leben. Die Chemie zwischen uns stimmte und die Couch wurde nicht fürs Schlafen zurechtgemacht. So begann eine komplizierte 12-jährige Beziehung bis zu ihrem Tod.

Ich würde Esmé nicht verlassen, das war klar. Wir hatten zu viel im Leben geteilt und ich brauchte meine vertraute Familie. Aber Esmé und ich waren in den Jahren seit meiner Freilassung mehr und mehr eigene Wege gegangen. Immer häufiger übernachteten wir getrennt in unseren Zimmern, und ich dachte, ich könne ein Doppelleben führen, ohne Esmé zu verletzen. Sie hatte, als ich 1985 nach Hause kam, gesagt, sie wisse, dass ich Affären haben würde, aber die solle ich »nicht mit nach Hause bringen«.

Das hieß, sie wollte nichts davon wissen. Aber obwohl es viele Gelegenheiten gab, hatte ich nur sehr selten nachgegeben. Ich besuchte viele Konferenzen und Treffen aus politischen Gründen, und ich dachte wie damals im Untergrund, ich wollte Politik nicht als Vorwand für ein Abenteuer benutzen. Normalerweise gab es auch gar keine Zeit dafür, und oft war ich auch einfach zu erschöpft, außer bei ein, zwei Ausnahmen ohne Folgen. Jetzt aber war es anders.

Edelgard nahm die Gründung einer deutschen Sektion von CH in Angriff. Über ihre alte Freundin Sabine Kebir, eine bekannte Brecht-Biografin, oder besser gesagt Autorin über die Frauen im Leben von Brecht, landete Edelgard bei Tina Jerman und ihrer Kollegin Dodo Schulz von Exile Kulturkoordination e.V. in Essen. Wir trafen uns in Düsseldorf und trotz der Sprachschwierigkeiten einigten wir uns, dass Exile das Büro von Community H.E.A.R.T. in Deutschland werden sollte und die Verwaltung übernehmen würde. Der neue Zweig wurde als gemeinnütziger

Verein eingetragen und der Steuerberater Hermann Hibbe erklärte sich bereit, in den Vorstand zu gehen und den Anmeldeprozess zu übernehmen. Tina Jerman wurde stellvertretende Vorsitzende und ich Vorsitzender.

Ich erweiterte schnell mein Deutsch durch Begriffe wie »Eingetragener Verein«, »Spenden sind steuerabzugsfähig«, »gemeinnütziger Verein«, »Überweisung« und all diese Sätze in Zusammenhang mit dem Spendensammeln. Exile organisierte Vortragsreisen für mich, auf denen ich für Community H.E.A.R.T. Deutschland warb. Meistens war ich bei Leuten untergebracht, die in der einen oder anderen Weise bei der Anti-Apartheid-Arbeit aktiv gewesen waren, häufig aus kirchlichen Gruppen, und ich reiste mit dem Zug durch ganz Deutschland.



Tina Jerman von EXILE-Kulturkoordination

### **Sarafina: Eine Reise nach Siegen, Deutschland**

Unvergesslich wird mir eine Aufführung am 22. Juni 1997 in Siegen, Nordrhein Westfalen, bleiben. Schülerinnen und Schüler des Evangelischen Gymnasiums Siegen-Weiden führten in der Stadthalle *Sarafina* auf, das Musical des südafrikanischen Schriftstellers und Komponisten Mbongeni Ngema. 800 Zuschauerinnen und Zuschauer erlebten wie ich hautnah die Gefühle südafrikanischer Schulkinder, die 1976 in Soweto gegen die Apartheid protestiert hatten. Das Musical erzählt die Geschichte von Sarafina, einem Mädchen, das zusammen mit seinen Mitschülern auf die Straße geht, als ihre Lehrerin verhaftet wird. Tausende Kinder protestieren gegen die Anordnung der Regierung, dass aller Unterricht ab sofort in der Sprache der Buren, in Afrikaans, stattzufinden habe. Ihr Protest endet im Kugelhagel. Bis zum Jahresende 1976 werden etwa tausend Demonstranten getötet. Das Stück kam zehn Jahre später zur Aufführung, als der Widerstand das ganze Land ergriffen hatte und das Regime darauf mit noch mehr Gewalt antwortete.

Es war für mich ein Wunder, dass diese in einem friedlichen Land lebenden jungen Deutschen sich in das Leben südafrikanischer Kinder einfühlen konnten, die in einer seit mehr als 50 Jahren von Gewalt geprägten Gesellschaft aufwuchsen. Diese bezaubernden, talentierten Menschen hatten tatsächlich die Ereignisse in ihrer Tiefe durchdrungen und zeigten eine inspirierende Vorstellung mit Tanz und Musik und lie-

ßen uns die Erfahrungen einer Generation miterleben, die unauslöschlich von der Zeit der Transformation Südafrikas geprägt war. Ich lachte und weinte über diese Darbietung, in der sich die Kinder mit viel Humor, Mut und Entschlossenheit für soziale Gerechtigkeit einsetzten. Ich freute mich an ihrer Musikalität, Spontaneität und Lebensfreude. Kultur kann wahrhaftig nationale Grenzen und Erfahrungen überschreiten.

Diese Aufführung hatte eine Vorgeschichte. Sie begann in Much, einer Kleinstadt, die wahrscheinlich auch viele Deutsche nicht kennen. Ich hatte an der Volkshochschule einen Vortrag gehalten und übernachtete in einem Motel nahe Much. Am nächsten Morgen standen der Musiklehrer, Herr Hillnhütter, und der Schüler Christian Krell vom Evangelischen Gymnasium an meinem Frühstückstisch, um mich wieder mit zurück nach Siegen zu nehmen, anderthalb Stunden Autofahrt entfernt. Ich sollte vor den Schülern sprechen, und die beiden versicherten mir, ich werde abends pünktlich für den nächsten Vortrag in Bonn sein. Das war ein harter Stundenplan!

Herr Hillnhütter erzählte von den Proben zu *Sarafina* und dass die beteiligten Musikklassen an genaueren Informationen über Südafrika interessiert wären und viele Fragen über die Motive der Schüler von Soweto hätten. Christian Krell hatte es auf Umwegen geschafft, mich in Much aufzutreiben. Er war aktiver Jungsozialist und was lag da näher, als an den »Lieben Genossen Rau«, den »Sehr geehrten Herrn Ministerpräsidenten« zu schreiben. Dieser gab die Anfrage tatsächlich an den Leiter der Staatskanzlei, Klaus Brückner, mit der Bitte weiter, den Siegener Schülern zu helfen. Herr Brückner wandte sich an die Beraterin für kulturelle Fragen der nordrhein-westfälischen Landesregierung, Tina Jerman, von Exile e.V. in Essen. Und zufällig war dies der Verein, der meine Lesereisen organisierte und mich ursprünglich Herrn Brückner vorgestellt hatte. So schloss sich der Kreis. Nun war ich also im Gymnasium und sollte den Schülern zwei Stunden zur Verfügung stehen. Christian Krell war meine deutsche Stimme und las aus Nelson Mandelas Autobiografie Passagen vor, aus denen hervorging, dass ich ein paar Schritte zusammen mit ihm auf dem »Langen Weg zur Freiheit« gegangen war. Ich gab ein paar Erklärungen ab und dann durften Fragen gestellt werden: Wie waren die Bedingungen in Südafrika und in den Gefängnissen dort? Wie konnte der Apartheidstaat Rassismus per Gesetz aufzwingen? Wie kam es dazu, dass Schulkinder eine so wichtige Rolle im Kampf gegen die Apartheid spielten? Warum habe ich als weißer Südafrikaner den Kampf für die Freiheit der Schwarzen aufgenommen?

Die letzte Frage unterstellte, dass zwischen Menschen verschiede-

ner Hautfarben grundsätzliche Unterschiede existieren. So hat die Geschichtsschreibung uns alle konditioniert. »Im Grunde genommen ist es doch so«, sagte ich, »wenn wir geboren werden, haben wir keinen Sinn für Hautfarben. Erst nach und nach wird uns beigebracht, diese wahrzunehmen und zu benennen. Und noch viel später lernen wir die soziale Konnotation von Hautfarben und übernehmen sie unbewusst.« Die Diskussion führte uns weiter zu Fragen der Moral des politischen Widerstandes gegen die Unterdrückung und zur Frage, ab welchem Punkt der bewaffnete Kampf gegen einen tyrannischen Staat gerechtfertigt sei. Darauf gibt es keine einfache Antwort. Das hängt von vielen Faktoren ab: Welche Art Tyrannei, wer macht die Gesetze, können diese Gesetze in einem politischen Prozess geändert werden, welche Gesetze sind gerecht und welche ungerecht?

Ich verbrachte einen wundervollen Morgen mit einer interessierten und intelligenten Gruppe junger Leute. Schließlich wurde ich zur Premiere beim Sommerfestival nach Siegen eingeladen. Erfreulicherweise war Herr Brückner als Vertreter von Ministerpräsident Johannes Rau dabei, der die Schirmherrschaft übernommen hatte. Und dann hatten sie noch beschlossen, Community H.E.A.R.T. einen Teil der Eintrittsgelder zu spenden. Ich gab die Versicherung, dass mit dem Geld mathematisches und naturwissenschaftliches Lernen südafrikanischer Schüler unterstützt werde, denen man so lange eine ordentliche Bildung vorenthalten hatte.

Seitdem habe ich immer wieder Siegen besucht und Vorträge gehalten. Ich habe viele Freunde gewonnen und fahre gerne in diese schöne, alte Stadt. Eine Gruppe aus Siegen hat mich auch in Kapstadt besucht und ich habe ihre Gastfreundschaft erwidert und ihnen Kapstadt und die Umgebung gezeigt.

Edelgard war auf diesen Reisen zunächst meine Übersetzerin. Als sie aber meine Reden zu stark mit eigenen Erklärungen ergänzte, sagte ich ihr zum Schluss, sie könne nicht mehr meine Übersetzerin sein. Das hätte fast zum Ende unserer Beziehung geführt, aber wir haben den Streit überstanden. Die Schnellzüge, die mich von überall zu ihr nach Düsseldorf brachten, um die Nacht mit ihr zu verbringen, sind ungezählt.



Bei einem Besuch in Hamburg 1989

Wieder lebte ich im Schnellgang, eilte von Ort zu Ort und fühlte mich wieder jung und enthusiastisch.

Die Freundschaften mit Tina und Dodo wuchsen beständig und sie wurden mir sehr liebe Freundinnen. Besonders Tina hat mir zu unzähligen Kontakten mit leitenden Personen in Organisationen, Schulen und staatlichen Stellen verholfen. Reinhard Stolle vom Aktionszentrum 3. Welt in Osnabrück hat mich in Niedersachsen sehr unterstützt. Wolfgang Ebert von »Arbeit und Leben« in Wuppertal war ein wunderbarer Förderer. Viele Male habe ich bei ihm und seiner Familie übernachtet und wir sind gute Freunde geworden.

Esmé hatte 1996 ihren Bruder in Südafrika besucht und auf dem Rückflug musste das Flugzeug in Nairobi wegen einer Reparatur zwischenlanden. Die Fluggäste wurden in ein Hotel gebracht und dort gab es frische Mangos zum Frühstück. Durch den Genuss dieser Früchte hatte sich Esmé eine akute Diarrhö eingefangen. Sie hatte einen schrecklichen Weiterflug und ich holte sie am Flughafen ab. Die Ärzte hatten sie rehydriert, stabilisiert und empfahlen dringend einen Aufenthalt im Krankenhaus. Esmé weigerte sich, in das Hospital für Tropenkrankheiten in London zu gehen, obwohl man sie dort am kompetentesten behandelt hätte. Ich konnte sie nicht vom Gegenteil überzeugen. Es dauerte Jahre, bis sie wieder völlig gesund war.

Esmé war ein Cricket-Fan. 1997 flog sie mit britischen Fans in die Karibik, um die britische Mannschaft bei den Wettkämpfen anzufeuern. Vielleicht hätte ich sie begleiten sollen, aber ich war kein Cricket-Freund und eine solche Tour war nicht meine Art Ferien. Sie bekam wieder einen Erschöpfungsanfall, dehydrierte und wurde krank. Das führte dazu, dass ihr Herz plötzlich schnell, wild und unregelmäßig schlug. Meine Tochter flog in die Karibik, um sie nach Hause zu holen, und Esmé regte sich auf, dass nicht ich gekommen war. Aber Hilly hatte die Reise unternehmen wollen und wir beide hatten in der Vergangenheit zu viele Meinungsverschiedenheiten gehabt, als dass ich sie davon hätte abhalten wollen. Vielleicht war es auch ein Zeichen für die wachsende Entfremdung zwischen Ez und mir. Esmé traf sich oft mit Hilly und sie telefonierten fünfmal am Tag miteinander. Ich fühlte mich ausgeschlossen und reif für eine Affäre.

Ich brauchte die intellektuelle Anregung durch Edelgard genauso wie unsere romantische Liebe, die wir genossen. Im wirklichen Leben stößt dies häufig auf Unverständnis. Wenn wir dagegen solche Geschichten im Kino sehen, mit Ingrid Bergmann oder Marlene Dietrich als »Dritte im Spiel«, holen wir die Taschentücher hervor und weinen über die Kom-

plexität des Lebens. Das Gefühl, der »geflügelte Streitwagen der Zeit« galoppiere in meinem Rücken, machte mich hungrig auf Neues und Aufregendes. Ich wusste nicht, wie das enden würde, aber diesmal griff ich nach der lebensbejahenden Beziehung, die zwischen Edelgard und mir entstanden war.

Dann wurde Esmé im Jahre 2000 wieder krank, im tiefsten, kältesten Winter seit 20 Jahren. Ich betrat gerade einen Hörsaal in Köln, als David mich anrief: Ez sei zu einer Notoperation am Darm ins Krankenhaus eingeliefert worden. Der Arzt wollte meine Zustimmung zur Operation haben. Er sagte, ohne die OP werde Esmé in ein paar Stunden sterben und es gebe eine 50-prozentige Chance für einen Erfolg. Ich realisierte, dass das auch ein 50-prozentiges Scheitern bedeutete. Ich hatte keine Wahl und stimmte zu. Ich flog auf dem schnellsten Weg nach London zurück und war an Esmés Bett, bevor sie aus der Narkose erwachte. Es ging ihr den Umständen entsprechend gut. Aber nach ein paar Tagen zeigten die Überwachungsmonitore, dass etwas nicht stimmte. Sie war dem Ende nahe und lag tagelang in einem Halbkoma. Als ihre Enkelin Jane zu Besuch kam, erholte sie sich kurz. Ez war fröhlich und spaßig aufgelegt. Jane legte ihren Kopf auf den Leib der Großmutter und zeigte ihre kindliche Liebe. Ich sagte meiner Frau, es sei schön, sie wieder bei mir zu haben. Sie antwortete, sie sei zurückgekehrt, weil sie gemerkt habe, dass es so vieles gebe, wofür es sich zu leben lohne.

Ich hatte vorsichtig Hoffnung geschöpft. Tagelang hatte ich an ihrem Bett gesessen und mich auf den Abschied vorbereitet. Der Arzt hatte gesagt, trotz der gelungenen OP sei ihr Überleben nicht gesichert. Die kurze Erholung verflog. Wie sie um ihr Leben kämpfte! Und so ging eine 46 Jahre lange Gemeinschaft in Liebe und Beistand zu Ende, die lange Trennungen überstanden hatte. Sie hatte mit mir gearbeitet und mich in einem Leben unterstützt, das besessen davon war, unser Land zu einer würdevollen Heimat für alle dort lebenden Menschen zu machen. Als man sie einmal fragte, wie sie es fertig bringe, mit so einem Mann so lange verheiratet zu sein, antwortete sie mit ihrem typischen scharfen Humor: »Ganz einfach: Schick ihn 22 Jahre ins Gefängnis!«

Hilly, David und ich waren bei ihr, als sie starb. Wir hielten uns alle bei den Händen und versuchten, ihren Lebenswillen zu stärken. Als ich David von ihr wegzog, sprach er aus, was wir alle dachten: »Wir wissen alle, dass wir Dinge getan haben, die sie verletzt haben. Aber das ist es nicht. Es sind die vielen Dinge, die ich für sie hätte tun sollen und die ich nicht getan habe.« Das machte ihn und uns traurig. Ich bat eine sehr nahe und erfahrene Freundin, die Beerdigung im Gebäude des Kremato-

toriums zu organisieren. Sie sagte, die Kapelle dort sei viel zu klein für alle, die kommen wollten, und sie besorgte Bildschirme, die sie draußen auf einer geschützten Veranda aufstellen ließ. Sie hatte recht, es kamen über 400 Menschen, um von Esmé Abschied zu nehmen. Viele Comrades, viele britische Freunde und Patienten, die sie in den 37 Jahren behandelt hatte; junge Leute aus Australien und anderswo, die bei ihr gewohnt hatten; Freunde von Hilly und David und viele meiner Comrades aus ganz Britannien. Wir hatten 1954 in Kapstadt im Standesamt ohne religiöse Zeremonie geheiratet. Wir hatten beide unsere Meinung darüber nie geändert. Brian Filling, ein schottischer Genosse, hielt eine Rede über Esmés Leben, und es blieb Zeit für jeden, seine Trauer auf seine Weise auszudrücken, denn wir waren gegenüber allen Religionen tolerant, es sei denn, sie wollten uns ihren Glauben aufzwingen. Der einfache Sarg war mit Blumen von Hilly und David geschmückt und mit einer einzelnen Rose von mir, die für die Rose in Saint-Exupéry's *Kleinen Prinzen* stand. Der Dichter sagte dort, er habe für sie gesorgt und sie beschützt und sei darum ein Leben lang an sie gebunden.

Wenn ich aus einer Distanz von mehr als 20 Jahren zurückschaue, erkenne ich, dass ich mich 1985, nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis, genauso verhalten habe wie 1954, als ich nach unserer Heirat politisch aktiv wurde. Die Zeit in den 80er Jahren war sehr intensiv und ich unterlag vielleicht dem zwanghaften Bedürfnis, zu beweisen, dass meine Freilassung mit der Verpflichtung verknüpft war, weiter gegen das Apartheidsystem zu kämpfen, das meine Comrades immer noch eingesperrt hatte. Ich war selten zu Hause gewesen und hatte an wenig mehr denken können als an Solidaritätskampagnen und an die Politik im ANC-Büro London.

Heute muss ich anerkennen, dass ich die Unterstützung, das Verständnis und die Sorge Esmés gebraucht habe, weil ich ohne diesen Rückhalt nicht hätte leisten können, was ich geleistet habe. Wenn sie das jetzt lesen könnte, würde sie bloß mit den Schultern zucken und einen Witz machen. Einmal hat man sie gefragt, ob sie nicht mit einem Ghostwriter ihre Autobiografie schreiben wolle, und sie hat geantwortet, den Arbeitstitel wisse sie schon: »Er ist schon wieder abgehauen.« Mein Beitrag zum Kampf ist in einem sehr realen Sinne auch der ihre gewesen.

Seit sie im Jahr 2000 gestorben ist, habe ich geliebt und bin geliebt worden, aber was hatten wir beide für ein turbulentes Leben geführt, zusammen und getrennt, 46 Jahre lang. Ich wache manchmal auf, denke über sie nach, fühle mit ihr, strecke meine Hand aus und finde ihren Platz leer vor, obwohl es seitdem andere Frauen gab. Jede hatte ihren

Platz in meinem Leben und jede war besonders. Ich kann mich glücklich schätzen.

Nach Esmés Tod arbeitete ich bis zur Erschöpfung im Haus und versuchte, die seit Wochen liegen gebliebene Arbeit aufzuholen. Das half mir, die Trauer zu ertragen. Ohne Esmé war es sehr einsam. Aber ich muss auch einräumen, dass ihr Tod meinen inneren Konflikt über meine Beziehung zu zwei Frauen löste. Nach einer gewissen Zeit kam Edelgard, wohnte bei mir, packte mit an und half mir bei allem. Die hohen Immobilienpreise legten nahe, das Haus zu verkaufen, da ich nach 22 Jahren Gefängnis und neun Jahren Arbeit beim ANC für einen Lohn, der weit unter dem einer Putzfrau oder eines Straßenkehrers gelegen hatte, keine nennenswerte Rente bekam.

Dann reiste Edelgard zur Wahlberichterstattung nach Simbabwe. Eigentlich sollte sie nach ein paar Wochen zurückkommen, aber sie kam nicht, und ich dachte, sie kehrt nicht mehr zurück. Ich erlebte einen zweiten Verlust, bis sie nach einigen Monaten dann doch wieder erschien, nachdem die verlegten Wahlen endlich stattgefunden hatten. Nach einigem Hin und Her verkaufte ich Esmés Haus an ein sehr nettes Paar, die noch einiges auf den Kaufpreis drauflegten, weil sie mir helfen wollten. Sie hatten im Internet über mein Leben gelesen. Ich war von so viel Großzügigkeit überwältigt und dankbar, dass ich mit dem Geld eine Wohnung kaufen konnte, die ich eigenhändig renovierte. Edelgard richtete sie ein und machte sie zu etwas ganz Besonderem. So konnte auch sie sich dort zu Hause fühlen.

Wenig später bekam sie den Auftrag, Ronnie Kasrils Autobiografie unter dem Titel *Steckbrieflich gesucht. Undercover gegen Apartheid* ins Deutsche zu übersetzen. Wir richteten ihr einen Arbeitsplatz ein, und es war interessant, mit ihr zu arbeiten, weil mein Deutsch mit der Zeit viel besser geworden war. Ich konnte sehen, wo sie die Bedeutung des Originaltextes nicht ganz erfasst hatte. Das lag auch an meinen vielen Vorträgen in Deutschland. Inzwischen wusste ich ungefähr, wie die Übersetzung meines Textes lauten musste, und wenn zum Beispiel eine Verneinung in der Übersetzung ausgelassen wurde, konnte ich diese Unterlassung sehr wohl verstehen. Edelgard übersetzte auch Tim Jenkins Buch *Escape from Pretoria*. Die Verleger baten mich, für das Buch ein Nachwort zu schreiben. Es bildet die Vorlage für das Kapitel »Präzision war das Geheimnis« in diesem Buch.

Edelgard sprach absichtlich Deutsch mit mir und lachte, wenn ich Bekannten erzählte, dass ich Deutsch aus Gründen der Selbstverteidigung gelernt hätte. Wenn meine Frau mich rausschmiss, wüsste ich zumindest,

was ich angestellt hätte. Am schönsten war es, wenn ich frühmorgens aufwachte, weil ich nicht mehr schlafen konnte. Ich stieß sie vorsichtig an, sie war sofort wach und wir unterhielten uns auf Deutsch, bis wir wieder einschliefen. Ich träumte in Deutsch und wachte auf, wenn ich das richtige Wort nicht finden konnte. Einmal habe ich sie gefragt: »Edel, wie würdest du übersetzen: *Little white horses that one sees on the crests of waves?*« Sie musste lange nachdenken, denn sie kam aus den Thüringer Bergen. Schließlich sagte sie: »Wellenreiter.« Eine solche Frage führte immer zu einem Gespräch über Literatur oder Ökonomie oder Philosophie und so lernte ich die Sprache aus dem »Volksmund«.

Die kalten Winter in London lähmten mich und ich begann, mit einem Stock zu gehen. Edelgard machte sich große Sorgen um meine Gesundheit. Ich litt an Atemnot und hatte dunkle Ringe unter den Augen. Es fiel mir schwer, pünktlich aufzustehen, und ich ging zu unmöglichen Zeiten mit einer langen To-do-Liste in mein Büro, nur um es nach kurzer Zeit wieder zu verlassen, weil ich mich nicht konzentrieren konnte. Ich litt am Burn-out-Syndrom. Edelgard schlug vor, nach Südafrika umzuziehen. Wir sollten versuchen, dort zu leben, und wenn das nicht klappte, könnten wir immer noch nach Britannien oder Deutschland zu-



Meine Hochzeit mit Edelgard am 12. April 2002

rückkehren. Nach all den Jahren politischer Aktivität hatten wir kaum Rücklagen und meine Rente als Freiheitskämpfer war erbärmlich. London war zu teuer für uns. Wenn wir beide zusammenlegten, könnten wir in Südafrika leben.

Am Ende gab ich bei Community H.E.A.R.T. bekannt, dass ich mit der Arbeit aufhören müsse, weil ich dabei sei, meine Rückkehr nach Südafrika vorzubereiten. Die Mitarbeiter waren nicht überrascht. Sie hätten mir schon vor einem Jahr empfehlen wollen, aufzuhören, sagten sie, hätten aber meine Gefühle nicht verletzen wollen. Die Aktivistin Isobel McVicar wurde meine Nachfolgerin. Isobel war zweimal in Südafrika gewesen und wollte gerne helfen. Und weil sie mit einem Gewerkschaftsfunktionär verheiratet war, erhielten wir in seiner Region, Manchester, Räume und Ausstattung. Ihr Beistand war unschätzbar.

Es war nicht einfach für mich, die Arbeit abzugeben, weil CH Teil meines Lebens geworden war. Aber als die Entscheidung einmal gefällt war, hatte sich eine große, drohende Wolke über mir verzogen, und es war ein neuer Anfang in Sicht. Ronnie Kasrils, der Minister für Wasser und Forstwirtschaft, hatte mich bei der Gründungsveranstaltung des Liliesleaf-Museums gefragt, ob ich sein Berater werden wollte. Ich nahm das Angebot an.

Beim südafrikanischen Konsulat erfuhren wir, dass wir eine Unsumme für die Aufenthaltserlaubnis von Edelgard hinterlegen müssten, es sei denn, wir würden vor der Abfahrt heiraten.

Also haben wir im Standesamt von London geheiratet. Dann folgten jede Menge Abschiedspartys in verschiedenen Städten des Landes, weil ich nach 18 Jahren »nach Hause« fuhr. Ich weiß nicht, wann ein Exilierter aufhört, exiliert zu sein. Aber ich fühlte, dass ich ein Zuhause in Großbritannien verließ, wo wir so viele Freunde gewonnen hatten. Obwohl ich sehr neugierig auf unseren Neuanfang in Südafrika war, empfand ich einen großen Verlust. Ende August 2002 verließen wir Großbritannien.

## Back home

### Neues Leben in Südafrika 2002–2009

Die Rückkehr nach Südafrika verlief relativ leicht, auch weil ich eine Arbeit gefunden hatte. Das Ministerium für Wasser und Forstwirtschaft hatte seinen Sitz in Pretoria. Wir wohnten zunächst in einer Wohnung und konnten uns dann ein Haus kaufen, weil das englische Pfund – und damit auch unsere Ersparnisse – einen sehr hohen Kurs gegenüber dem



Ronnie Kasrils war Minister für Wasserangelegenheiten und Forstwirtschaft

südafrikanischen Rand hatte. Es war aufregend, wieder in Südafrika zu sein, obwohl ich Pretoria nur aus meiner Gefängniszeit kannte. Aber wir mochten beide die Stadt. Der Himmel war so hoch! Ganz anders als in London, wo er einem immer auf den Kopf drückte. Andererseits war es auch nicht so einfach, mich dort einzufinden und die neue Arbeit in den Griff zu bekommen. Ronnie achtete sehr darauf, dass meine Einstellung nicht wie Vetternwirtschaft zwischen alten Comrades wirkte und dass meine Qualifikationen gut zum Posten eines Spezialberaters des Ministers passten.

Es war ein Fachministerium und ich war ausgebildeter Bauingenieur.

Meinem Verständnis nach waren die Aufgaben des Ministeriums, die Bevölkerung mit Wasseranschlüssen und Toiletten zu versorgen, alle vorhandenen Wasserressourcen zu bewahren und weiterzuentwickeln sowie die Wälder zu bewirtschaften. Damit hätten Arbeitsplätze geschaffen und eine wirtschaftliche Entwicklung in Gang gesetzt werden können. Tatsächlich beschäftigten sich viele mit den Fragen der sanitären Anlagen, aber kaum jemand befasste sich mit der Förderung von Kleinbauern in der Holzwirtschaft. Die staatlichen Forste waren in alarmierendem Ausmaß heruntergekommen.

Innerhalb eines Monats entwarf ich einen auf zehn Jahre angelegten Entwicklungsplan, der die wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem Land in der Provinz Ostkap grundlegend verändern sollte. Das Projekt bezog auch die Nachbarprovinz KwaZulu Natal ein. Ich machte dann die betrübliche Erfahrung, wie Beamte die Entwicklung blockieren können, indem sie ein solches Papier in immer neuen Runden zur Beratung herumschicken und ein Vermögen für externe Berater ausgeben, die bereits unter der Apartheidregierung im Amt gewesen waren. Sie brauchten allein zwei Jahre, um die Aufgabenstellung für eine Umweltverträglichkeitsprüfung in einer bestimmten Region zu formulieren. Zunächst war das in KwaZulu Natal nicht anders, aber dann wurde die Sache vom damals zuständigen Minister forciert. Er litt genauso wie ich darunter, dass die Beamten stur daran festhielten, die Armen sollten nicht Bäume, sondern Nahrungsmittel zur Selbstversorgung anpflanzen. Diese Staatsdiener hatten kein Interesse daran, die Armen an der formellen Wirtschaft teil-

nehmen zu lassen. Sie hatten die Bevölkerung vor Ort gar nicht gefragt, warum diese keine Feldfrüchte anbaute, sonst hätten sie deren Gründe erfahren: Die Niederschläge waren unvorhersehbar, die Kleinbauern hatten keinen Dünger und kein Werkzeug, es fehlten die Märkte für ihre Überschüsse, und es war für sie viel günstiger, im Supermarkt einzukaufen.

In der kurzen Zeit eines Jahres wurde ein Modell ländlicher Entwicklungsplanung entworfen. Karten zeigten, wo welches Land für welchen Zweck nutzbar war, sodass die Umweltverträglichkeit vorab geprüft werden konnte. Außerdem listete das Modell die Arbeiten für jedes Projekt detailliert auf und wie es je nach den Gegebenheiten schnell umgesetzt werden konnte.

Es machte mich verrückt, dass wirtschaftliche Entwicklung verhindert wurde und zwar durch die fehlende Entschlossenheit der Ministeriumsspitze. Dadurch entstand eine Machtücke, die den Ministerialdirektoren der Abteilungen Raum für Kompetenzstreitigkeiten ließ, anstatt sie mit klaren Zielen voranzutreiben. Die Minister hatten Angst vor öffentlicher Kritik und wollten absolut perfekte Projekte vorlegen, aber als Ingenieur weiß ich, dass es absolute Perfektion nicht gibt, es gibt nur gute oder schlechte Projekte. Ingenieure lernen ein für den Fortgang der Arbeit sehr wichtiges Prinzip: Es gibt einen Punkt, an dem die Planungsarbeit beendet und der Plan in die Wirklichkeit umgesetzt werden muss. Schwächen werden nachträglich verbessert. Und mehr noch, die Durchführung größerer Vorhaben schafft unvermeidbar neue Bedingungen, die wieder neu bedacht und angepasst werden müssen.

Selbst auf einem ANC-Wirtschaftsforum wurde mir geraten, diese Themen nicht anzusprechen. Es war also unangebracht, solche fundamentalen Fragen auf einem internen Forum der regierenden Partei aufzuwerfen? Wo sonst sollte man das dann tun? Man bat mich, ein Papier zu schreiben, aber es wurde nicht in Umlauf gebracht. Ich bin sicher, es wurde einfach ignoriert. Ich hätte nicht überrascht sein sollen, denn ich kritisierte ja genau diese Minister und Top-Beamten, die keine Entscheidungen fällten.

Außerdem existierte eine Art Bonus-Kultur. Spitzenbeamte erhielten Sonderzulagen für »außergewöhnliche Leistungen«. Aber sie kassierten diese Prämien jedes Jahr und darum mussten sie gar keine außerordentlichen Leistungen erbringen. Meinem Empfinden nach war es völlig falsch, dass das Jahreseinkommen dieser Leute das eines Beamten vor Ort so weit übertraf. Allein die Gratifikationen waren manchmal so hoch wie das Jahreseinkommen eines Arbeiters in der unteren Lohnklasse. Unser

revolutionärer Elan hat nicht sehr lange angehalten. Die Bonus-Kultur hat einen ausgesprochen negativen Effekt. Die Bürokratie ergreift nur unwillig die Initiative und sträubt sich, neue Lösungen für die massiven, von der Apartheid hinterlassenen Probleme bei der Versorgung der Bevölkerung zu finden. Neue Ideen könnten womöglich zum Verlust des Bonus führen, wenn sie nicht perfekt funktionierten. Darum ist es sicherer, erst gar nichts zu tun.

Unser Ministerium war für Wasseranschlüsse und Toiletten zuständig und kontrollierte die neuen städtischen und ländlichen Kommunen, die im Jahr 2000 als Verwaltungsstruktur etabliert worden waren. Die nationale Regierung wollte den Kommunen unbedingt alle Zuständigkeiten an einem bestimmten Tag mit einem Federstrich übergeben. Das war ein schwerer Fehler, denn diese Einheiten hatten weder die finanziellen Mittel noch das Personal, um die neuen verfassungsmäßigen Aufgaben zu erfüllen. Meiner Meinung nach war dieses Vorgehen nicht einmal verfassungsgemäß, weil die Verfassung ausdrücklich sagt, die Kompetenzen sollten nur dann übergeben werden, wenn eine Kommune finanziell und personell zu ihrer Wahrnehmung in der Lage sei. Ich schrieb

dazu ein detailliertes Papier und hoffte, alle Ebenen der Regierung würden es diskutieren. Aber leider hatten meine Überlegungen wenig Einfluss auf eingefahrene Denkweisen. Heute sehen wir in vielen Gemeinden die Konsequenzen. Sie sind unfähig, ihre Entwicklungsfunktion wahrzunehmen. Schlimmer noch, die wichtigsten Abteilungen der Zentralregierung haben ihr ausgebildetes und erfahrenes Personal verloren, das Experten für die Kommunen hätte stellen können. Die Spitzenleute sind pensioniert oder in den Privatsektor abgewandert. Die Idee strenger Kontrolle durch die Zentrale und des Einsatzes von Experten-»Stoßtrupps« habe ich teilweise bei meinen Studien über die Entwicklungsinstitutionen in Malaysia 1991 gelernt. Ich habe meine Befunde damals an Nelson Mandela und Thabo Mbeki geschickt, aber erst jetzt, 18 Jahre später, hat die Regierung zentrale Planungsministerien gebildet.

Als Berater im Ministerium hatte ich die Gelegenheit, als *trouble shooter* weite Teile des Landes zu sehen und konnte das Ausmaß unserer Probleme



2003 erhielten politische Gefangene nachträglich akademische Grade

me immer besser einschätzen. Ich war aber auch entsetzt, wie negativ das von uns Erreichte in Südafrika und im Ausland bewertet wurde. Wir haben zwei Millionen Häuser gebaut, kleine zwar, und immer noch braucht die Bevölkerung neue Häuser. Die Leute aber sagen, es wäre nichts getan worden. Das Gleiche gilt für die Wasserversorgung und sanitären Anlagen – Millionen wurden damit versorgt, aber einige wenige Millionen warten noch auf diese Dienste und sagen, es wurde nichts getan. Unsere Krankenhäuser sind überfüllt und manche in keinem guten Zustand, weil dort mehr Patienten behandelt werden, als vorgesehen war. Die Krankenhäuser scheitern sozusagen an ihrem Erfolg, weil sie Millionen Menschen versorgen, denen vorher keine Behandlung zuteil wurde, weil sie ihrer laut Apartheid nicht würdig waren.

Nach zwei Jahren wechselte Ronnie Kasrils in ein anderes Ministerium, aber seine Nachfolgerin, Buyelwa Sonjica, übernahm mich als Berater. Als sie dann zwei Jahre später ebenfalls wechselte, war ich ein wenig enttäuscht, als ich in Pension geschickt wurde. Mittlerweile waren Edelgard und ich nach Kapstadt umgezogen. Edelgard war an Krebs erkrankt und ich wollte bei ihr sein. Sie hatte mehrere Operationen hinter sich und ich pöppelte sie nach zwei Runden Chemotherapie wieder auf. Sie wog weniger als 50 Kilogramm. 2006 begann sie mit einer dritten Chemo, aber ohne große Hoffnung auf Erfolg.

Eine neue Aufgabe lenkte mich ein wenig von ihrer Krankheit ab. Professor Barney Pityana, der von 1995 bis 2001 Vorsitzender der südafrikanischen Kommission für Menschenrechte gewesen war und jetzt den Posten des Vizekanzlers der Fern-Universität von Südafrika in Pretoria bekleidete, wollte für die Frauen und Männer, die in den Gefängnissen oder in der Verbannung einen Studienabschluss gemacht hatten, nachträglich eine würdevolle Abschlussfeier organisieren. Ich half dem Professor, diese Leute zu finden. Es war eine schöne Zeremonie, in deren Rahmen auch mir nachträglich drei akademische Grade verliehen wurden. Wenig später durfte ich einen Vortrag an der Universität halten, den ich »Meine Universitäten« nannte. So wichtig meine Abschlüsse an der Universität von Kapstadt und bei Unisa waren, sagte ich, so hätte ich doch noch einen weiteren, den PG, *Prison Graduate*, den Gefängnis-Magister gemacht und das sei vielleicht der wichtigste, weil er mich so viel über das Leben, über Ausdauer und Prinzipienfestigkeit gelehrt habe. Der Abschluss sei ein Privileg, von dem ich hoffe, dass andere es vermeiden könnten.

Ich unternahm auch weiterhin Auslandsreisen und die Rolle von Kunst und Kultur wurden immer bedeutsamer für mich. Über Tina Jerman in

Deutschland wurde ich zu Konferenzen und Seminaren eingeladen und sprach über Wandmalerei, Kunst in internationalen Beziehungen und ihre Bedeutung für die historisch vernachlässigten Bevölkerungsgruppen. Mir ging immer das Gedicht von Brecht durch den Kopf, der sagte, während des Kampfes sei keine Zeit für Kunst und Schönheit. Ich kann aber sagen, dass wir Künstler und Musiker stets mit einbezogen, um die Menschen für den Kampf zu begeistern.

Im Laufe der Jahre habe ich viele Lese- und Vortragsreisen durch Deutschland gemacht und bin kreuz und quer durchs Land gereist. Ich bin ein ums andere Mal wieder zurückgekommen, und das nicht nur wegen eures typischen Abendessens mit wunderbarem Brot, Käse und Aufschnitt, sondern weil ich wieder eingeladen wurde, um vor neuen jungen Leuten zu sprechen, die vielleicht bald als Staatsbürger zur Wahl gehen würden. Ich wollte, dass meine Zuhörer und Zuhörerinnen an die Idee der Menschenwürde glaubten und daran, dass sich Demokratie am besten bewahren lässt, wenn man die allen Menschen zustehenden Rechte nutzt.

Immer wieder wurde ich nach Osnabrück eingeladen, wo das Aktionszentrum Dritte Welt mit seinem Leiter Reinhard Stolle wichtige Arbeit leistet. Osnabrück ist eine der beiden Städte, in denen der Friedensvertrag nach dem Dreißigjährigen Krieg unterzeichnet wurde. Die Stadt nimmt ihr Vermächtnis als Stadt des Friedens ernst. Sie hat beeindruckende Museen, Galerien und Denkmäler, die derer gedenken, die den Nazi-Terror erlitten haben. So erinnert das Erich-Maria-Remarque-Friedenszentrum an Leben und Werk des großen Schriftstellers und seine antifaschistischen Überzeugungen. Das Felix-Nussbaum-Haus ist dem berühmten Maler gewidmet, der 1944 in Auschwitz ermordet wurde. In Osnabrück finden sich Mahnmale für die Opfer des Nationalsozialismus: Juden, Sinti und Roma, Kommunisten, Homosexuelle. Überdies bemühen sich die Stadt und das Bundesland Niedersachsen, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu fördern. Das ist eine Stadt, wie ich sie mag. Ich kehre gerne dorthin zurück. In meiner Rede zur Eröffnung des Afrika-Kultur-Festivals in Osnabrück am 17. Juni 2007 führte ich u.a. aus: »Gestern war der 16. Juni. An diesem Tag gedenken wir in Südafrika des Mutes unserer jungen Leute, die 1976 friedlich gegen den Rassismus der Apartheid protestierten und dafür erschossen wurden. Mehr als 600 wurden an diesem Tag von dem rassistischen Regime getötet und noch viel mehr verwundet. Ihr Aufstand gegen die Apartheid verbreitete sich überall im Land und wir älteren Veteranen sagten: ›Brüllt, junge Löwen, brüllt!‹ [...]

Nelson Mandela schreibt in seiner Autobiographie *Der lange Weg zur Freiheit*, während seiner 27 Jahre im Gefängnis habe er erkannt, was auch mir in meinen 22 Jahren im Gefängnis bewusst wurde: Wahre Freiheit befreit sowohl die Unterdrückten als auch die Unterdrücker. Beide müssen ihre menschliche Würde wieder gewinnen. Mandela sagt: Um frei zu sein, genügt es nicht, seine Ketten abzuschütteln. Man muss so leben, dass man auch die Freiheit anderer respektiert und fördert.

Ohne diesen gegenseitigen Respekt für die Würde anderer werden wir das Ziel verfehlen, ein Land, einen Kontinent, eine Welt mit gleichen Chancen für alle in einer nicht-rassistischen und nicht-sexistischen Gesellschaft aufzubauen. Bitte beachten Sie, dass das Schlüsselwort bei alledem die MENSCHENWÜRDE ist. [...]

Wirklich bemerkenswert an diesem Festival ist der Respekt gegenüber verschiedenen Kulturen Afrikas. Indem wir diese Kulturen würdigen und Künstler aus verschiedenen Teilen Afrikas zusammenbringen, respektieren und fördern wir ihre Freiheit als Menschen. Wir achten ihre Menschenwürde!

Picasso entwickelte neue Formen der Kunst auf der Basis der alten Kunst Westafrikas und veränderte damit für immer die europäische Kunst. Jahrzehnte später nutzte Paul Simon die Musik von Ladysmith Black Mambazo, um seine eigene Musik zu erneuern. Ich denke an Fela Kuti aus Nigeria und die Kirchenchöre in ehemaligen Belgisch-Kongo, die die bewegenden liturgischen Gesänge der *Missa Luba* inspiriert haben. Ich denke an die Sklaven, die auf halber Strecke zwischen Afrika und Amerika umkamen und an all die Schmerzen und erlittenen Demütigungen, die den Blues, den Jazz und die Gospel-Musik hervorgebracht haben. Bedenken Sie bitte, wie stark afrikanische Kultur die Musik rund um die Welt beeinflusst hat.

Ich komme zurück zu meiner Ausgangsbemerkung über die Freiheit. Zur Menschenwürde gehört, sich selbst ernähren zu können und nicht so ausgebeutet zu werden, dass man nicht überleben kann. Tote haben keine Kultur, und Menschen, die hungersschwach und anfällig für Krankheiten sind, haben nicht die Kraft, Kultur zu schaffen. Europa muss eine führende Rolle bei der Abschaffung der Agrarsubventionen übernehmen, weil dadurch die Überlebenschancen von Menschen in Afrika zerstört und ihnen ihre Menschenwürde geraubt wird.«

Edelgard hatte auch das Buch von Joel Joffe, einem unserer Anwälte, übersetzt: *Der Staat gegen Mandela. Die Jahre des Kampfes und der Rivonia-Prozess*. Arndt Hopfmann, ein Kollege und deutscher Afrikanist, war zu der Zeit Vertreter der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Johannesburg

und veranlasste die Stiftung, bei der Veröffentlichung zu helfen, und trug selbst erheblich zum Gelingen bei. Edelgard wollte das Buch unbedingt bei der ersten Kapstädter Buchmesse im Jahr 2006 vorstellen und reiste nach Deutschland. Sie kam mit sechs Exemplaren genau zum richtigen Zeitpunkt nach Kapstadt zurück. Jetzt waren unsere Rollen umgekehrt. Sie las in Deutsch vor und ich war ihr Übersetzer ins Englische. Wenig später brachte Joel eine neue englische Fassung heraus und nutzte Edelgards Titel und große Teile ihres Epilogs für das Buch.

Nach ihrer Rückkehr aus Deutschland stellte man einen neuen Krebs in der Brust fest, der entfernt wurde. Sie erholte sich von der Operation, aber die Chemotherapie hatte keinen Einfluss auf den ursprünglichen Krebs. Die Chemo machte sie sehr krank und schien nicht einmal ihr Leben zu verlängern. Zusammen mit ihrem Krebspezialisten traf sie die sehr schwere Entscheidung, die Behandlung aufzugeben, in dem Bewusstsein, nicht mehr lange zu leben. Eines Morgens fand ich sie wie ein zerknautschtes Häuflein Elend in ihrem Bett. Ich musste sie in mein Auto halb tragen und halb ziehen und brachte sie schnell ins Krankenhaus. Dort kümmerten sich die Krankenschwestern rührend um sie. In wenigen Minuten war sie rehydriert. Edelgard zog das durch, aber der Krebs zermürbte sie. Schließlich habe ich sie zu Hause gepflegt. Ich wechselte die Infusionen und tat alles für sie. Einige Wochen vor dem Ende im Dezember 2006 war ihr Zustand so kritisch und meine Erschöpfung so groß, dass ich sie wieder ins Krankenhaus brachte.

Einmal rief das Krankenhaus an: Meine Edel – so nannte ich sie manchmal – sei sehr schwach und ich solle so schnell wie möglich kommen. Wie so oft raste ich 20 Kilometer über die windige Straße von Hout Bay zum Krankenhaus, die Edelgards Lieblingsweg gewesen war. Als ich ankam, lag sie in einem diabetischen Koma. Der Tropf funktionierte nicht. Bald würde sie für immer von allen Schmerzen frei sein. Aber was wäre, wenn ein Arzt sie zu spät aus dem Koma herausholte, sodass ihr Hirn geschädigt wäre? Dann läge sie hilflos da und das hätte sie gehasst. Ich rief eine Krankenschwester. Die setzte den Tropf wieder in Gang und Edelgard öffnete die Augen, so als habe sie nur ein Nickerchen gemacht. Im Laufe der nächsten Woche ging es ihr immer schlechter; sie wurde immer schwächer und konnte nur noch flüstern. Während dieser letzten Tage haben wir über vieles gesprochen, und sie meinte, es tue ihr so leid, dass sie mich nicht bis in den Tod umsorgen könne. Das hätte sie gerne getan, denn unsere gemeinsame Zeit seien die schönsten Jahre ihres Lebens gewesen. Ich weinte, weil ich nichts anderes tun konnte. Als wir einander trafen, hatte ich gehofft, wir könnten eine schöne, freundschaftli-

che Beziehung führen. Aber ich hatte viel mehr als Freundschaft mit ihr erlebt: großes Glück.

Zum Beispiel war ich eines Morgens, nachdem wir schon eine ganze Weile zusammen waren, aufgewacht und hatte gesehen, dass ihr Gesicht von dem üblichen gestressten Ausdruck frei war. In ihren Augenwinkeln waren Lachfalten erschienen. Da habe ich mich noch einmal restlos in sie verliebt. Wie ein Dichter einmal sagte: Ihr Lächeln verwandelte meine Wüste in einen Garten Eden. Wir waren uns sehr nah und vertraut. Wir hatten eine neue Freundschaft gegründet und waren viel gereist. Jetzt saß ich an ihrem Bett und wir sprachen über die Wochenenden, die wir auf dem Land in den Provinzen Gauteng, Mpumalanga, Limpopo and Kwa-Zulu Natal verbracht hatten. Wir waren durch Botsuana bis nach Simbabwe gefahren, um dort Edelgards Tochter in Bulawayo zu besuchen.

Was sie u. a. am Leben gehalten hat, war ihr großer Wunsch, unser neues Haus in Hout Bay zu sehen, 25 Kilometer südlich von Kapstadt an einer der schönsten Küstenstraßen der Welt gelegen.

Dort wollten wir unseren Lebensabend verbringen. Sie schaffte es und hat unser neues Heim sehr schön eingerichtet. 15 Monate hat sie dort



Hout Bay, südlich von Kapstadt

noch gelebt. Wir besuchten Kunstgalerien und unternahmen zusammen Ausflüge im landschaftlich wunderschönen Westkap. In den Tagen »vor dem Gefängnis« hatte ich nie Zeit dafür gehabt.

Jetzt sollte ich wieder alleine sein. Das war niederschmetternd und meine Erschöpfung verstärkte mein Gefühl eines bösen Schicksals. Edelgards Tod, nach dem von Esmé und Hilly – auch sie war 2002 an Krebs gestorben – und das alles innerhalb von sechs Jahren, diese Bürde war einfach zu groß. Ich war so niedergeschlagen wie nie zuvor. Ich lebte vor mich hin. Es fiel mir schwer, mich zusammenzunehmen und etwas Nützliches zu tun. Mein Papierkram lag herum, und ich wartete, dass meine Energie sich zeigte.

Während der gesamten Zeit unserer Beziehung hatte Edelgard weiter als Journalistin gearbeitet und über die Entwicklungen in Südafrika und der Region berichtet. Sie hatte gut geführte Aktenordner zurückgelassen und hatte sich gewünscht, diese dem Archiv der Universität von Südafrika, UNISA, zu übergeben; ebenso ihre Bibliothek klassischer und moderner deutscher Literatur sowie ihre Sach- und Kochbücher. Studierende, die Deutsch lernten, und Germanistikstudenten sollten ein wirkliches



Mit Comrades in Hout Bay

Gefühl für Sprache, Land und Leute bekommen. Mit diesem Wunsch schloss sich der Kreis, denn sie hatte ihrerseits durch ihr Afrikanistik-Studium Zenzo Nkobi und dann mich kennengelernt, hatte in verschiedenen Ländern Afrikas gelebt und ihre letzten Lebensjahre in Südafrika verbracht.

Zenzo Nkobi, der Sohn des ANC-Schatzmeisters, hatte als ausgebildeter Fotograf in Leipzig studiert und so hatte sie ihn kennengelernt. Er wollte zurück, um an den Befreiungskämpfen in Simbabwe und Südafrika teilzunehmen. Sie lebten in verschiedenen Ländern und dann lange Zeit in Lusaka, wo sich viele Vertreter unterschiedlicher Befreiungsorganisationen aufhielten. Zenzo war eine Zeit lang der persönliche Fotograf Joshua Nkomos, des Anführers einer der beiden großen Befreiungsorganisationen in Simbabwe, und so erhielt er Zugang zu vielen großen afrikanischen Politikern jener Zeit. Als Zenzo 1993 an einem Schlaganfall starb, hinterließ er ein Archiv mit Tausenden von Negativen. Edelgard hatte sie in der Tiefkühltruhe aufbewahrt, nachdem die beiden 1980 ins freie Simbabwe zurückgekehrt waren.

Edelgard nahm die Fotos überall hin mit: nach Deutschland, nach London, als sie zu mir zog, und weiter nach Südafrika. Sie arbeitete ausdauernd an dem Nachlass, scannte die Aufnahmen ein, identifizierte Orte, Menschen und Anlässe. Ein Freund, Eberhard Neugebohrn, kam aus Deutschland und half ihr ein paar Wochen. Als der Krebs schlimmer wurde, bot Edelgard die Fotos dem *South African History Archive* (SAHA) an, um sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ich habe nach ihrem Tod alle Negative dorthin geschickt, sodass Zenzos Kameraarbeit für den Befreiungskampf gewürdigt werden und Forschern zu Verfügung stehen kann. SAHA hat diese Aufgabe übernommen.

Kurz vor Edelgards Tod wollten wir Joel Joffes Buch Nelson Mandela übergeben, aber sie war schon zu schwach. Sie starb am 26. Dezember 2006. Nachbarn kamen und drückten mir ihr Beileid aus. Unter ihnen waren Mitglieder des lokalen ANC. Langsam haben sie mich wieder ans Sonnenlicht der Aktivitäten gezogen.

Eine Aufgabe hat mir dabei sehr geholfen: Ich bin heute der Vorsitzende einer Kulturorganisation namens *Sentinel Experience*. Unsere Bucht ist von Bergen umgeben und ein kleiner, spitzer Hügel, der *Sentinel* (»Wachtposten«), liegt am Eingang der Bucht. Hout Bay ist ein Mikrokosmos, in dem die Bevölkerungsgruppen nach wie vor getrennt leben, so wie es der *Group Areas Act* den Südafrikanern aufgezwungen hatte. Leute im Ort haben den Kulturverein gegründet und mich gebeten, mitzumachen. Inzwischen haben wir das zweite Dokumentarfilmfes-

tival veranstaltet, in der Hoffnung, so unsere vom Erbe der Apartheid noch immer tief gespaltenen Bewohner zusammenzubringen. Langsam haben wir Erfolg, auch mit einer Brassband für Kinder und mit einem Projekt für Musikunterricht – stets unter Beteiligung von Kindern aus allen Communities.

Langsam hat sich auch mein Leben wieder zusammengefügt. Ich reise immer noch nach Deutschland, um mit Vorträgen für Engagement zu werben, damit wir unser Land transformieren und die Demokratie verteidigen können. Ich habe in Kapstädter Schulen vor Schülern aus elften und zwölften Klassen im Rahmen einer Reihe zum Thema »Unsere Vergangenheit« gesprochen. Die Geschichte unseres Befreiungskampfes soll für diese jungen Leute und ihre Lehrer lebendig werden. Manchmal nehme ich auch an den Treffen der ANC-Ortsgruppe teil, aber die Arbeit bei der Kulturorganisation finde ich persönlich befriedigender. Ich habe keine politischen Ambitionen mehr und finde das Gerangel um Posten sehr nervtötend und eine überflüssige Ablenkung von den eigentlichen Aufgaben des Wiederaufbaus.

Neben meinen Reisen, den Vorträgen in Kapstädter Schulen und der kulturellen Arbeit in Hout Bay trete ich auch hier und da in der südafrikanischen Öffentlichkeit auf. So wurde ich am 30. Mai 2008 zur Eröffnung des neuen Museums auf der Liliesleaf-Farm in Rivonia eingeladen, dorthin, wo ich zusammen mit meinen Comrades 45 Jahre zuvor festgenommen worden war. Das Farmgrundstück war unter Denkmalschutz gestellt worden und Nicholas Wolpe, der Sohn des Anwalts Harold Wolpe, dem es 1963 gelungen war, ins Exil zu fliehen, und der 1996 plötzlich verstorben war, hatte die Gebäude zu einem Museum umbauen und modernste elektronische und audiovisuelle Anlagen installieren lassen. Fotografien, Filme, Texte und Töne erwecken unsere Überzeugungen von damals wieder zum Leben. Dieses Museum ist wie das auf Robben Island dem Triumph des menschlichen Geistes gewidmet, nicht den Leiden der Gefangenschaft. Das Liliesleaf-Museum dokumentiert unsere engagierten Pläne und unsere Hingabe an die Aufgabe, der Apartheid ein Ende zu setzen. Und es reflektiert den selbstlosen Mut der Aktivisten, die ihr Leben für die Freiheit eingesetzt haben. Ich hielt eine der Reden zur Eröffnung des Museums am 30. Mai 2008. Außerdem sprachen Andrew Mlangeni, dem wie mir der Prozess gemacht worden war, und der Präsident des ANC, Jacob Zuma, der das Liliesleaf-Museum offiziell seiner Bestimmung übergab.

Im Folgenden habe ich aus meinen Notizen meinen Redebeitrag rekonstruiert:

Werte Gäste, die Beziehungen zu Liliesleaf und zum bewaffneten Kampf haben eine lange Tradition. Der ehemalige Präsident des ANC, Albert Luthuli, gab, wenn auch zögerlich, seine Zustimmung zum bewaffneten Kampf und erklärte: »Wenn Räuber bei uns eindringen und die Hühner unseres Volkes stehlen, hat dieses das Recht, seinen Besitz zu verteidigen.« Nelson Mandela war der erste Oberkommandierende des MK, lebte kurzzeitig hier auf der Farm und war deshalb einer meiner Mitangeklagten im Prozess von Rivonia. Nach seiner Entlassung wurde Nelson Mandela Präsident des ANC. Sein Nachfolger wurde unser derzeitiger Staatspräsident, Thabo Mbeki, der Liliesleaf mit einer ersten Zeremonie hier vor Ort zur Gedenkstätte erklärte. Heute ist der gegenwärtige Präsident des ANC, Comrade Jacob Zuma hier, um das Museum als nationale Gedenkstätte offiziell zu eröffnen. Auch er war ein Kämpfer, erst stellvertretender, dann kommandierender Anführer unseres Geheimdienstes. Er kehrte mutig aus dem Exil zurück und ebnete den Weg für die Verhandlungen, die zum Ende der Apartheid und zum Frieden nach dem Bürgerkrieg in KwaZulu Natal führten. Ich bitte den Präsidenten des ANC, Zuma, um Nachsicht, wenn ich daran erinnere, dass er, von Geburt ein Hirtenjunge, mit Königen und Prinzen, traditionellen Chiefs, Geschäftsleuten und Staatsmännern verhandelte, um Frieden zu schaffen. Er war auch als Friedensstifter in Ruanda und Burundi. Es ist angemessen, dass er dieses Museum eröffnet. Liliesleaf war das Hauptquartier der Untergrundarmee Umkhonto we Sizwe. [...]

Liliesleaf hilft uns bei der Erinnerung, damit wir und alle, die nach uns kommen, nicht sagen können, wir haben davon nichts gewusst! [...]

Gelegenheiten wie diese sind auch erfüllt von Trauer, denn es gibt Kampfgefährten, die nur noch in Gedanken bei uns sind. Einer von ihnen ist Bram Fischer, dem es mit seinem Team von Anwälten gelang, lebenslange Haftstrafen für uns herauszuholen. Wie gesagt, lebenslanglich ist unter allen Umständen besser als die Todesstrafe. Es stimmt mich traurig, dass Comrades wie Oliver Tambo, Raymond, Govan, Rusty, Elias, Walter und Bram Fischer heute Abend nicht unter uns sein können. [...]

Genosse ANC-Präsident Zuma, ich möchte dir eine Aufgabe mit auf den Weg geben: Sorge dafür, dass die Angestellten des öffentlichen Dienstes sich auf allen Ebenen wirklich in den Dienst unseres Volkes stellen. Wir haben in den vergangenen Wochen furchtbare Gewaltausbrüche erlebt [fremdenfeindliche Übergriffe auf Flüchtlinge und Migranten aus anderen afrikanischen Ländern, B.M.], angefacht durch das Gefühl, dass unsere Regierung sich nicht genug um unser Volk kümmere. So viel auch schon erreicht sein mag, es bleibt noch sehr viel mehr zu tun. Wir haben

einen Slogan für die Beschäftigten des öffentlichen Dienstes, die Diener der Öffentlichkeit, anzubieten: *Batho Pele*, »das Volk zuerst«. Wenn wir diesen Wahlspruch nicht schneller umsetzen, werden wir – ich bitte um Entschuldigung für diesen Sprach-Mix – als *Batho pelile* enden. *Bahto* heißt »Volk« und *pelile* »am Ende«. Diese Angelegenheit, Genosse ANC-Präsident, ist dringlich. Ich habe vorhin gesagt, dass wir selbst entscheiden, wie wir voranschreiten. Das ist die Aufgabe, die vor uns liegt. Liliesleaf steht für all das. Danke sehr.

Präsident Zuma war sehr schmeichelhaft zu mir, als er aus dem Stegreif auf meine Bemerkung antwortete: »Mein Kommandeur vom Westkap hat gesprochen. Ich akzeptiere die Aufgabe, die er mir auferlegt hat.«

## Letzte Gedanken – fürs Erste

Wir haben große Fortschritte gemacht, seit Nelson Mandela 1994 Präsident wurde: Die alte Garde der Rassisten hat ein für alle Mal begriffen, dass es keinen Weg zurück in die Apartheid gibt. Obwohl ältere Leute es immer noch schwierig finden, die Mauern in ihren Köpfen zu überwinden und sich gegenüber Menschen anderer Hautfarbe einfach höflich und tolerant zu verhalten, scheinen jüngere weiße Südafrikaner, wiederum mit einigen eklatanten Ausnahmen, mit anderen ziemlich normal umzugehen. Die Ausnahmen offenen Rassismus an einer der alten Afrikaans-Universitäten führten zu einem großen Aufschrei und zu Abscheu im ganzen Land.

Thabo Mbeki war in der ersten Legislaturperiode stellvertretender Staatspräsident. Er formte und führte eine neue Verwaltung, einen neuen öffentlichen Dienst ein und schuf demokratische Strukturen für ein funktionierendes Parlament. Gleichzeitig dauerte alles sehr lange. Die Freiheitscharta und unsere neue Verfassung hatten umfassende Demokratie versprochen. Die galt es einzulösen und daher wurde alles, zum Beispiel das erste Wirtschaftsprogramm für Wiederaufbau und Entwicklung (RDP), sehr breit diskutiert. Unser Verfassungsgericht hat wachsam die demokratischen Rechte der Bürger und Organisationen gegenüber unbotmäßigen Forderungen von Offiziellen und manchmal Ministern sichergestellt und das ist ebenfalls eine sehr positive Entwicklung. Aber unser Verhältniswahlrecht, wonach die Bürger eine Partei und nicht einen für sie verantwortlichen Abgeordneten wählen, hat dazu geführt, dass die Gewählten stark von ihrer Partei abhängen, und das begünstigt

die Vetternwirtschaft, mit der sich die Eliten überall auf der Welt an der Macht halten.

Bei Versagen einiger Ministerien wurden Komitees gegründet, die wiederum andere Komitees bei der Problemlösung überwachten. In einem solchen System konnte Präsident Mbeki mit seiner brillanten Intelligenz und seiner verfassungsgemäßen Macht Beamte berufen und abberufen, wie es ihm passte. Die Folge war eine übertriebene Zentralisierung der Macht. Dieser Regierungsstil war am Anfang vielleicht notwendig, aber als er sich etabliert hatte, wurden politische Vorhaben immer wieder verzögert. Dennoch hat Präsident Mbeki eine bemerkenswerte Erfolgsbilanz vorzuweisen. Seine Anstrengungen haben Südafrika und dem ganzen Kontinent wieder Einfluss in der Welt verschafft. Die »Afrikanische Wiedergeburt« war das Leitmotiv seiner Präsidentschaft. Verschiedentlich hat er afrikanische Amtsbrüder davon überzeugt, ihre Verfassungen nicht zu ändern und Präsidenten auf Lebenszeit zu werden. Das hat er auch für sich selbst akzeptiert, er stand zwei Legislaturperioden an der Spitze des Staates.

Hingegen konnte ich Mbekis Entscheidung, ein drittes Mal für fünf Jahre als ANC-Präsident zu kandidieren, nicht nachvollziehen. Er selbst hatte immer gegen so lange Amtszeiten argumentiert: Entscheidungsprozesse, Politikkonzepte und ihre Umsetzung fahren sich ein und verkrusten. Top-Leute können nicht mehr erkennen, dass ihre erfolgreiche Politik nun neue Lösungen von Menschen mit frischen Ideen und neuem Enthusiasmus braucht. Ich fand es merkwürdig, dass weder ein Kabinettsmitglied noch ein einflussreiches Mitglied der Partei Mbeki öffentlich als Comrade Thabo aufgerufen hat, von der Wiederwahl abzusehen. Mbeki wurde auf dem ANC-Parteitag im Dezember 2007 in einem politischen Wettbewerb, den er niemals gewinnen konnte, geschlagen. Das war jammerschade, weil Mbeki ein ungemein fähiger und innovativer Politiker war, auch wenn ich manches anders sah als er. Am Ende zwang ihn das neue ANC-Exekutivkomitee, wenige Monate vor Ende seiner Amtszeit als Präsident zurückzutreten. Meiner Meinung nach war diese Entscheidung, den Präsidenten »abzuberufen«, mehr ein Akt der Rache mancher Leute in der ANC-Führung, die Mbeki zuvor übergangen oder gedemütigt hatte, als eine Sache des Prinzips. Seine Kandidatur hinterließ eine gespaltene Organisation. Einige Mitglieder traten aus, andere wurden ausgeschlossen.

Am 27. März 2009, kurz nachdem Kgalema Motlanthe als Übergangspräsident vereidigt worden war, wurde mir der Nationale Luthuli-Orden in Silber für meinen Anteil am Befreiungskampf und für meinen

Dienst am südafrikanischen Volk verliehen. Ich muss sagen, ich war in dem Moment stolz und hätte gewünscht, dass Esmé hätte bei mir sein können. Ich bat ihre Cousine Rochelle, mich bei der Zeremonie zu begleiten. Danach fragten mich hohe ANC- und Regierungsmitglieder, warum ich den Preis erst so spät erhalten hätte. Ich antwortete, ich wisse nicht, warum, und sei froh, den Orden noch zu Lebzeiten erhalten zu haben. Ich nehme an, aber das ist nur eine Vermutung (für die einige Indizien sprechen), persönliche Sympathien und Antipathien und die Weigerung, jedem das Recht auf Kritik an der Regierung einzuräumen, hatten wohl damit zu tun.

Obwohl ich nicht mit jedem Detail der Regierungspolitik einverstanden war, habe ich oft betont, wie großartig es ist, in einem politischen System zu leben, in dem Kritik nicht unter Strafe steht.

Bertolt Brecht hat in seiner Dichtung die entscheidende Bedeutung der Humanität herausgestrichen, weil unser Denken und unsere Praxis nur auf ihrer Grundlage das Leben aller wirklich verbessern können. In Südafrika haben wir heute, zum Zeitpunkt, an dem ich diese Zeilen schreibe, mit tiefen Wunden in unseren Seelen zu kämpfen. Alle finden es sehr schwer, in ihren Mitbürgerinnen und Mitbürgern nur Menschen zu sehen. Stattdessen sehen wir Gruppen, die nach Rassen definiert sind, und die Unterdrückten und die am meisten Unterdrückten. Es ist nicht so einfach, wie wir dachten, eine nicht-rassistische Gesellschaft aufzubauen. Und noch schwerer ist es, eine nicht-sexistische Gesellschaft zu entwickeln. Zu viele Männer sehen in Frauen bloß ein Stück Fleisch, das man sich nimmt, anstatt den Mitmenschen, die Aktivistin, Denkerin, Gefährtin, Mutter, Tochter, Freundin und Trägerin der Zukunft, die respektiert und in ihren persönlichen Beziehungen geliebt werden muss.

Bertolt Brechts Gedicht *An die Nachgeborenen* fängt die Härte des Freiheitskampfes und die den Freiheitskämpfern zugefügten seelischen Verletzungen ein. Aber dies ist keine Entschuldigung dafür, sich nach der Erringung der Macht so zu verhalten, als hätten wir wegen dieser Verwundungen keine Wahl in der Art und Weise, wie wir regieren. Wir scheinen manchmal zu vergessen, dass unser Ziel in den Worten von Nelson Mandela hieß: »Um frei zu sein, genügt es nicht, seine Ketten zu sprengen. Man muss so leben, dass man auch die Freiheit anderer respektiert und fördert.«

Die Teppichweber von Kujan Bulak aus einem anderen Brecht-Gedicht leben in einem von Armut geplagten Dorf am Rande der Transsibirischen Eisenbahn im tiefen Zentralasien. Aus der fernen Hauptstadt kommt der

Befehl, Geld zu sammeln für eine Büste des großen Genossen Lenin. Sie sammeln das Geld, aber ein Veteran der Revolutionsarmee schlägt vor, das Geld für Öl auszugeben und es in den Sümpfen zu versprühen. Damit würden die Mücken getötet, die die Fieberkrankheit verbreiten. Die Weber folgen diesem Vorschlag, und nachdem sie die Quelle der Krankheit beseitigt haben, schlägt ein anderer Veteran vor, ein Schild aufzustellen, das allen Passanten verkündet, was sie getan haben. Und mit dieser Tat haben sie ihr Leben verbessert und den großen Anführer geehrt. Brecht zeigt auf bewegende Weise, dass wir unsere Theorien und Wünsche in die Praxis umsetzen müssen, denn nur die Tat übersetzt schöne Visionen in die Wirklichkeit. Leere, formalisierte Zeremonien sind kein Ersatz für den aktiven Aufbau einer neuen Gesellschaft durch Kooperation.

Es war eine große Freude für mich, als mich der ANC-Fraktionschef einlud, zur Feier von Nelsons Mandelas 91. Geburtstag vor einer Versammlung in Johannesburg zu sprechen. Dieser Tag wurde erstmals offiziell zum »Mandela-Tag« ausgerufen, an dem zukünftig der Aufbau einer nicht-rassistischen und nicht-sexistischen demokratischen Gesellschaft gefeiert und gefestigt werden soll. Ich wollte die Gelegenheit nutzen, um



Wahltag in Hout Bay, April 2009

an die Moral im öffentlichen Leben und Dienst zu appellieren, damit bei allen Entscheidungen grundsätzlich das Wohl unserer Bevölkerung zugrunde gelegt wird und nicht das von Entscheidungsträgern, die zuallererst auf ihre persönlichen Vorteile bedacht sind. Hier folgen Auszüge aus der Rede (s. DVD):

Wir feiern heute den Mandela-Tag. Mir scheint, lieber Genosse Rolihlahla, wenn man nur lange genug lebt, wird ein Tag nach einem benannt. Auch der junge Mann, den du immer »Boy« genannt hast, ist inzwischen 76 Jahre alt und fühlte sich sehr geehrt, als er gebeten wurde, dir Geburtstagsgrüße zu überbringen. Aber natürlich musstest du in deinem Leben viele Dinge vollbringen, um heute so geehrt zu werden.

Mir fallen all die Jahre ein, die du im Gefängnis gesessen hast. Auch die Festigkeit in deinen politischen Überzeugungen ist ein Grund, dich zu ehren. Du hast gesagt, um deine Worte aus dem Prozess in Rivonia aufzugreifen, dass du wünschtest, am Leben zu bleiben, um mitzuerleben, wie dein Ideal einer Gesellschaft verwirklicht werde, in der die Menschen in Harmonie zusammenleben könnten, aber dass du bereit wärest, zu sterben, wenn es denn nötig sei, um dieses Ideal zu erreichen. Was für eine Ehre, damals neben dir sitzen zu dürfen, als du diesen bewegenden und heroischen Appell an die Opferbereitschaft formuliert hast. Ich empfinde noch heute die gleiche Freude wie am 12. Juni 1964, dass der Richter uns damals nicht hängen ließ, sondern zu lebenslänglicher Haft verurteilte. Wie haben wir damals gestrahlt und gelacht über die Perspektive, am Leben zu bleiben.

Ist es nicht wundervoll, dass wir nach all den Jahren im Gefängnis weiter gelebt und überlebt haben und so die Anfänge des erfolgreichen Aufbaus einer Gesellschaft, von der du damals gesprochen hast, miterleben konnten?

Ich habe von Überzeugungen gesprochen und ich erinnere an die ersten Worte der Freiheitscharta: »Wir erklären vor Südafrika und der Welt, dass Südafrika all denen gehört, die in diesem Land leben, ob schwarz oder weiß.« Und damit waren zweifellos alle Menschen aus Südafrika oder aus anderen Ländern gemeint. Die Freiheitscharta war unser Wegweiser im Kampf für die Freiheit. [...]

Zuvor hatte die Jugendorganisation des ANC – unter dem Einfluss von dir, den Genossen Walter, Tambo, Mda und anderen – die alte ANC-Führung zu mehr Aktionen aufgefordert. Neue Formen des Befreiungskampfes mussten gefunden werden, etwa die Widerstandskampagne gegen ungerechte Gesetze in den 1950er Jahren. In dieser Zeit setzten sich die

genannten stürmischen Anführer das Ziel, die Einheit herzustellen, bis schließlich Tausende und Hunderttausende am Befreiungskampf teilnahmen. Damals wurde »Einheit in der Aktion« zur Losung. Die Kongress-Allianz war augenfälliger Ausdruck dieser Politik. Sie brachte Menschen mit unterschiedlichen politischen Überzeugungen zusammen, Kapitalisten und Kommunisten, Gläubige verschiedener Religionen, Schwarze, Weiße, »Farbige« und Inder, die gemeinsam handelten, um die Apartheid abzuschaffen. Diese Einheit für das erklärte gemeinsame Ziel bescherte der Befreiungsbewegung unter Führung des ANC den Erfolg. [...]

Dafür brauchte es Geduld. Es gehörten intellektueller Mut und heldenhafte Einsätze von Genossen dazu, die bereit waren, ihr Leben aufs Spiel zu setzen oder es im Gefängnis zu verbringen und ihr normales friedliches Familienleben aufzugeben. Du, Genosse Mandela, warst fast 27 Jahre im Gefängnis. Andere saßen nicht ganz so lange, ich nur 22 Jahre. Genosse Bram Fischer und einige andere sind im Gefängnis umgekommen. Männer und Frauen jeglicher Herkunft und politischer Überzeugungen riskierten ihr Leben und ihre persönliche Freiheit für die Freiheit aller.

Ich muss jedoch Kritik üben an denen in unserer Bewegung, in der Regierung, im Parlament und im öffentlichen Dienst, auf kommunaler, provinzieller und nationaler Ebene, die sich unehrenhaft, mit Bestechung, Korruption und durch die Zweckentfremdung öffentlicher Mittel bereichern, und zwar als ein Recht im Namen der Freiheit. Diese Mitbürger und Mitbürgerinnen untergraben unsere Freiheit und den Aufbau eines Landes für uns alle.

Der Mandela-Tag steht für das Gegenteil dieser Haltung. Er bedeutet: Erweist eure Dienste den Menschen, unserem Land, in Erinnerung an jene, die so viele Opfer gebracht haben, damit wir in diesem unserem Südafrika, das allen gehört, die darin leben, frei sein können. Wir dürfen nicht zulassen, dass unsere Bevölkerung und unser Land den Interessen weniger geopfert werden.

Einige Leute beklagen, dass meine Generation der revolutionären Aktivisten die Menschen verraten habe, obwohl wir den entscheidenden Bruch mit den Apartheid-Verbrechen gegen die Menschheit vollzogen haben – auf Kosten unsagbaren Kummers und Schmerzes unserer Familien.

Diese Leute behaupten, nach 15 Jahren seien zwar alle politisch gleichgestellt und gleich vor dem Gesetz, aber wir hätten nicht genug Häuser gebaut, zu wenig für Gesundheitsversorgung getan und das Bildungssystem sei immer noch ungleich und Millionen lebten noch in Armut. Ich

sage dazu: 15 Jahre sind ein Wimpernschlag in der Geschichte eines Landes. Für viele hat sich die Lebenssituation verbessert, aber viele warten noch darauf. Ich wünschte es wäre anders, aber Geschichte braucht Zeit. Und ich muss auch hinzufügen, dass wir nie einen Rosengarten versprochen haben.

Ich bin entsetzt von der unentschuldbaren Gier einiger von uns, obwohl dies ein internationales Phänomen ist. Meine Generation hat die Bedingungen dafür geschaffen, dass wir das Leben verbessern können in einem Land, wo wir nun »so leben können, dass wir die Freiheit anderer fördern«.

Als Nelson Mandela aus dem Gefängnis freigelassen wurde, sagte er, wir seien noch nicht gänzlich frei, wir seien nur frei, frei zu sein. Und darum sage ich meinen Landsleuten in Südafrika: Die Zukunft liegt in unseren Händen, und wie die Teppichweber von Kujan Bulak sind wir es, und nur wir selbst, die das Land aufbauen können.

In meinem Brief an den damaligen Staatspräsidenten Botha schrieb ich 1985: »Wir wünschen uns ein Südafrika, in dem alle Menschen friedlich und freundschaftlich zusammen leben können; ein Land, in dem das kreative Potenzial aller so wunderbar verschiedenen Bevölkerungsgruppen zur materiellen und kulturellen Bereicherung aller Südafrikaner freigesetzt wird. Trotz der verschiedenen Kulturen wollen alle Menschen dieses Landes im Wesentlichen das Gleiche: Sie wollen ihren Lebensunterhalt verdienen, mit ihren Familien zusammenleben, gut ernährte und gut ausgebildete Kinder haben. Alle wollen ein wenig lachen ... Und die Hautfarbe ist für unsere Hoffnungen und Sehnsüchte völlig belanglos.«

Unser Auftrag wurde erfüllt. Wir haben für die Erneuerung unseres Landes die Bedingungen geschaffen. Darum sage ich den Nachgeborenen: Geht und baut unser Land auf, weil wir frei sind, das zu tun.



Hüpfendes Mädchen von Dominic Benhura

## Epilog: Der Auftrag

Ich möchte diese Autobiografie nicht abschließen, ohne an jene zu erinnern, die ihr Leben für die Freiheit Südafrikas geopfert haben. Um ihrer zu gedenken, wurde am 26. Februar 1990 ein bewegender ökumenischer Gottesdienst in Londons Westminster Abbey zelebriert, an dem Vertreter aller großen Religionen teilnahmen. Nach den Reden der Würdenträger wurden die Kerzen gelöscht. Drei Südafrikanerinnen sangen a capella ergreifende Lieder. Ihre Stimmen stiegen hinauf in das Kirchenschiff, als die Kerzen wieder angezündet wurden. In der finsternen Abtei leuchteten die Lichter als Hommage an diejenigen, die getötet worden waren.

Ich hatte die Ehre, an Stelle von Looksmart Solwandle Ngudle, meinem Comrade aus Kapstädter Tagen, dem ersten ermordeten Gefangenen des Apartheidregimes in der Vorbeugehaft, anwesend zu sein. Er hat eine sehr wichtige Rolle in meinem Leben gespielt und ohne ihn wäre jeder Bericht über meinen Anteil am südafrikanischen Befreiungskampf ohne Bedeutung. Nach dem Gottesdienst sagte ein ANC-Pfarrer, der auch im Exil lebte, ich hätte etwas steif gewirkt. Aber wie hätte es anders sein sollen? Looksmart war tot und zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich mit 57 Jahren an einer solchen ökumenischen Gedenkfeier teilgenommen. Ich begegnete Looksmart Ngudle erstmals in den frühen 1950er Jahren. Er war ein gut aussehender junger Mann von einnehmendem Wesen und mit einem warmen Lächeln. Er stammte aus der Ostkap-Provinz und war, wie viele junge Schwarze, vor der Armut auf dem Land in die Stadt geflohen. Er lebte in Kapstadt in einem Viertel für sogenannte Eingeborene. Wie viele andere wechselte er von einer Arbeitsstelle zur nächsten. Es gab damals nur wenige Ausbildungsmöglichkeiten, und er fand immer nur Hilfsarbeiterjobs. Ungewöhnlich war, dass er lesen und schreiben konnte. Er las seinen Bekann-



Gedenkzeremonie für Looksmart Ngudle und drei weitere Comrades

ten in großer Runde die Zeitung vor. Obwohl er sich scheinbar nicht für Politik interessierte, orientierten sich seine Freunde an seiner Meinung.

In den 50er Jahren sprachen wir noch nicht von »Mauern«, die die Menschen in »Rassen« voneinander trennten. Wir sprachen von Schranken zwischen Menschen, weil die »Farbschranken« vielerlei Gestalt hatten. Sie hinderten Menschen daran, ihren Arbeitsplatz frei zu wählen. Sie durften ihre Wohnung nicht frei wählen, sich nicht in Gesellschaft mit anderen Menschen begeben und nicht untereinander heiraten – wegen der Hautfarbe. Menschen wurden von Bildung und Ausbildung ausgeschlossen und Afrikaner konnten nicht ohne einen Pass vom Land in die Städte ziehen – wegen der Hautfarbe. Wer die Barrieren durchbrach, wurde mit Gefängnis bestraft. Die Schranken hatten die ganze südafrikanische Gesellschaft eingesperrt. Sie niederzureißen hieß, die politischen Gefangenen und die ganze Gesellschaft zu befreien. Auch die Gefängniswärter und ihre Herren wären dann frei, menschliche Wesen zu werden.

Ein anderer Freund aus Kapstädter Tagen, Archie Sibeko, der bereits ein eifriger Verfechter der Politik des ANC, der Gewerkschaft und der Kommunistischen Partei war, kam aus demselben Dorf wie Looksmart Ngudle. Langsam gewann er sein Vertrauen und überzeugte ihn, sich unserem Kampf anzuschließen. Looksmart wurde Vollzeitaktivist. Er war der geborene Anführer und ein Organisationstalent. Ende 1962 gehörte er dem Regionalkommando von *Umkhonto we Sizwe*, dem »Speer der Nation« an, der damals von Nelson Mandela geführten Volksarmee im Untergrund, der ich mich als technischer Offizier angeschlossen hatte. Ich führte Schulungen für potenzielle Rekruten durch und in den Weihnachtsferien organisierten wir das in diesem Buch beschriebene Ausbildungslager in Mamre, etwa 50 Kilometer von Kapstadt entfernt. Die Rekruten nannten mich »Comrade Kommandant«, Looksmart war Kommandant im Feld. Er war ein Fels in der Brandung und kam mit allen der etwa 30 jungen Männer gut aus.

Wir unterrichteten auch Politik, denn unser Ziel war eine Streitmacht von engagierten jungen Kämpfern, die nicht nur einfache Soldaten, sondern Mitglieder einer revolutionären Armee sein sollten. Sie mussten zur Not allein agieren und anderen erklären können, warum und wie wir kämpften. Wir bestanden darauf, unserer Bevölkerung weder über Erfolge noch über Niederlagen etwas vorzumachen. Nur durch Vertrauen konnten wir ihre Unterstützung gewinnen. *Umkhonto we Sizwe* sollte eine Volksarmee sein, die dem Volk half und es niemals unterdrückte.

Wir wussten, dass wir verhaftet und verhört, vielleicht sogar gefol-

tert werden konnten. Wir lasen Jean-Paul Sartres Kurzgeschichte *Die Mauer* laut vor und diskutierten sie. Die Geschichte spielt im Spanischen Bürgerkrieg, der ausbrach, als von Nazideutschland und Mussolinis Italien unterstützte faschistische Kräfte gegen die gewählte demokratische Regierung putschten. Unsere jungen Soldaten sollten verstehen, dass wir den Kampf zwar unter den spezifischen Bedingungen in Südafrika führten, dass er aber auch Teil eines weit zurückreichenden, weltweiten Kampfes gegen Unterdrückung war.

In Sartres Geschichte ist die Mauer der Ort, an dem die Franco-Faschisten Untergrundkämpfer von Erschießungskommandos hinrichten ließen. Ein Kämpfer der antifaschistischen Brigaden wird gefangen genommen und seine Folterer versuchen, aus ihm herauszupressen, wo sein Genosse versteckt ist. Tagelang hält er den Verhören und Folterungen stand. Man droht ihm mit Erschießung an der Mauer, bietet ihm aber sein Leben im Tausch gegen die Information: »Sag' uns, wo er ist! Sag's schon, und wir stellen dich nicht an die Wand!« Er überlegt, wie er die Peiniger überlisten kann. Er weiß, dass sein Genosse das letzte Versteck verlassen wollte, das nur sie beide kennen: eine Krypta auf dem Friedhof. Aber er weiß nicht, dass die Helfer in dem neuen Unterschlupf krank geworden sind und seinen Freund nicht verstecken können. In seiner Not blieb dieser in dem Friedhofsversteck. Er wusste zwar, dass sein gefangener Comrade unter der Folter das Versteck verraten könnte, aber er hatte keine andere Wahl. So wurde er gefasst.

Als der Gefangene Schüsse hört, fragt er, wer hingerichtet worden sei. Zynisch danken ihm die Folterer dafür, dass er seinen Genossen ausgeliefert habe. Die Schutzmauern seiner geistigen Gesundheit brechen zusammen, aus tiefem Kummer gleitet er ab in den Wahnsinn. Sartre hat in dieser Erzählung eine moralische Extremsituation dargestellt. Jeder von uns musste darauf vorbereitet sein, in einer Krise ähnlich schwerwiegende moralische Entscheidungen zu fällen.

Der ANC sandte nun so schnell wie möglich Rekruten zur militärischen Ausbildung ins Ausland. Einige Anführer waren völlig von der Idee einer Volksarmee eingenommen: Unsere ausgebildeten MK-Soldaten würden schnell aus dem Ausland zurückkehren und den Apartheidstaat rasch zerschlagen. Looksmart blieb in Südafrika und führte weiter Einheiten von fünf oder sechs Mann an, die Telefon- und Telegrafleitungen oder entsprechende Kabelverbindungen ohne Sprengsätze lahmlegten. Das brachte zwar keine spektakulären Ergebnisse, führte aber zu gravierenden Störungen und Systemausfällen. Infolgedessen mussten immer mehr Polizisten – auch aus den Nachbarorten rund um Kapstadt

– ein immer größeres Gebiet kontrollieren. Das war der Anfang jeder Guerilla-Strategie: Die Sicherheitskräfte des Staates mussten bis an ihre Leistungsgrenze auf Trab gehalten werden. Dabei entwickelte Looksmart seine Fähigkeiten als Kommandeur und seine Männer gewöhnten sich an militärische Zusammenarbeit.

1963 musste sich das Apartheidregime mit sporadischen Explosionen und anderen Sabotageakten in Südafrika herumschlagen. Ein neues Gesetz ermächtigte die Behörden, Personen ohne Gerichtsbeschluss für 90 Tage zu inhaftieren, bis der Häftling »zufriedenstellende« Informationen lieferte. Das war eine klare Lizenz zum Foltern. Nach demselben Gesetz konnten Sabotageakte mit der Todesstrafe geahndet werden. Nach Inkrafttreten des Gesetzes im Mai 1963 befürchteten meine Comrades, dass auch ich inhaftiert werden würde. Ich verließ Kapstadt, um in die Illegalität abzutauchen, und stieß zu unserem Oberkommando in Johannesburg. Sechs Wochen später wurden wir in unserem Versteck in Rivonia verhaftet. Jetzt waren wir nicht mehr Teil der eingeschlossenen Gesellschaft, wir spürten die Hinrichtungsmauer direkt in unseren Rücken. In einem Schauprozess mit Nelson Mandela als Angeklagtem Nummer eins wurden wir schließlich wie beschrieben zu lebenslänglich verurteilt. In den folgenden Jahren wurden viele Aktivisten zu Tode gefoltert und andere so zugerichtet, dass sie sich nie wieder von der Folter erholten.

Looksmart schickte in jener Zeit von Kapstadt aus ein Kontingent von über 20 Rekruten auf die Reise ins Ausland. Er wusste, dass er in großer Gefahr war, weil viele Leute seinen Aufenthaltsort kannten. Wenn die Gruppe sicher abgereist war, wollte er sofort untertauchen. Aber diese Comrades fielen drei Tage später an der Grenze zu Botsuana, 2.000 Kilometer von Kapstadt entfernt, der Polizei in die Hände. Sie wurden verhört und ein Comrade dachte, er könne die Folterknechte austricksen, und verriet Looksmarts Versteck. Er glaubte zu wissen, dass dieser längst wie geplant aus Kapstadt verschwunden war. Aber ach, Looksmart war krank geworden und fühlte sich zu schwach, seinen Unterschlupf zu wechseln. Er wurde gefasst. Die Mauer stand vor ihm – und um ihn herum.

Zu der Zeit wurde ich ständig verhört und eines Tages teilten mir meine Vernehmer mit, Looksmart habe in der 90-Tage-Haft Selbstmord begangen. Ich klagte meine Peiniger sofort an, ihn ermordet zu haben. Sie wiesen jede Verantwortung für seinen Tod zurück und sagten, er sei von anderen Offizieren »bearbeitet« worden. Sie drohten, mich auch dorthin zu bringen. Sie nickten sich gegenseitig zu, und aus dem Ton ihrer Stimmen konnte ich heraushören, dass sie auch mich töten würden.

Während des Rivonia-Prozesses wurde uns in zynischer Weise der Tod von Looksmart angelastet. Ein junger Mann, der an unserem Ausbildungslager teilgenommen hatte, war Zeuge der Anklage. Er führte als angeblichen Beweis unsere Lesungen und Diskussionen an. Er erwähnte *Die Mauer* und betonte, der »Genosse Kommandant« habe gesagt, es sei besser, Selbstmord zu begehen als der Polizei Informationen zu verraten. Darum lastete mir der Staatsanwalt die Verantwortung für den Tod Looksmarts an. Tyrannen morden und machen die Gegner der Tyrannei dafür verantwortlich. Und Beamte wie dieser Staatsanwalt buhlen um die Gunst der Unterdrücker und werden dabei selbst zum Unterdrücker.

Viele Jahre später reiste ich 1985 nach meiner Freilassung aus dem Gefängnis ins ANC-Hauptquartier nach Lusaka in Sambia. Ich war wieder außerhalb der Gefängnismauern, aber Südafrika war immer noch eine eingesperrte Gesellschaft. Und so fühlte ich mich frei, aber noch nicht frei von dem Auftrag, die Mauern einzureißen. Ich traf zwei junge MK-Soldaten, die am Mamre-Camp im Dezember 1962 teilgenommen hatten. Sie salutierten und grüßten mich: »Comrade Kommandant«. Mehrere Mamre-Leute waren ins Exil gegangen und hatten am bewaffneten Kampf teilgenommen. Pallo Jordan, auch ein Landsmann aus Kapstadt und Mitglied der ANC-Führung, sagte mir, dass sich viele von ihnen durch Loyalität, gute Arbeit im MK und später in politischen Positionen hervorgetan hätten. Das freute mich sehr, aber wir wussten nicht, wie viele »an der Mauer« getötet worden waren.

Als Nelson Mandela 1990 aus dem Gefängnis entlassen wurde, konnten wir miterleben, wie die Mauern einstürzten. Aber in der Zeit bis zu seiner Wahl als erster Präsident des neuen Südafrikas wurden noch einmal 10.000 bis 12.000 Menschen vom alten Regime ermordet.

Ich möchte an zwei weitere meiner engen Freunde erinnern. Archie Sibeko war es gelungen, frühzeitig aus Südafrika zu entfliehen. Er entkam gemeinsam mit Thembisile Martin Hani. Beide standen wegen ihres Einsatzes für den seit 1960 verbotenen ANC unter Anklage. Nachdem die beiden eine Militärausbildung in der Sowjetunion absolviert hatten, kehrte Archie zurück an die Exilorte des ANC und arbeitete in den Gewerkschaften verschiedener Länder. Er erlitt noch vor den ersten freien Wahlen einen leichten Schlaganfall. Er hatte unter sehr schwierigen Umständen 27 Jahre im Exil arbeiten müssen.

Martin legte sich den Decknamen Chris zu und wurde mit der Zeit einer der herausragenden Kommandeure und Personalchef unserer Befreiungsarmee. Chris Hani wurde im April 1993 von Mitgliedern einer ultrarechten Partei mit dem Ziel ermordet, den Verhandlungsprozess

über das Ende der Apartheid zunichte zu machen. Chris war 1991 auf dem ersten ANC-Kongress in der südafrikanischen Wendeperiode mit der höchsten Stimmenzahl in das Exekutivkomitee der Organisation gewählt worden. Er war Generalsekretär der Südafrikanischen Kommunistischen Partei und wäre bestimmt in der ersten demokratischen Regierung Minister geworden.

Aber seine Mörder hatten sich verrechnet. Sein Tod löste solche Massenproteste aus, dass sich das Apartheidregime gezwungen sah, die Macht an eine Übergangsregierung abzugeben. Der Machtwechsel sollte aufgrund einer Vereinbarung mit dem ANC stattfinden. Danach sollten bald freie Wahlen abgehalten werden. Der Mord an Hani zwang die Apartheidpolitiker, das Datum der Wahlen auf April 1994 festzusetzen. Das Ergebnis war ein klarer Sieg für den ANC und seine Verbündeten, den Südafrikanischen Gewerkschaftskongress und die Südafrikanische Kommunistische Partei.

Aber immer noch müssen die ökonomischen Hürden beseitigt und die arbeitenden Menschen befreit werden. Immer noch ist fast die Hälfte aller Südafrikaner ohne Arbeit oder ein Stück Land, von dem sie sich ernähren können. Die Unfreiheit, die aus solcher Armut erwächst, dauert an. Aber die politischen Voraussetzungen sind geschaffen, damit wir solche Probleme anpacken können.

Einige junge Rekruten aus Mamre wurden später Generäle der neuen südafrikanischen Armee. Die Farbschranken gehören der Vergangenheit an, aber die Spannungen und das Misstrauen zwischen weißen und schwarzen Offizieren müssen noch überwunden werden, weil die Mauern in den Köpfen noch nicht ganz abgetragen sind.

Als Kommandeur möchte ich melden:

»Der Auftrag wurde erfüllt

Der Befehl lautete: Zerstört die Mauern

Befehl ausgeführt: Mauern eingerissen

Melde: Weitere Mauern müssen zerstört werden

Melde: Es wird immer Mauern geben, reif zum Einreißen

Menschen sollten immer Neues bauen,

immer, immer und immer wieder.«

Einige Jahre nach der ökumenischen Messe in Westminster Abbey fand die Staatsanwaltschaft im Jahr 2007 die Überreste Looksmarts auf einem Friedhof der Township Mamelodi in Tshwane/Pretoria. Internationale Experten haben sie im Beisein führender ANC-Persönlichkeiten

ausgegraben. Man bat mich, eine Rede zu halten. Später saß ich mit Looksmarts Verwandten bei einem bescheidenen Mittagessen zusammen. Nach den DNA-Proben wurden seine Gebeine und die weiterer vier MK-Soldaten in schönen Särgen den Familien übergeben. Ich sprach bei dieser ergreifenden Feier, bei der ich Looksmarts Vater und seinen Sohn kennenlernte. Dieser war noch ein kleiner Junge gewesen, als sein Vater ermordet wurde. Er hat sich sehr resolut dafür eingesetzt, dass man nach Looksmarts sterblichen Überresten suchte. Sein Vater sollte angemessen beerdigt werden. Nach 45 Jahren konnte die Familie dieses Kapitel endlich in Frieden abschließen.

## Zur beiliegenden DVD

Dem Buch ist eine Multi-Media-DVD beigelegt, die wie eine interaktive Website funktioniert, aber *offline*. Die Scheibe enthält alle Originaltexte auf Englisch, die sowohl der englischen als auch der deutschen Buchausgabe zugrunde liegen. Es handelt sich um Kurzgeschichten, Anekdoten, Reden und Artikel, die ich im Laufe der Jahre geschrieben habe und die für sich stehen. Das Buch folgt einem strengeren Handlungsbogen und ist vom Umfang her begrenzt. Viele Geschichten enthalten Gemälde und Fotos. Zudem sind in der englischen Version mehr Details als in der deutschen erwähnt, vor allem Namen von Personen und Beschreibungen von Orten. Da ich häufig interviewt wurde, sind auch zwei Stunden audio-visuelles Material auf der DVD zu finden. Dies ist eine andere Art, meine Lebensgeschichte zu erzählen. Zusätzlich enthält die DVD weitere Kurzbiografien von Comrades, mit freundlicher Genehmigung meines Comrades Archie Sibeko.

Manche werden das Buch bevorzugen und manche die interaktive DVD. Da die Geschichten in sich abgeschlossen sind und einen gemeinsamen Hintergrund haben, gibt es viele Überschneidungen. Meine Lektoren haben darauf bestanden, diese Wiederholungen aus dem Buchmanuskript zu entfernen, aber auf der DVD habe ich den Raum, der Fülle nachzugeben. Ich hoffe, dass sich Digitaltechnik und Buchdruck so gut ergänzen.

Die DVD enthält folgende Abschnitte:

- Geschichten-Sammlung: die vollständigen Geschichten, die dem Buch zugrunde liegen, sowie Dokumente und Schilderungen von Ereignissen, die nicht im Buch enthalten sind.
- Andenken und Anekdoten aus meiner Sammlung von Geschenken und Gemälden.
- Archie Sibeko's *Roll of Honour* – Biografien von 60 ANC-Aktivisten aus den Jahren 1953–1963.
- Audio-visuelle Auszüge aus Familienfilmen, Dokumentarfilmen, Interviews.
- Links zu weiteren Informationen.

Ich hoffe sehr, dass die DVD Lehrern und Dozenten als nützliche Fundgrube für den Unterricht gefallen wird. Kopien für Unterrichtszwecke sind erlaubt, solange die DVD und weitere Quellen vollständig angegeben werden. Die Nutzung für kommerzielle Zwecke ist untersagt. Ich spreche mich ausdrücklich dagegen aus, Inhalte der DVD ins Internet zu stellen und behalte alle Urheberrechte des Materials.

## COMRADE GOLDBERG

### Ein Film von Peter Heller

Nelson Mandelas langer Kampf gegen den Rassismus der weißen Minderheit in Südafrika wurde zur Legende. Im Schatten Mandelas aber blieb einer seiner treuesten Kampfesgenossen – ein weißer Südafrikaner. Der Film porträtiert das Leben des Freiheitskämpfers Denis Goldberg. Zweiundzwanzig Jahre lang hielt man ihn eingesperrt – verurteilt als Bombenleger und Terrorist, gebrandmarkt »als Verräter der weißen Rasse«. Doch auch die Verachtung seiner weißen Mitbürger konnte seinen Willen nicht brechen. Goldberg besiegte Kerker und Folter, ging ins Exil nach England und erlebte die Geburtsstunde der südafrikanischen Demokratie. Heute lebt der 76-jährige ANC-Veteran in Kapstadt und setzt sich in turbulenten Zeiten des Wechsels weiter unablässig für die Menschenwürde ein.

filmkraft film 2010 | 50 Minuten | DVD-Bezugsadresse: Filmkraft Filmproduktion | Dantestraße 27 | 80637 München | filmkraft@t-online.de | www.filmkraft.de



## Zeittafel zur südafrikanischen Geschichte

In der vorkolonialen Zeit wird Südafrika von Khoisan-Völkern im Westen und bantusprachigen Gruppen im Osten bewohnt.

- 1652** landet Jan van Riebeeck mit 90 Soldaten an der Kap-Spitze, um eine Versorgungsstation für die holländische Ost-Indische Kompanie zu errichten. Besatzungsmitglieder der Versorgungsstation, deren Dienstzeit abgelaufen ist, werden als Freibauern angesiedelt. Sie roten die Khoisan-Völker der Kap-Region nahezu aus und betreiben eine auf Sklavenhaltung basierende Landwirtschaft.
- 1779** Bantu-Völker und weiße Eindringlinge treffen aufeinander. Die Expansionsbestrebungen der weißen Siedler lösen mehrere Kriege mit der ansässigen Bevölkerung aus.
- 1797** besetzen britische Truppen als Reaktion auf die napoleonische Besetzung der Niederlande die Kap-Region, die in der Folge zur britischen Kronkolonie wird.
- 1834** verbietet die britische Regierung den Sklavenbesitz. In den folgenden Jahrzehnten kommt es zu einem Kampf zwischen Briten und Buren um die Vorherrschaft. Letztere gründen mehrere Burenrepubliken.
- 1867** Beginn der modernen Apartheid. Nach der Entdeckung von Diamanten und Gold werden immer mehr billige schwarze Arbeitskräfte eingesetzt. Nur Weiße dürfen Diamantenfelder besitzen.
- 1893** Mahatma Gandhi kommt nach Südafrika und organisiert bis 1914 viele Proteste vornehmlich der Inder gegen die Rassendiskriminierung. Seine Philosophie der Gewaltlosigkeit hat den ANC in den Anfängen stark beeinflusst.
- 1899–1902** Zweiter Burenkrieg um die Kontrolle über die Gold- und Diamantenfelder. Die meisten Schwarzen unterstützen die Briten und hoffen auf das am britischen Kap geltende Wahlrecht. Die Buren werden geschlagen und verlieren die Unabhängigkeit der Republiken Transvaal und Oranje-Freistaat, setzen aber einen Friedensvertrag durch, in dem die Briten das bis dahin zumindest nach außen hin geltende Prinzip der Gleichberechtigung aller Weißen und Nicht-Weißen aufgeben.
- 1910** Am 31. Mai wird aus der Kap-Kolonie, Natal und den ehemaligen Burenrepubliken die Südafrikanische Union gebildet. Die britische Kolonialmacht hatte die Verfassung gebilligt, die Afrikanern das Wahlrecht vorenthielt. Nur in der Kapprovinz hatten sie ein sehr

- eingeschränktes Wahlrecht. Südafrika wird selbstständiges Mitglied des Commonwealth.
- 1912** Gründung des African National Congress (ANC).
- 1913** Die Landgesetze verbieten den Bodenerwerb für Afrikaner außerhalb der Reservate. Landlose Kleinbauern können nicht mehr als Pächter auf Großfarmen leben.
- 1914–1918** Im Ersten Weltkrieg kämpfen schwarze Südafrikaner auf europäischen Schlachtfeldern.
- 1921** Gründung der Südafrikanischen Kommunistischen Partei (SACP).
- 1923–1927** Erste Apartheidgesetze werden erlassen: Die Trennung von Wohngebieten nach Rassen wird eingeführt, das Streikrecht für Afrikaner eingeschränkt und außerehelicher Geschlechtsverkehr zwischen Schwarzen und Weißen verboten.
- 1939** Südafrika erklärt NS-Deutschland am 6. September den Krieg. Die britenfreundliche Partei von General Jan Smuts setzt sich mit knapper Mehrheit im weißen Parlament gegen die Fraktion burischer Nationalisten durch, die Südafrika neutral halten will. Nazitreue Organisationen sabotieren die Regierung, verhelfen deutschen U-Booten zur Landung an der namibischen Küste und liefern sich Kämpfe mit südafrikanischen Truppen. Viele Weiße am Kap sympathisierten offen mit den deutschen Faschisten. Der ANC unterstützt den Kampf der Alliierten gegen den Faschismus, verlangt aber, dass Schwarze volle Bürgerrechte erhalten.
- 1944** Gründung der Jugendliga des ANC durch Nelson Mandela, Walter Sisulu, Oliver Tambo u.a.
- 1946/47** Streiks afrikanischer Bergarbeiter werden niedergeschlagen.
- 1948** Bei den Parlamentswahlen siegt die burische Nationale Partei. Die Apartheid wird offizielle Staatsdoktrin und in der Verfassung verankert. Zahlreiche Gesetze werden verschärft. Die Eheschließung zwischen Weißen und allen »Nichtweißen« wird verboten.
- 1949** Walter Sisulu wird ANC-Generalsekretär.
- 1950** Südafrikaner werden bei Geburt gemäß der »Rasse« des Vaters klassifiziert und registriert. Das »Amt für Rassenklassifizierung« teilt die Bevölkerung in Weiße, »Farbige« und Schwarze ein. Siedlungs- und Wohngebiete werden endgültig nach »Rassen« aufgeteilt und Menschen massenhaft zwangsumgesiedelt. Der Zutritt zu den Wohngebieten anderer »Rassen« wird – auch für Weiße – nur mit schriftlicher Genehmigung erlaubt. Die Kommunistische Partei wird verboten. Der Justizminister kann Personen »bannen«, d.h. die persönliche Freiheit durch Publikationsverbot, Hausarrest und Versammlungsverbot einschränken. Zwischen 1950 und 1978 werden insgesamt 1.400 Personen gebannt.
- 1952** Die Passgesetze (von 1923) werden zum wiederholten Male verschärft. Für alle Schwarzen wird das sogenannte Passbuch eingeführt. Damit lassen sich die Bewegungen der schwarzen Arbeiterschaft zwischen Land und Städten besser als bisher systematisch kontrollieren. Zwischen 1948 und 1974 finden über zehn Millionen Verfahren wegen Verstößen gegen die Passgesetze statt.
- 1953** Mit der »kleinen Apartheid« wird die Rassentrennung in öffentlichen Einrichtungen von Parks bis zu Kino- und Bahnschaltern verordnet. Weiße treffen sich mit Mitgliedern des ANC, der SACP und SAIC mit dem Ziel, einen Congress of Democrats (COD) zu gründen. Der ANC will seine Ideen unter der weißen Bevölkerung besser bekannt machen.
- 1955** ANC, der *Congress of Democrats*, der *Indian Congress*, der *Coloured Peoples Congress* – die sogenannten Charteristen – bilden die *Kongress-Allianz*. Am 25. Juni findet in Kliptown, Soweto, der Volkskongress statt. Delegierte aus dem ganzen Land verabschieden die Freiheitscharta, die sich für ein demokratisches und freiheitliches Südafrika ausspricht: »Südafrika gehört allen, die darin leben.« Der ANC nimmt die Charta als offiziellen Teil in seine Statuten auf. Im Dezember werden 156 Aktivisten, darunter fast alle Anführer der Allianz-Organisationen, verhaftet. Die Freiheitscharta sei ein Aufruf zu Revolution und stelle Hochverrat dar.
- 1957** Denis Goldberg tritt in die im Untergrund arbeitende Kommunistische Partei ein. Prominente Mitglieder des Zentralkomitees der SACP sind Brian Bunting, Bram Fischer, Ivan Schermbrucker, Generalsekretäre sind Moses Kotane, Chris Hani und Joe Slovo, später Jeremy Cronin und Ronnie Kasrils.
- 1958** Hendrik Frensch Verwoerd wird Premierminister. Er verschärft die territoriale Apartheid und führt »Homelands« für verschiedene Ethnien ein. Die »Bürger« dieser Gebiete verlieren automatisch die südafrikanische Staatsbürgerschaft.
- 1960** Dem ANC-Vorsitzenden Albert John Luthuli wird als erstem Afrikaner der Friedensnobelpreis verliehen. 21. März: Bei einer gewaltfreien Demonstration gegen die Passgesetze in den Townships Sharpeville und Langa eröffnet die Polizei das Feuer, tötet 69 und verwundet 186 Menschen.

30. März: Erklärung des Ausnahmezustandes, 18.000 Aktivisten werden verhaftet, darunter auch Denis Goldberg und seine Mutter.
- 1961** Am 31. Mai tritt die Südafrikanische Union aus dem Commonwealth aus und nennt sich fortan Südafrikanische Republik. Die Staatschefs der neuen unabhängigen Länder Afrikas, Indien und Malaysia hatten in einem Ultimatum ein Ende der rassistischen Politik oder den Ausschluss Südafrikas gefordert. Verwoerd kommt dem Ausschluss mit einem Austritt zuvor. Der ANC ruft zu einem »Stay at home«-Boykott auf, weil offene Streiks verboten sind.
16. Dezember: Gründung von Umkhonto we Sizwe (»Speer der Nation«), kurz MK, des bewaffneten Arms des ANC.
- 1962** Januar: Nelson Mandela geht nach der Freilassung im Hochverratsprozess in den Untergrund, wird aber im August festgenommen. Im November wird er zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.
- Juni: Der Staat reagiert auf die Anschläge mit neuen Gesetzen: Das Sabotagegesetz erweitert die Machtbefugnisse der Polizei und macht die willkürliche Festnahme einer Person möglich.
- 1963** Das Gesetz zur 90-Tage-Haft tritt in Kraft. Die Behörden werden ermächtigt, verdächtige Personen ohne Gerichtsbeschluss und ohne Zugang zu Anwälten drei Monate in Haft zu halten.
11. Juli: Polizeirazzia auf der Liliesleaf-Farm in Rivonia. 18 Männer werden verhaftet, darunter Denis Goldberg. Nelson Mandela wird aufgrund der in Liliesleaf gefundenen Unterlagen im Rivonia-Prozess zusammen mit Denis Goldberg und weiteren Aktivisten der Sabotage, kommunistischer Aktivitäten und versuchten Umsturzes angeklagt.
11. August: Arthur Goldreich, Harold Wolpe und zwei weiteren Gefangenen gelingt die Flucht. Wolpes Schwager James Kantor wird wenig später verhaftet.
12. Juni 1964: Urteilsverkündung im Rivonia-Prozess. Acht der Angeklagten werden zu mehrmals lebenslänglich verurteilt.
- 1966** Premierminister Verwoerd wird im Plenarsaal von einem Weißen erstochen. Der wird für geisteskrank erklärt und nie vor Gericht gestellt. Nachfolger wird der ehemalige Hitleranhänger B.J. Vorster.
- Dezember: Die UN-Vollversammlung erklärt Apartheid zum Verbrechen gegen die Menschheit.
- 1970** Das Gesetz über die Staatsbürgerschaft beraubt alle schwarzen Südafrikaner ihrer Staatsbürgerschaft. Sie werden zu Bürgern einer der zehn Homelands ernannt. Folge ist eine millionenfache Ausbürgerung der Schwarzen.
- 1973** Generalstreik der Arbeiter in Durban. Fünf schwarze Gewerkschaften werden gegründet und stellen den Anfang der modernen Gewerkschaftsbewegung in Südafrika dar.
- 1975** Nach der Nelkenrevolution in Portugal werden Mosambik und Angola unabhängig.
- 1976** 16. Juni: Schüleraufstand in SOWETO. Auslöser ist die Einführung des burischen Afrikaans als vorgeschriebene Unterrichtssprache an schwarzen Schulen. Bei den landesweiten Protesten werden etwa 600 Menschen getötet und 2.000 verletzt.
- 1977** MK schleust Hunderte Kämpfer nach Südafrika ein. Sie sollen die ANC-Untergrundstrukturen stärken und durch »bewaffnete Propaganda« Massenaktionen begleiten.
- Steve Biko stirbt in Polizeigewahrsam an Gehirnverletzungen aufgrund von Misshandlungen.
- 1978** Über einen regierungsinternen Skandal kommt der bisherige Verteidigungsminister Pieter Willem Botha an die Macht.
- 1979** Flucht von Tim Jenkin, Stephen Lee und Alex Moumbaris aus dem Gefängnis in Pretoria.
- 1980** MK ändert seine Strategie von symbolischen Zielen auf wichtige Institutionen des Apartheidstaates. In den folgenden Jahren werden eine Ö raffinerie, ein Kraftwerk und militärische Anlagen schwer beschädigt. Zum ersten Mal gibt es zivile Opfer.
- 1983** Gründung der United Democratic Front, UDF. Sie versammelt zwei Millionen Menschen aus 600 Organisationen unter ihrem Dach.
- 1984** Militante Jugendliche übernehmen die Macht in den Townships. Sie setzen Schulen, Busse und Geschäfte in Brand und töten angebliche Kollaborateure mit der Polizei. Radio Freedom ruft dazu auf, »das Land unregierbar zu machen«. Der allmächtige, geheime »Sicherheitsrat« übernimmt die Exekutive und regiert das Land mit Ausnahmezuständen.
- Dezember: Erzbischof Desmond Tutu erhält den Friedensnobelpreis.
- 1985** 28. Februar: Denis Goldberg wird freigelassen.
20. Juli: Verschärfter Ausnahmezustand; Zehntausende Aktivisten werden verhaftet. MK entscheidet, »den Krieg in die weißen Vorstädte zu tragen«.
15. August: Präsident Pieter Willem Botha sagt in seiner live übertragenen »Rubikon-Rede«: »Heute, denke ich, überschreiten wir den Rubikon. Es kann keine Umkehr geben.« Die Wirtschaftssanktionen beginnen zu greifen. Beginn der Geheimverhandlungen zwischen Mandela und dem Regime.

Die wichtigsten unabhängigen Gewerkschaften gründen den Dachverband *Congress of South African Trade Unions, COSATU*.

August: Die Passgesetze werden aufgehoben.

**1987** 13. Januar bis 23. März: In der größten Schlacht auf dem afrikanischen Kontinent seit dem Zweiten Weltkrieg zwischen kubanischen, angolischen und südafrikanischen Streitkräften bei Cuito Cuanavale in Angola wird Südafrika geschlagen.

Mai: 2,5 Millionen Menschen befolgen einen zweitägigen »Stay-away« als Antwort auf die Wahlen der Weißen am 6. Mai. Bombenanschlag des Geheimdienstes auf das Gewerkschaftshaus von COSATU.

11. Juni: Mandela-Konzert im Wembley-Stadion in London. 600 Millionen Menschen in aller Welt verfolgen das Konzert am Bildschirm.

**1989** Nach monatelangem Machtkampf wird der Hardliner Pieter W. Botha durch den früheren Erziehungsminister Frederik W. de Klerk gestürzt. Dieser leitet eine Öffnung des Apartheidsystems ein und intensiviert die Geheimgespräche mit Nelson Mandela.

14. Oktober: Walter Sisulu, Ahmed Kathrada, Govan Mbeki, Raymond Mhlaba, Andrew Mlangeni, Elias Motsolaedi, Wilton Mkwayi und andere werden freigelassen.

**1990** 11. Februar: Freilassung Mandelas.

März: Erste Gesprächsrunde zwischen der Regierung und dem ANC.

In Natal nehmen gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen Inkatha und ANC nicht gekannte Ausmaße an; die Repression durch Polizei und Todesschwadronen steigt sprunghaft an. Die bürgerkriegsähnlichen Kämpfe greifen auf die Townships in Johannesburg über. Starke Kräfte aus dem Sicherheitsapparat schüren die Gewalt durch Massaker und Anschläge gezielt an, um das Land zu destabilisieren. Die Auseinandersetzungen halten bis kurz vor den Wahlen 1994 an und kosten mindestens 10.000 Menschen das Leben.

März: Bombenanschlag auf das ANC-Büro in London durch den südafrikanischen Geheimdienst.

Mai: COSATU, ANC und SACP gründen die bis heute bestehende Drei-Parteien-Allianz unter der Führung des ANC.

**1993** April: Der beliebte und als Mandela-Nachfolger gehandelte Chris Hani wird von Rechtsradikalen ermordet. Am Tag seiner Beerdigung streiken vier Millionen Arbeiter.

September: Die Verhandlungspartner unterzeichnen eine Übergangsverfassung. Mit der Amtsübernahme eines Exekutiven Übergangsrates geht am 8. Dezember die Ära der Apartheid zu Ende. Nelson Mandela und F.W. de Klerk erhalten den Friedensnobelpreis.

**1994** 27. April: Erste freie und allgemeine Parlaments- und Präsidentschaftswahlen. Der ANC gewinnt mit deutlicher Mehrheit, Nelson Mandela wird erster Präsident des freien Südafrika. Die Regierung beschließt das im ganzen Land breit diskutierte RDP, ein Aufbau- und Entwicklungsprogramm zur Befriedigung der Grundbedürfnisse durch öffentliche Ausgaben.

**1995** Die Wahrheits- und Versöhnungskommission nimmt ihre Arbeit auf.

**1996** Die Regierung vollzieht, auch unter dem Einfluss der Weltbank, eine wirtschaftspolitische Wende und beschließt das neoliberale Wachstums-, Beschäftigungs- und Umverteilungsprogramm GEAR.

**1999** 16. Juni: Bei den Parlamentswahlen kann der ANC seinen Vorsprung ausbauen. Neuer Staatspräsident wird Thabo Mbeki.

**2003** Das Parlament nimmt den Bericht der Wahrheits- und Versöhnungskommission an. 22.000 Opfer oder Angehörige von Opfern haben vor der Kommission ausgesagt. Zahlreiche Fakten über Menschenrechtsverletzungen unter der Apartheid waren enthüllt worden, die Täter kamen gegen vollständige Geständnisse mit Straffreiheit davon.

**2004** Bei den Wahlen im April erzielt der ANC mit fast 70 Prozent der Stimmen die Zweidrittelmehrheit. Thabo Mbeki wird im Amt bestätigt.

**2007** Auf dem 52. Parteitag des ANC wird in einer Kampfabstimmung Jacob Zuma zum neuen ANC-Präsidenten gewählt.

**2008** Im September tritt Mbeki vom Präsidentenamt zurück. Im Dezember Abspaltung des Congress of the People (COPE) vom ANC.

**2009** Am 9. Mai wird Jacob Zuma südafrikanischer Staatspräsident.